Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

270ster bis 272ster Band.

Enthält:

Londoner Mysterien.

Zehntes bis zwölftes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Londoner Mysterien.

Ein Sittengemälde

von

Sir Francis Trolopp.

(Pendant zu den „Pariser Mysterien, von Eugen Sue.“)

Deutsch bearbeitet

von

Dr. L. Tafel.

Zehntes bis zwölftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Londoner Mysterien.

Zweites Buch.

Die große Familie.

1.

Die Nachtwache.

Im ersten Stockwerk des prachtvollen Gebäudes, das der Marquis von Rio Santo in Belgrave Square bewohnte, befand sich außer seinem Privatcabinet eine Reihe von Zimmern, welche mit demselben verschwenderischen Luxus und demselben guten Geschmack, der Irish House zu einem wirklich wunderbaren, harmonischen Ganzen machte, ausgestattet waren. Diese Gemächer hatten keine besondere Bestimmung. Doch waren sie seit Rio Santo's Ankunft in England keineswegs immer unbewohnt; und die Gerüchte der Londoner Fashion ließen über ihre Bestimmung ein noch unergründetes Geheimniß schweben.

Ein Sprichwort, das jedoch den gesunden Menschenverstand nicht für sich hat, sagt, daß die Stimme des Volkes die Stimme Gottes sei. So paradox aber auch die Weisheit der Völker ist, so ging sie doch noch nicht so weit, daß sie in Betreff der Stimme der

Salons ein bindendes Axiom aufgestellt hätte. Wenn es uns, die wir uns jedoch nicht herausnehmen, für Andere zu denken, erlaubt wäre, einen Vorschlag zur Güte zu thun, so würde letztere die Stimme des Teufels sein.

Das ist unsere aufrichtige, wohlgemeinte Ansicht.

Wie dem auch sei, so muß man doch gestehen, daß Westend, das sich mit Rio Santo ausschließlich beschäftigte, manchmal mit leeren Backen kaute, wenn der große Marquis während vierundzwanzig Stunden nichts Außerordentliches zu Tage förderte. Gleich wurde die Einbildungskraft aufgeboten! Zwei tausend poetische Ladyseelen träumten vier tausend bizarre Geschichtchen, zu denen sich die doppelte Zahl von Dandys als verantwortliche Editoren bekannten.

Ein Schneider würde mit dem tausendsten Theil der zur Publicität gekommenen Märchen ohne Kopf und Schweif sein Glück gemacht haben.

Wir würden unsere Leser sehr in Erstaunen setzen, wenn wir auch nur die Hälfte der von Misses und Lady's der hohen Fashion über den gewöhnlichen unbewohnten Theil von Irish House in Cours gesetzten Hypothesen aufrücken ließen.

Die bescheidenste dieser Vermuthungen stellte die ehrenwerthe Cicely Kemp, jüngere Tochter des Grafen von Drummolon Castle auf, welche eines Abends ihre langen, blonden Locken, die ihre Kinderwangen entlang spielten, schüttelnd, meinte, daß Rio Santo daselbst ein sorgfältig in den fünf Welttheilen ausgesuchtes Harem unterhalte.

Die arme Cicely Kemp war in eilf Monden siebzehn Jahre alt.

Der Gedanke hatte einigen Erfolg, wurde aber entthront von dem glänzenden Einfall der Lady Margaret Wawerbembilwoodie, welche behauptete, der Marquis habe auf ebener Erde zwölf Zimmer, deren jedes mit vierundzwanzig Damenporträts geschmückt sei.

Diese zweihundert acht und achtzig Porträts waren

zu Folge der Lady Wawerbembilwoodie die Hauptmätressen Rio Santo's.

Man fand den Ausdruck Hauptmätressen sublim. Wirklich dieser Gedanke brachte Lady Margaret in ein Riesenrenommé.

Wie dem auch sei, in eines dieser Zimmer war, so weit wir finden, noch keiner der vornehmen Freunde Rio Santo's gedrungen.

Dieses Zimmer stand in keinem Zusammenhang mit den Vorstellungen, welche die exaltirte Einbildungskraft unserer Ladies sich davon machte. Man sah dort nur ein Damenportrait und es hätten dort dreiundzwanzig weitere nicht Platz gehabt: denn das Zimmer war nicht groß und zwei große Spiegel, welche gegen die matten Reflexe einer düstern Sammettapete abstachen, nahmen beinahe seine ganze Breite ein.

Das Damenportrait hieng zwischen zwei Fenster, deren dichte Vorhänge ihre Falten bis auf den Boden warfen. Gegenüber von dem Portrait stand ein Bett. Hinter den Bettvorhängen hörte man den starken Athemzug eines menschlichen Wesens, das mit dem Fieber im Kampfe lag.

Eine Lampe bedeckt mit einem Lichtschirm, brannte auf dem Tisch, und ihre verschleierte Helle rang mit den rothen Strahlen des Tages, welche anfingen durch die herabgelassenen Vorhänge der Fenster durchzudringen.

Rio Santo saß in einem Armsessel unten am Bett. Es war eine schöne, sanfte Frau, deren Porträt bei dem kargen Lichte der ersterbenden Lampe und des werdenden Tages unbestimmt zum Vorschein kam. Das Gepräge rührender Milde, welches in ihrer Miene herrschte, schloß weder den Adel noch selbst jenen flüchtigen und beneidenswerthen Reiz aus, welchen Sachkundige das Pikante nennen. Sie schien noch sehr jung und trug das Costüm der adeligen Miß in der Epoche unserer letzten Kämpfe mit Frankreich.

Das Costüm vom Jahr 1815, an sich unschön und entstellend für gewöhnliche Weiber, wie es zur Genüge die Porträts aus dieser Zeit beweisen, hat nichts desto weniger etwas Jungfräuliches und Naives, das jugendlichen, lachenden, lieblichen Schönheiten gut steht, deren kindliche Stirn mit beinah idyllischer Unschuld gekrönt wird. Die kurzen gelockten Haare, der hohe Leib ohne Falten, der den Busen erhebt und sich anschließt an einen Rock ohne Draperie, passen übel zu großen Zügen und machen jene Gesichter von Königinnen lächerlich, welche durch atlassene Bänder, die wechselnden Reflexe der Flechten oder jene Massen von elastischen Locken gehoben werden müssen, welchen allein die reiche Haarfülle unserer Damen genügen und die deßhalb auf dem Continent anglaises genannt werden. Diese Gesichter brauchen noch die weiten Falten eines nach den Regeln der Kunst geformten Gewandes, da die strengen Linien der antiken Draperie nicht mehr in der Mode sind.

Das schöne Mädchen in unserem Porträt wäre vielleicht in unserer modernen Kleidung noch schöner gewesen; aber ihre Toilette vom Jahr 1815 stand ihr gut. Ihre Haare, von einem hellen, gleichsam unentschiedenen Braun lockten sich leicht und fast durchsichtig über der harmonischsten Stirn, die man sehen kann. Ihre Augen, ihr Mund, ihr Lächeln waren die eines Kindes, das seine erste Liebe träumt und als Weib erwacht.

Ein Dichter hatte sich auf den bloßen Anblick des Porträts in dieses reizende Mädchen verliebt, aber das Costüm hatte sein Datum. Dieses Mädchen war jetzt Frau; fünfzehn bis achtzehn Jahre waren über die sammetne Frische dieser Wangen dahin gegangen und vielleicht waren jetzt Runzeln auf dieser so vollen, so glänzenden Stirn.

Jeder konnte schon in seinem Leben flüchtigen, unerklärlichen Aehnlichkeiten begegnen, welche in einem gegebenen Augenblick lebhaft frappiren, um dann wieder zu verschwinden. Man sucht sie: sie sind nicht mehr

da, und man könnte selbst sagen, daß sie, je mehr man sie sucht, um so mehr entwischen. Müde von der Anstrengung steht man ab, man überredet sich, daß jener Einklang zweier Gegenstände, die man jetzt unähnlich findet, niemals existirte. Es war ein Irrthum der Einbildungskraft, eine Phantasmagorie, ein Traum... Dann, wenn man gar nicht mehr daran denkt, erscheint diese Aehnlichkeit plötzlich wieder auffallender, sie springt in die Augen, läßt sich unmöglich verkennen.

Was kann dieß bewirken? Gewiß verschiedene Dinge; das Licht, das unter gewissen Modifikationen auf die Züge wirkt, und Züge, die sonst in den Hintergrund treten, hervor hebt, die Kleidung, der Kopfputz, die Haltung des Kopfes, eine Gebärde, ein Nichts, und auch und vor Allem ein Gefühl, das plötzlich aus dem Herzen aufsteigt und über das Gesicht dahin schwebt.

Es braucht nicht mehr, und die Aehnlichkeit verschwindet, wie sie gekommen war. Eine Tochter des Zufalls, kehrt sie nur wieder, wenn sie der Zufall zurückführt.

So zerbrechen sich Viele den Kopf und zerquälen ihr Gedächtniß über jene flüchtigen Aehnlichkeiten, welche plötzlich auffallen, und welche sie sonst niemals wahrgenommen hatten. Sie fragen sich angelegentlich: wem gleicht doch dieser Mann, diese Frau; offenbar Jemand ihrer Bekanntschaft? Wie sollten sie es auffinden? Gestern lag noch ein Abgrund zwischen dem Modell und der Kopie, morgen ist dieser Abgrund ausgefüllt, um übermorgen wieder tiefer gegraben zu werden. Diese zwei Gesichter, denen ein Spiel des Lichts, ein Lächeln, eine verschobene Locke eine gegenseitige, überraschende Analogie gibt, sind sich notorisch unähnlich, wie weiß und schwarz, schön und häßlich.

Dieß dürfte zur Genüge erklären, warum die meisten Aehnlichkeiten abwechselnd aufgestellt und bestritten werden. Es gibt Nichts, das sich so wenig ver-

kennen läßt, über das man, wenn es ausgesprochen ist, nicht die Achseln gezuckt, protestirt hätte.

Gewiß, wenn wir in dem Zimmer, in welchem der Herr Marquis von Rio Santo wachte, alle die jungen Frauen, die in unserer Geschichte eine Rolle spielen, versammelt hätten, und wenn Einer unserer Leser sie bei verschlossenen Thüren mit dem so eben geschilderten Porträt vergleichen könnte, so wollten wir wetten, daß ihm keine derselben auch nur die geringste Aehnlichkeit mit dem Gemälde zu haben schien.

Das kommt aber daher, daß Susannah in der Abwesenheit Brian's von Lancaster nicht leicht lächeln würde, und wir nehmen jetzt an, daß Brian nicht zugegen sei.

Rufen wir ihn! Sobald er erscheint, verklärt sich das reizende Gesicht des schönen Mädchens, ihr Auge leuchtet, ihre Stirne strahlt: man könnte sagen, daß eine himmlische Glorie ihrer Schönheit die Krone aufsetzt. Jetzt betrachtet die lächelnde Susannah und betrachtet das Porträt! Sind nicht diese zwei Gesichter von so verschiedenem Charakter sich auffallend ähnlich? Das sanft Melancholische in dem Lächeln des Porträts stimmt mit der leichten Schattirung von Traurigkeit zusammen, welche jeder Freude des schönen Mädchens beigemischt ist. Die Träumerei der Einen ist die Heiterkeit her Andern. Ihre Züge sind verschieden, und auch der Ausdruck ihrer Züge: denn die Eine sah noch die zarte Grazie der Kindheit, die Andere schon den stolzen, nobeln Zauber der kräftigen Frau, aber in beiden strahlt noch die Naivetät des ersten Alters. Nur ist es, wir wiederholen es noch einmal, die Melancholie des schönen Mädchens auf dem Porträt, welche der Heiterkeit Susannahs gleicht.

Und da das Mädchen auf dem Porträt zu denjenigen zu gehören scheint, welche gewöhnlich herzlich lächeln, so wird ihr in einer halben Minute Susannah nicht mehr gleichen.

Diese Dinge gehen vorüber, haben Nichts zu bedeuten. Man wird sie für frivol erklären. Mein Gott! Mylady's, was Sie ernsthaft werden, seitdem ein halb Dutzend französische Professeurs Sie jede Saison in der Algebra, der Geschichte, der Astronomie unterrichten! Nehmen Sie sich in Acht, um's Himmels willen! der Ernst macht häßlich, und wenn diese plauderhaften Professeurs nach Frankreich zurückkehren, erfährt ganz Paris, voll Entsetzen, daß Lady Drummond mit beklagenswerther Leichtigkeit griechische Verse dichtet; daß die Gräfin von Aboyne Gleichungen von einer fabelhaften Größe auflöst, und Miß Elmina Elliot, die rosige Tochter des Grafen von Saint Germain, die holden Mußenstunden in die Trigonometrie und die Differenzialrechnung theilt.

Paris klatscht neckisch in die Hände, meine Damen, und die alte Eifersucht, glücklich, hierin ihr Müthchen zu kühlen, beschimpft die schönste Hälfte von unserem fröhlichen England mit dem widerlichen, schmählichen, abscheulichen Epitheton Blaustrumpf.

Wenn Sie erst wüßten, Mylady's, was Alles zu Paris Blaustrumpf heißt!...

Aber wir sind jetzt in Belgrave Square, wohin nie ein Pariser Blaustrumpf seinen kothigen Fuß gesetzt hat.

Gegenüber von dem Porträt stand, wie wir schon berichtet haben, ein Bett, dessen halbgeöffnete Vorhänge das fieberhafte Röcheln eines Kranken vernehmen ließen.

Als ein kleiner Windstoß mit einem Mal die schwache Flamme der Lampe wieder aufflackern ließ, gewahrte das Auge im Hintergrund des Alkovens das eingefallene, abgezehrte Gesicht eines Mannes. Dieser Mann schlief nicht, aber das Leiden, das auf ihm lastete, hielt ihn unbeweglich auf das Lager nieder. Seine Augen öffneten sich von Zeit zu Zeit bald brennend und roth in der Tiefe ihrer Höhlen, bald niedergeschlagen, erloschen, erstorben, unter der Last einer

mühsam sich hebenden Wimper. Es wäre nicht leicht gewesen, die Einzelheiten seiner Züge zu unterscheiden, denn ausser dem Halbdunkel, in welchem das zerstörte Gesicht erschien, ward es noch beinahe ganz von einem dichten Barte überdeckt.

Der Marquis von Rio Santo saß in einem Armsessel an der Stelle, wo sich die aufgehobenen Vorhänge öffneten, und heftete einen unruhigen Blick auf den Kranken, indem es schien, er sei einem fast ebenso heftigen Fieber, wie dieser, zur Beute. Er war blaß und in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung. Seine Augenlieder, blau unterlaufen von der Anstrengung, traten aus der kränklichen Weiße seiner Stirn und dem entzündeten Rande seiner Augen hervor. Sein Körper, zu fein in seinen Proportionen, um nicht mit einem ungewöhnlichen Leben begabt zu sein, sank zusammen, als wenn ihn alle Kraft verlassen hätte. Er athmete mühevoll, und seine Physiognomie trug das Gepräge bitterer Traurigkeit.

Sieben Uhr schlug es auf der Wanduhr eines benachbarten Zimmers. Rio Santo machte eine Anstrengung, sich umzuwenden, und schaute nach dem Fenster.

„Wieder eine Nacht durchwacht nach einem müßigen Tage!" murmelte er. „Der Mensch hat Recht... er wird mich noch tödten."

Eine plötzliche krampfhafte Zuckung des Kranken bewegte schnell die Decken des Bettes.

„Alle beide!... Alle beide!" rief eine Stimme, als ob sie aus dem Grabe käme.

Rio Santo erhob sich und fuhr mit einem in frisches Wasser und Essig getränkten Tuche über die Stirn.

„Alle beide!... Alle beide!" rief wieder der Kranke, dessen Stimme in ein unverständliches Murmeln erstarb.

„Alle beide!" wiederholte Rio Santo, als wollte er auf dem Gesichte des Kranken den Kommentar zu diesen Worten lesen; „seit sechs Tagen wiederholt er unaufhör-

lich diese Worte! ... Ich kann nicht errathen, was er damit andeuten will ..."

Er faltete seine Hände und eine noch schmerzlichere Entmuthigung malte sich plötzlich auf seinen Zügen.

„Oh! mein Gedanke," fuhr er fort, „mein Gedanke! ... Seit fünfzehn Jahren hatte ich keine Stunde verloren, und jetzt verliere ich sechs Tage in dem Augenblick, wo jeder meiner Tage ein Jahr aufwöge! ... Armer Angus! Er leidet, und er ist der Bruder, von ihr, die so viele, so lange Drangsale mir nicht aus dem Gedächtnisse brachten! ... Wohl muß ich selbst ihm Hülfe leisten, da das Interesse meiner Sicherheit alle andere Hülfe von seinem Leidenslager ferne halten muß! ... Oh! was ich thue, ist nothwendig; aber ein Jahr meines Lebens gäbe ich, wenn ich dieses Bett auch nur vierundzwanzig Stunden verlassen dürfte! ... Vierundzwanzig Stunden! eine Zeit, in der man zwölf Mal sterben könnte."

Er ließ sich in seinen Armsessel zurücksinken.

„Mein Gott!" fuhr er nach einigen Sekunden des Stillschweigens und mit einer Stimme fort, die vor Aufregung zitterte; „wohl denen, welche an der Verwirklichung einer hohen Aufgabe am hellen Tag arbeiten und sich dazu nur erlaubter Mittel bedienen ... Diejenigen müssen in ihrem Herzen eine unzähmbare Macht besitzen, welche, ihre Erinnerungen zurückrufend, im Grund ihres Herzens Nichts als ehrenhafte Handlungen und edle Aufopferung erblicken ... Mein Ziel ist groß ... groß und erhaben!" fuhr er fort, indem er plötzlich sein Haupt erhob; „aber ich war so schwach! Es drängten sich zwischen dieses mein Ziel und mich so viele Hindernisse, die unmöglich beseitigt werden können! Oh, ich bin gewichen! ein Mal aus der Bahn getreten, ließ ich mich von dem Strom meiner thörichten Leidenschaften losreißen ... Ich suchte von meiner riesenhaften Anstrengung Erholung in riesenhaften Orgien! ... Ich wage nicht, auf meine Vergangenheit zurück zu blicken...

Um fest zu stehen, muß ich mein Auge unaufhörlich auf die Zukunft richten... Ich muß, die Vergangenheit fliehend, mich in die Zukunft retten... Ich muß vorwärts... Und doch bleibe ich auf einer Stelle, mein Gott! und ein Mann stürzt sich quer in meine Bahn!... Ein Mann, der mein Bruder ist, dessen Anblick mein Gewissen aufschreckt... ein Mann, der von meinen Geheimnissen so viel weiß, daß er mich zu Grund richten müßte!..."

„Ich hab' ihn gesehen! hab' ihn gesehen!" rief Angus dumpf in diesem Augenblick; „ich habe seine Brust von einer runden, rothen Wunde geöffnet gesehen... und die Stimme meiner Träume sagt mir:

„Das Blut Deiner Adern muß ihm den Tod bringen!"

Rio Santo betrachtete den Kranken mit unbestimmtem Entsetzen.

„Mir den Tod bringen!" wiederholte er langsam; „das wäre eine furchtbare Züchtigung, Mac Farlane, von Deiner Hand zu sterben!... aber ich könnte mich nicht beklagen..."

Auf diese Worte folgte tiefes Stillschweigen. Rio Santo hatte sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und schien in schmerzvolle Gedanken versunken.

Der Tag rückte vor und die Lampe, vom Tage bewältigt, verlor durch die Helle draußen den letzten Schimmer seiner erlöschenden Flamme.

„Sattle mir Billy, mein gutes schwarzes Roß, Dunkan von Leed!" sprach plötzlich der Laird mit klangvoller Stimme; „ich muß heute über den Fluß, um nach London zu gehen und Fergus O'Breane, den Mörder meines Bruders Mac-Nab, zu tödten!"

Rio Santo enthüllte sein Gesicht und machte eine Geberde stummer Ergebung.

„Ich will Dein Roß Billy satteln, Mac Farlane," antwortete er; „aber Fergus O'Breane ist auch Dein Bruder... Du hast keinen Bruder mehr, wenn Du auch ihn getödtet hast!"

„Wahr!" murmelte der Laird, der schmerzvoll unter seinen Decken zitterte; „es ist wahr!"

Dann fuhr er mit so verworrener Stimme fort, daß Rio Santo ihn nicht mehr verstehen konnte:

„Keinen Bruder, keine Töchter mehr! . . . Ich habe sie gesehen . . . alle beide! . . . alle beide!"

Sein Haupt sank erschöpft auf das Kissen zurück.

Rio Santo stand auf und streckte seine müden Glieder. Dann trat er an das Fenster und schob dessen Vorhänge auseinander.

Sein Auge schloß sich, als das Tageslicht gegen ihn strömte, und es wäre für einen Zeugen, der das Geheimniß seiner Einsamkeit belauschte, ein schmerzliches Schauspiel gewesen, die volle Vernichtung in den bleichen Zügen auf seinem erst noch so stolzen Angesicht zu lesen.

Es war, als hätte ihn der Finger Gottes berührt, wie Nebukadnezar: er war nur noch der Schatten seines Ich's.

Das Zimmer, in dem er sich befand, ging auf einen engen Gang, der von den Ställen seiner Behausung nach Belgrave-Lane führte. Der Gang war schon voll von Stallknechten und Grooms.

Rio Santo betrachtete sie mit eifersüchtigem Blicke.

„Sie sind glücklich!" murmelte er endlich; „ihr Leben fließt ohne andere, als körperliche Ermüdung dahin! . . . Sie haben Freunde, die im Falle der Noth für sie eintreten und ihr zufällig unterbrochenes Tagewerk fortsetzen würden! . . . Aber ich! . . . oh! ich bin allein! Mein Werk ruht auf mir! auf mir allein! Da ist der einzige Mann, den ich einmal in eine Ecke meines Herzens blicken ließ; und dieser ist im Irrsinn befangen . . . und erschöpft meine Kräfte in wahnsinnigen Kämpfen. Er tödtet mir Glied für Glied, bis er mich ganz ermordet, wie er es eines Tags in seiner Tollheit noch thun wird."

Er erhob lebhaft die Aermel seines Schlafrocks.

„Er quetscht mir die Arme," fuhr er fort; „seine Nägel haben mir die Brust zerrissen! ... Das Fieber gibt ihm Kraft ... Gestern ging mir der Athem aus, und ich glaubte, ich würde unter seinem wüthenden Drucke erliegen ... Mein Gott! mein Gott! hab' Erbarmen! nicht mit mir, sondern mit den so vielen Unglücklichen, welche leiden, und deren Retter ich seyn wollte ..."

„Rio Santo!" begann Angus wieder spöttisch; „man nennt ihn jetzt Rio Santo ... ich weiß, wer dieser Rio Santo ist ... es ist Fergus, der Bandit von Teviot dala, Fergus der Mörder ... Fergus, den ich nicht tödte, weil mein Herz feig ist gegen einen Menschen, den ich geliebt habe ... Aber ich will Muth fassen, um der Stimme meiner Träume zu gehorchen. Sattle mir das Pferd, Dunkan von Leed! ..."

Rio Santo hörte wehmüthig zu. Eben dieser indiskrete Wahnsinn Mac Farlane's war es, der den Marquis an seinem Bette festhielt. Rio Santo hatte keinen Vertrauten, und kein Ohr durfte diese Geheimnisse hören, die der Fieberwahn offenbarte.

Er blieb hier, er, dessen Rolle, vor fünfzehn Jahren begonnen, und seitdem mit beharrlicher, unermüdlicher Consequenz durchgeführt, dem Augenblick der Entscheidung nahte. Er blieb hier, auf die Gefahr hin, im Angesicht des Hafens zu scheitern.

Er liebte Angus, und bei Rio Santo war jedes Gefühl stark. Seine Liebe gegen das andere Geschlecht allein, zwar gleichfalls stark, erlosch in der Unbeständigkeit.

Nachdem Angus diese letzten Worte ausgesprochen hatte, kehrte er sich auf seinem Lager um, als ob er schlafen wollte. Rio Santo athmete ruhiger. Aber gleich darauf ergriff ein krampfhafter Schauer alle seine Glieder, und sein Gesicht erbleichte und vergelbte noch mehr.

Der Laird hatte sich aufrecht hingesetzt.

Rio Santo nahte sich leise dem Bett, erhob seine Aermel und schloß den Gürtel seines Schlafrocks, als ob er sich auf einen Kampf der Verzweiflung vorbereitete.

Der Laird jedoch lächelte unter dem wilden Gestrüpp seines unordentlichen Bartes, krümmte die Finger und machte die Gebärde, als ob er ein Glas Wiskey in kleinen Zügen schlürfte.

Dann stimmte er mit freudiger, helltönender Stimme das Liedchen an:

Der Laird von Killarwan,
Der Töchter hat zwo.
Nie feinere sah man
Zur Minn' irgendwo
In Glen-Girvan.

Er hielt inne; seine Augenlider senkten sich und er fuhr langsam fort:

Vom Fenster der Laird sieht
Im Morgensonnschein,
Von Jagdlust durchglüht
Wie im nahen Hain
Der Damhirsch daherzieht.

Während dieser zweiten Strophe dämpfte sich seine Stimme, und seine verstörten Augen rollten umher. Rio Santo zitterte.

Angus fuhr fort:

Der Laird, ein guter Waidmann,
Folgte der Fährt'.
Er ruft den Piqueur an:
Auf, auf mit dem Pferd,
Hinan in die Wildbahn.

Mac Farlane keuchte; seine zusammengezogenen Hände zerrissen ihre Decke; ein blutiger Schleier fiel über seine weit geöffneten Augen. Rio Santo raffte sich zusammen, als wollte er vorspringen und einen gefährlichen Feind angreifen.

2.

Der Todeskampf.

Das Liedchen von Killarwan hat viele Strophen, und kein Mädchen zwischen dem Tweed und dem Clyde wäre verlegen, dir alle vom ersten bis zum letzten abzusingen.

Es ist die naiv erzählte Geschichte eines guten Edelmannes vom Thale Girvan, der auf die Jagd geht und in seinem Herrenhaus die zwei hübschesten Töchterchen zurück läßt, die je ein Liebhaber sah. Er bleibt vier Tage aus, reitet seinen Grauschimmel zu Tod, und that Nichts, was die Rede verlohnte. Ach! wie er wieder auf sein Schloß zurückkehrt, hat das Volk von den Bergen seine Ernte vernichtet, seine Scheunen verbrannt und seine Töchter geraubt . . .

Die zwei schönsten Mädchen von Glen-Girvan!

Wenn Rio Santo diese Ballade hätte bis zu Ende hören können, würde er ohne Zweifel die Ursache dieses grausamen Schmerzes, der unaufhörlich den Wahnsinn des Angus nährte, errathen haben. Er hätte den Sinn des so oft wiederholten Ausrufs verstanden.

Alle beide! Alle beide!

Allein das Fieber ließ den unglücklichen Vater nie die Ballade vollenden. Nach vier oder fünf Couplets erreichte sein Schmerz seinen höchsten Punkt: er sah im Geiste das entsetzliche Bild der Entführung der in dem Boote Bob's eingeschlafenen armen Kinder und stürzte sich empor, um ihnen beizuspringen.

Als er die vierte Strophe begann, schäumte bereits sein Mund und sein ganzer Körper erbebte von unbezwingbarem Schrecken.

Rio Santo kannte nur zu gut diese furchtbaren Symptome. Seit sechs Tagen bestand er Abends und Morgens und manchmal noch öfter hitzige Kämpfe mit

dem Laird, welcher in seinem Wahnsinn zum Fenster hinausspringen wollte, weil er dahinter die Themse vermuthete.

Und Rio Santo, erschöpft durch fortgesetzte Nachtwachen sowohl als die ungewohnten Kämpfe, in denen der Laird jene übermenschlichen Kräfte der Fieberkranken entwickelte, zu deren Bewältigung gewöhnlich mehrere kräftige Menschen erfordert werden, fühlte den Augenblick nahen, wo seine Kräfte ihm versagen würden.

So erwartete er, hingebannt vor eine Gefahr, an die Niemand geglaubt hätte, wie die alten Gladiatoren im Amphitheater: so erwartete er das letzte Aufraffen seiner Kraft, denn er wünschte nicht den Tod von Angus, der ihn jedoch jenem in ganz anderer Hinsicht sehr ernstlichen Kampfe, jenem Lieblingskampfe zurückgegeben hätte, dem er sein Leben geweiht hatte. Rio Santo war einmal so. Da, wo andere ehrenhafte Männer die Nichtigkeit menschlicher Ehrenhaftigkeit gezeigt hätten, indem sie unwillkührlich dem niederdrückenden Kampf irgend einen Ausgang wünschten, resignirte Rio Santo und hatte im Grund seines Herzens keinen Schatten von egoistischer Absicht.

Bewahre der Himmel, daß wir diese allen Winden offenen Seelen, gewaltig für das Böse, wie für das Gute, die die Hölle und den Himmel in sich schließen, ohne Ausnahme über die rechtschaffenen Seelen setzten. Wir konstatiren einfach und schlicht eine Thatsache, und schätzen uns glücklich, mittest unserer bescheiden ausgesprochenen Unzulänglichkeit, der Nothwendigkeit zu entgehen, über diesen, allerdings fruchtbaren Gegenstand eine Dissertation zu schreiben, welche uns, wie einem unserer Kollegen in Frankreich, die intelligenten Lobsprüche eines Generaladvokaten zuziehen könnten.

Der Laird stimmte mit rauher und gegen die naive gute Laune der Worte stark kontrastirender Stimme die vierte Strophe an:

Der Laird von Killarwan
Durch Hecken und Dorn
Wie die Windsbraut sprengt an.
Dem Schimmel die Sporn
In die Ripp' stößt der Waidmann.

Diese letzten Worte, auf eine unheimliche Weise hinausgezogen, waren einem herzzereißenden Röcheln gefolgt. Der Laird warf jetzt ungestüm seine Decken zurück und entblößte seine behaarten, furchtbar abgezehrten Beine.

„Sie sind da; sie sind da!" rief er plötzlich; „alle beide... Alle beide in dem Boot!... aber ich bin ein guter Schwimmer!..."

Er wollte nach seiner Gewohnheit auf das Fenster zustürzen, indem er sich an das Fenster im Hotel zum König Georg, das auf die Themse ging, erinnerte. Ein plötzlicher Angriff Rio's hielt ihn zurück.

Er stieß einen furchtbaren Schrei aus; seine Augen rötheten sich, daß sie wie blutig erschienen; sein Athem brannte dem Marquis in's Gesicht, während seine Nägel furchtbar seine Haut zerarbeiteten.

Es war ein schreckliches Ringen, wie man es nur zuweilen in jenen Häusern sieht, wo Unglückliche für armseligen Lohn sich den furchtbaren Angriffen rasender Narren aussetzen. Angus, getrieben von einem Wahnsinn, der seinen Paroxismus erreichte, schlug, riß, biß; man hätte ihn für einen von der Kette befreiten Tiger gehalten, Rio Santo suchte vergeblich seiner Herr zu werden. Da er ihm nicht Schlag für Schlag zurück geben konnte und seinen Widerstand auf bloße Vertheidigung beschränkte, empfing er in jedem Augenblick schreckliche Verletzungen.

Man hörte blos das wüthende Röcheln des Kranken und den keuchenden Athemzug des Marquis.

In einem Augenblick war das Bett von Blut überströmt.

Angus saß aufrecht, mit einem Bein außer dem Bett, das andere ausgestreckt. Mit einem Arm umschloß er Rio Santo's Hals und würgte ihn aus allen Kräften. Mit der andern Hand schlug er unaufhörlich. Der Marquis wandte alle seine Kräfte an, um ihn in dieser Stellung zu erhalten, weil er einsah, daß, hätte der Laird einmal einen Fuß auf den Boden gesetzt, und einen Stützpunkt gefunden, sein Angriff unwiderstehlich würde.

Rio Santo war stark, und seine verzweifelte Lage gab ihm für einen Augenblick seine durch sechstägiges Märtyrthum erschöpfte natürliche Kraft wieder.

Es gelang ihm, den Laird auf das Kissen zurück zu werfen. und er glaubte, mit dieser Krisis zu Ende zu sein. Der Laird blieb wirklich zwei oder drei Sekunden unbeweglich; aber in dem Augenblick, wo Rio Santo wieder Athem holte, richtete sich Angus mit Ungestüm auf, griff ihn mit beiden Händen an der Kehle und würgte ihn, indem er ein wildes Triumphgeschrei ausstieß.

Es war um den Marquis geschehen. Seine Arme sanken leblos an seinen Seiten herab. Er konnte sich weder vertheidigen, noch um Hülfe rufen. Er hatte das Bewußtsein nicht verloren, aber er fühlte sich dermaßen unmächtig und verloren unter dem gräßlichen Druck dieser Eisenfinger, die seine Kehle umschlossen hatten, daß der Instinkt der Vertheidigung in ihm verloren ging.

Die Angst dieses Augenblicks läßt sich nicht beschreiben. Rio Santo glaubte zu sterben. Mit ihm stürzte das ganze Gebäude zusammen, das er mit solcher Anstrengung allein und mit eigenen Händen von unten bis oben aufgerichtet hatte. Seine so ungeheuern, so weit gereiften Plane verschwanden wie eitle Träume. Und da er keinen Vertrauten hatte, so blieb Nichts von ihm, Nichts auf der Welt. Es war ein völliger Tod, mehr als ein Tod, es war ein Schiffbruch in das Nichts.

Keine Spur von ihm sollte seinen Hintritt überleben. Er sollte ganz verschwinden, wie jene Ketzer, deren Leichen man in den Zeiten der Barbarei zerstreute, um ihre Asche nach allen Seiten zu zerstreuen.

In dieser letzten Stunde bereute er bitter, sein Leben dem Gemeinen hingegeben zu haben.

Er verwünschte nicht diesen Menschen, der ihn im Wahnsinn mordete, aber er verwünschte sich selbst und verachtete sich ob seiner Schwäche.

Indem er es auf's Spiel setzte, hatte er pflichtwidrig gehandelt; indem er es verlor, brachte er mit einem Mal wieder seinen Charakter in die menschlichen Proportionen zurück, die er so lange zu überschreiten glaubte. Er machte sich wieder zum Menschen, beinahe zum Kinde, er gab ein Volk hin, um vergeblich die Rettung eines Wahnsinnigen zu versuchen!

Er, der in seinen Träumen eine Welt in Aufstand bringen wollte, sank in den Tod in einem Kampfe, wo der Sieg einem armen Bethlemkranken verbleiben sollte!

Alle diese Gedanken und noch viele andere, die wir nicht aufführen können, weil hier nicht der Ort ist, den Plan des Marquis von Rio Santo, dem er seit fünfzehn Jahren alle seine Stunden widmete, ins Einzelne zu verfolgen, stürmten auf ein Mal auf ihn ein. Mittelst dieser scharfen, synthetischen Anschauung, die dem Todeskampfe eigen ist, überschaute er mit einem Geistesblick sein Werk, sein beinahe schon vollendetes Werk; er sah es groß, glorreich, glänzend im Ganzen und in jedem seiner Theile: er sah es so, aber es war nur noch ein täuschender Traum! Dieses Werk, das er aller Augen verborgen hatte, lag in ihm selbst vergraben; die Verwirklichung hing von seiner eigenen Existenz ab...

Was hätte er für einen Tag Frist gegeben!

Aber seine Zukunft zählte nur noch einige Sekunden. Angus lachte und würgte fort, indem er froh-

lockend mit den Füßen stampfte und von Zeit zu Zeit in ein triumphirendes Hurra ausbrach.

Er glaubte den Räuber seiner Kinder zu erwürgen.

Hoffnung wäre jetzt Thorheit gewesen. Rio Santo schloß die Augen seines Geistes, welche hinter sich bedauerliche Dinge sahen, und versuchte, der Apathie des Todes vorauszueilen.

Es war jedoch vergeblich. Der Schrecken seines Todeskampfes erreichte den Gipfel. Er sah, wie durch eine Wolke, Alles, was er liebte, was er geliebt hatte. Lady Ophelia liebkoste ihn mit ihrem melancholischen, leidenschaftlichen Lächeln. Mary Trevor bot ihm hingebend die Hand, und ein anderes junges Mädchen hatte auf ihn ihr liebliches, bezauberndes Antlitz geheftet, Alles voll kindlicher Unschuld und graziöser Liebe...

Das, was wir hier mit der dem Menschenwort anhängenden Langsamkeit aufführen, war für Rio Santo das Werk einer Viertelminute. Alle die verschiedenen Gegenstände, ernst oder leichtfertig, alle diese Gegenstände, die der Liebe, der Ehrsucht, oder einem großartigern, höheren, minder persönlichen Gefühle, als die Ehrsucht ist, angehörten, schwebten schnell, lebhaft, in blendendem Glanze vor dem Auge seines Geistes vorüber.

Es lag eine Welt von Aufregungen in diesem Todeskampf von einigen Sekunden.

Nie lagen ihm sein Plan und die Einzelheiten seines Plans, einfach in der Auffassung, aber unendlich komplizirt in der Ausführung, so licht vor seinem Auge.

„Das Leben, noch einige Tage Leben, mein Gott,“ dachte er, und der Erfolg konnte mir nicht fehlen! Das Ziel ist da... unter meiner Hand... ich kann es erreichen...

Man findet die Dinge, von denen man auf immer scheiden muß, viel schöner, vollkommener, und Alles

scheint unverlierbar, was man vor dem Spruch des Schicksals aufgeben soll.

Rio Santo, schwach in dieser schmerzlichen Prüfung, flüchtete sich in andere Erinnerungen, die ebenso bitter, aber selbst in ihrer Bitterkeit noch lieblich mundeten. Er ging in Gedanken aufwärts am Strome seiner Vergangenheit und suchte jenseits der neuen Eindrücke seiner feurigen Bestrebungen oder seiner vorübergehenden Liebesabenteuer ein gesegnetes Andenken, eine alte Erinnerung, eine reine Liebe.

Oft hatte er diese reine Liebe wie einen Balsam über die Wunden gelegt, die unter den Wechselfällen seines abenteuerlichen Lebens seinem Herzen geschlagen wurden. Es war ein köstlicher Balsam, ein Universalmittel.

Auch dieß Mal schlug das Mittel an. Das herauf beschworene Traumbild erschien, und Rio Santo fühlte in sich eine beruhigende Kraft.

Der Laird, seinen Sieg verfolgend, hatte ihn auf den Teppich gestürzt und lastete mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf seiner Brust.

Rio Santo, durch dieses Uebermaß physischen Schmerzes galvanisirt, zuckte unwillkührlich und blieb dann unbeweglich.

Unsere Erzählung dreht sich hier in einem ärgerlichen Kreise, und unsere Feder zögert in der Entscheidung über ein gefährliches Dilemma. Jedes Wort, das wir unserer Beschreibung dieser Minute beifügen, gibt, so zu sagen, mit dem Mikroskop betrachtet, unserem Gemälde anscheinend ein weiteres Merkmal von Unwahrscheinlichkeit.

Wie soll man annehmen können, daß so Vieles in so wenigen Sekunden vorgegangen ist?

Wie hätte man aber auch gedacht, ehe man es gesehen hat, daß ein kaum sichtbares Insekt ebenso viel oder noch mehr unterscheidbare Bestandtheile hat als ein vierfüßiges Thier von großem Wuchse? Wie hätte

man vermuthen können, daß in einem Tröpfchen Wasser Ungeheuer sind, deren Seltsamkeit die Schranken der ausschweifendsten Phantasie überschreitet?

Niemand kann sicherlich berechnen, wie viel verschiedene Eindrücke das Herz des Menschen in einer Sekunde aufnehmen kann, noch was ein aufgeregtes Gehirn während derselben Zeit auffassen kann. Die Empfindsamkeit des Herzens, die Elastizität des Geistes wächst in den Augenblicken der Entscheidung in unbekannten Proportionen, und wir können jetzt, nachdem wir diese Prämissen vorausgeschickt haben, besser auf diese Vorwürfe wiederholt die Antwort geben:

Es liegt eine ganze Welt von Gefühlen und Gedanken in dem Todeskampf weniger Sekunden.

Der Leser darf sich also nicht stoßen, wenn er die materielle Zeit, die ein Mensch braucht, des Athems beraubt, das Bewußtsein zu verlieren, mit der vielfachen, subtilen Thätigkeit des Geistes vergleicht, welche Stunden jenes Nachdenkens erfordert, das wir bei dem sterbenden Marquis Rio Santo zu beschreiben versuchen.

Er lag hingestürzt, mit dem Kopf gegen den Teppich, und die Augen freiwillig geschlossen. In diesem Augenblick, wo ihm alle, wenn auch noch so geringe Hoffnung auf Rettung benommen war, hatte er, wie wir schon berichteten, seinen Träumen von Größe, seinen riesenhaften politischen Entwürfen ein schmerzliches Lebewohl gesagt und wandte sich jetzt unter den Zuckungen des Todes, die seiner Unbeweglichkeit vorhergingen, an eine geliebte Erinnerung, einen Trost, der ihm die entflohene Hoffnung ersetzen sollte.

Der Laird würgte noch immer, würgte noch heftiger, und doch ließ sich auf Rio Santo's Stirn, violett von Blut und bunt durch das Zickzack der heftig aufgetriebenen Adern ein unbestimmter Ausdruck von Ruhe nieder.

Dieß war wie der Tropfen frischen Wassers, der dem an's Kreuz geschlagenen Märtyrer gereicht wird.

Die heraufbeschworene Erinnerung hatte sich glücklich und heiter im Herzen Rio Santo's eingestellt. Ein bezauberndes, junges Gesicht mit einem ins Braune nüancirenden Haupthaar auf der Kinderstirn, wie die Glorie einer Engelsunschuld strahlte in seinem Gedächtniß. Dieses Gesicht, dessen Reize unaussprechlich waren, war ohne Zweifel das Original des zwischen den beiden Fenstern aufgehängten Porträts. Aber wie viel schöner war es, als das Porträt!

Es fanden sich zwischen ihnen in der That zwei Unterschiede, deren magische Kraft jeder Liebende anerkennt: erstlich der Abstand des Porträts von dem Original, der kalten Kopie von der lebenden Schönheit, deren Busen schlägt, deren Auge glüht, oder sich schmachtend schließt, deren Blut unter der milchweißen Hülle dahinfließt; es war überdieß der Abstand der Wirklichlichkeit von der Erinnerung, der Prosa von der Poesie.

Rio Santo hatte unter seinem Dahinsterben eine wahrhafte Regung von Wohlseyn, und wirklich dieser Winkel seines Gedächtnisses, in dem dieses theure Bild lebte, mußte mit süßen Erinnerungen gut ausgestattet seyn, um in diesem schreckenvollen Moment eine solche Wirkung hervorzubringen.

Denn der Laird würgte, und würgte viel heftiger, um weniger lang würgen zu müssen.

Rio Santo fühlte, wie seiner Brust der letzte Seufzer entstieg. Der Gedanke an das reine Kind, das ihm in seiner Todesnoth Linderung gewährte, verband sich ohne Zweifel in ihm mit dem Gedanken an den Himmel, denn der Name Gott erstarb auf seinen Lippen.

Dann rief mit der höchsten Anstrengung seine erstickte Stimme schwach den andern Namen:

„Mary!“

Angus fuhr leicht zusammen und ließ ihn augenblicklich los.

„Mary!“ wiederholte er, „wer spricht von Mary?“

Er neigte sein Ohr bis zum Munde Rio Santo's. Rio Santo sprach den Namen nicht zum zweiten Mal. Er athmete nicht mehr.

Angus richtete sich auf. Es ging ihm ein neuer Gedanke durch sein vom Fieber zerrüttetes Gehirn.

„Was thue ich hier?“ murmelte er. „Ach! ach! recht! Ich gehe nach Cornhill, um nach meinen Mädchen zu sehen. Sie werden jetzt recht schön geworden sein!“

Sein Auge fiel wieder auf Rio Santo. Er machte einen gewaltigen Sprung, der ihn bis vor das Porträt brachte.

„Fergus!“ brummte er vor Furcht und Leidenschaft, „Fergus O'Breane! Immer steht mir das Bild des todten, durch meine Hand getödteten Fergus vor Augen! ... Die Stimme der Träume sagte mir noch diese Nacht ... Oh! ich erinnere mich ... Die Stimme der Träume, welche die Stimme meines Bruders Mac-Nab ist, sagte mir: Dein Blut, das Blut deiner Adern muß ihn tödten ... Mein Gott! Es muß was Entsetzliches sein, einen Menschen zu tödten, den man geliebt hat ... einen Menschen, den man liebt!“

Mit Schrecken wandte er sich von dieser, wie er glaubte, übernatürlichen Erscheinung ab. Bei dieser Bewegung fiel sein Blick auf das zwischen den beiden Fenstern aufgehängte Porträt.

„Mary!“ murmelte er leise; „wohl wußte ich, daß ich den Namen Mary aussprechen hörte ... Hier ist sie ..., meine gute Schwester Mary! ... Sie sieht mich nicht: denn sie würde eilen, ihren alten Bruder zu umarmen. .. Ja, ich bin alt, ich ... Und wie jung sie ist, sie! Sie hat jedoch auch viel gelitten.

Der kalte Boden machte sich seinen unbeschuhten Füßen fühlbar und er bemerkte seine Nacktheit. Seine verstörten Züge, denen sein struppiger Bart den Anschein von Wildheit gab, verriethen bald die Verlegenheit eines Kindes, das von einem strengen Lehrer über

einer Unart ertappt wird. Er reckte seine abgezehrten Arme gegen das Porträt aus und lächelte schmeichelnd.

„Mary, meine gute Schwester Mary," sprach er, indem er sich gegen das Bett zurückzog, „sei mir nicht böse... ich lege mich ja wieder in's Bett.. Ich habe grausamen Durst... ich wollte trinken... Warum hat man mein schwarzes Roß nicht gesattelt, Mary?" Ich wollte nach London, um meine Töchter zu besuchen... und auch... aber Mary muß das nicht wissen, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort;... und auch um Fergus O'Breane, den Mörder meines Bruders Mac Nab, zu tödten."

So sprechend ging er rückwärts nach dem Bett zurück. Sein Fuß stieß an Rio Santo's Schulter, welcher bewegungslos auf dem Teppich lag. Er stieß einen Schrei des Entsetzens aus und zitterte, als ob ein allgemeines Beben ihn ergriffen hätte.

„Immer das schreckliche Gesicht!" sprach er, immer, Gott will es so haben!

Er fiel wie eine leblose Masse quer auf das Bett, den Kopf gegen die Wand gekehrt.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte im Zimmer.

Angus schlief erschöpft von dem Kampf, dessen sein kranker Geist sich gar nicht mehr bewußt war, der aber bei ihm eine Ermüdung herbeigeführt hatte, deren Wirkungen sich seiner physischen Natur fühlbar machten. Rio Santo, wie eine Leiche auf den Teppich ausgestreckt, hatte, wie es schien, kein Leben mehr in sich. Seine Augen, halb geöffnet, zeigten unter den rückgekrümmten Haaren seiner Wimpern ihren matten, gläsernen Schmelz. Sein Mund, ebenfalls geöffnet, ließ kramphaft geschlossene Zähne sehen. Jedes seiner Glieder behielt, leblos und kraftlos, seine Lage wie in den letzten Augenblicken des Kampfes, und seine schönen schwarzen Haare mengten sich zerstreut mit dem seidenen Pelzwerk des Teppichs.

Die blutrothe Sonne, der Wintermorgen an der

Themse warf über diese Trauerscene ein seltsames Licht und röthete widerlich den nackten, behaarten Leib des auf das Bett ausgestreckten Laird's.

Das Porträt allein schien zu leben, und warf sein glückliches Lächeln auf den Wahnsinnigen und sein Opfer.

Einige Minuten vergingen so.

Nach dieser Zeit hätte ein offenes Ohr in dem Zimmer ein unbestimmtes, fortwährendes Geräusch vernommen, das aus dem Getäfel rechts von dem Porträt zu kommen schien.

Es war, als ob ein Schlüssel von ungeübter Hand in ein unbekanntes Schloß gesteckt werden wollte.

Aber das Tafelwerk zeigte auf dieser Seite keine Spur von einer Thür.

Das Geräusch dauerte jedoch fort. Es war allerdings ein Schloß, in welchem ein Schlüssel ungeschickt gedreht zu werden schien.

Endlich bewegte sich plötzlich der Riegel unter einem auf's Gerathewohl gerichteten Druck. Das Getäfel blieb jedoch unbeweglich. Erst nach einer Minute bewegte sich langsam eine Füllung desselben. Hinter dieser halbgeöffneten Füllung erschien das blasse Gesicht des Doktor's Moore.

Er war noch bläßer als gewöhnlich und schien betroffen über die kühne Zudringlichkeit, die er sich erlaubte.

Diese Zudringlichkeit hatte für ihn jedoch kein entscheidendes Resultat; denn in dem Augenblick, in welchem er den Kopf hinter der Füllung vorstreckte, ließ sich draußen das Geräusch eines Trittes nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers vernehmen. Der Doktor schloß wieder leise das Getäfel und legte durch ein bedeutungsvolles Schütteln des Kopfes seinen Aerger über getäuschte Hoffnung auf Befriedigung seiner Neugierde zu Tag.

Beinahe in demselben Augenblick stürzte der Ka-

valier Angelo Bembo, von dem schönen Hunde Lovely gefolgt, in das Zimmer. Lovely sprang bis zu der Füllung, die sich wieder schloß, und bellte laut; dann wandte er sich zur Leiche seines Herrn zurück und stieß ein klägliches Geheul aus.

3.

Bei einer Leiche.

Der Kavalier Angelo Bembo hatte das Haupt des Marquis aufgehoben und hielt es zwischen den Knien. Er befühlte ihm das Herz: es schlug nicht mehr; er fühlte ihm den Puls: er ging nicht mehr. Er wollte nicht daran glauben.

„Signor!“ sprach er, Signor!.. antworten Sie mir... Sie hatten mir verboten, mich diesem Theile des Hauses zu nähern, und dennoch wachte ich Tag und Nacht hinter dieser Thür... ich war Ihnen ungehorsam... und weil ich meinen Posten einige Minuten verlassen habe!... um Gotteswillen, antworten Sie mir!“

Lovely roch an ihm, wandte sich ab und seufzte.

„Schweig!“ rief Bembo erzürnt; „du weinst zu bald; er ist nicht todt... kusche dich, Lovely, du siehst ja, daß er schlaft!.. Don Jose, im Namen Gottes, antworten Sie mir, Don Jose!“

Bembo versuchte die Leiche des Marquis aufzuheben, aber seine Aufregung benahm ihm alle Kraft. Er streckte sich nun der Länge nach auf den Teppich, und legte sich wieder Rio Santo's Haupt auf den Busen.

Lovely lagerte sich mit feuchtem Auge zu den Füßen seines Herrn und hielt seine Schnauze in das lange Seidenhaar des Teppichs.

Bembo war vom Schmerz überwältigt; die Ueberzeugung hatte sich ihm aufgedrungen, und er wußte jetzt,

daß er neben einer Leiche lag. Bembo hatte junges, heißes Blut, sein schwacher Wille, vollkommen dem höheren Willen des Marquis unterthan, hatte nicht jenen widerstrebenden Gehorsam der Vasallen, welche gegen den Herrn blindlings protestiren und zum Aufstande treiben. Er liebte den Marquis; er setzte Vertrauen in ihn. Seine Hingebung, vielleicht unüberlegt, war feurig und unbedingt. Rio Santo war der Gegenstand seiner unbegränzten Bewunderung und Verehrung; seine hohen und kühnen Entwürfe waren ihm nicht durchaus unbekannt.

Seit langer Zeit verlebte er seine Tage in der Nähe des Marquis, und dieser, unaufhörlich bei sich die Wechselfälle und Gefahren des kühnen Spiels, das er in der Hand hielt, überlegend, hatte einen Theil des Geheimnisses sich entwischen lassen. Der lebhafte Verstand Angelo Bembo's bedurfte keiner gewichtigen, weiteren Indizien, um auf die Spur zu kommen. Er gehörte zu jenen poetischen, subtilen Geistern, welche ahnen und das Unbekannte auf einer ganz kleinen Spitze der Wirklichkeit aufbauen; aber er war auch ein furchtsames, ehrliches Gemüth. Er wollte nicht weiter gehen, als seine Einbildungskraft, ihm unbewußt, und gleichsam gegen seinen Willen, gefolgert hätte; geschickt, die Spur eines Geheimnisses zu verfolgen, hatte er dennoch Augen und Ohren verschlossen, um nicht in den Fall zu kommen, einer Versuchung zu unterliegen, mehr zu wissen, besser zu errathen und dem Geheimnisse, auf dessen Oberfläche er Blicke gethan, auf den Grund zu gehen.

Das Vertrauen des Marquis hätte ihn überglücklich, stolz gemacht und ihn vielleicht in seiner Selbstschätzung so hoch gehoben, daß er plötzlich zum Manne erstarkt wäre. Aber bis Rio Santo selbst spräche, glaubte er nicht, das Recht zu haben, seine innersten Gedanken zu entsiegeln, um einen neugierigen Blick darauf zu thun.

Rio Santo liebte ihn, und Rio Santo war für ihn das Ideal des Schönen, Edeln, Großen. So bewundert man nicht, ohne ein wenig zu fürchten, und der Cavalier

Angelo Bembo legte zu aufrichtig das Bekenntniß seiner Unterordnung ab, als daß er sich nicht den Pflichten eines Lehnsmanns wirklich unterworfen haben würde. Was die finstern Machinationen betrifft, die in der Nacht um ihn her vor sich gingen, so erfüllte seine parteiische Anhänglichkeit an den Marquis zwei Aufgaben derselben mit bewundernswerthem Takt. Alles, was Rio Santo betraf, war nach ihm wohlgethan, nicht allein entschuldbar, sondern auch erlaubt. Rio Santo war in seinen Augen, eine wirkliche, Krieg führende Macht; nun läßt der Krieg alle Arten von Waffen zu und besteht nicht ausschließlich darin, daß man unter dem Basse der Klappschlangen und unter dem Schalle der Kanonen vierzig bis fünfzigtausend Säbelträger, glorreiche Maschinen, welche sich Soldaten, Sergenten, Hauptleute, nennen und denen man nicht erlaubt, eine eigene Intelligenz zu haben, traurige Gladiatoren, die meist für den Ruhm von Chefs sterben, die sie verachten, und deren Blut, heldenmüthig vergossen, irgend einem alten Herrn zu Gute kommt, dessen krummbeinige Glieder dreißig närrische Ladies in Bronze gießen lassen, und den sie mit dem Spottnamen Achill oder Cäsar dekoriren, auf der Mensur in optima forma über'n Haufen wirft. Der Krieg wird manchmal anders geführt, er tödtet oft mit weniger Geräusche die armen Leute, welche die Politik in schöne Uniformen steckt, und vor ihre eiteln koketten Kinderaugen glänzenden Flitter, ein wenig Gold, ein wenig Purpur hält, das die Blößen ihrer Knechtschaft deckt; aber sie kommt sicherer zu ihrem Ziele. Diese stillen Kriege werfen die Reiche zu Boden und nicht mehr jene Mordparaden, welche zu viel Geld kosten, als daß man von ihnen sagen könnte, daß sie wenigstens die Felder düngen, auf welchen die Schlacht geschlagen wurde.

Rio Santo, eine bewaffnete Macht ohne Krieg, hatte ein Recht auf die Kriegslist. Der Cavalier Bembo bediente sich dieses Schlüssels, um jede seiner Handlungen aufzuschließen, und dieser Schlüssel paßte in alle Schlös-

ser. Aber dieser Schlüssel wurde blos bei Rio Santo angewendet. Die andern Glieder der mysteriösen Genossenschaft, von denen Bembo einen Theil ausmachte, ohne jedoch thätig an ihren Schlichen Theil zu nehmen, hatten weder die gleichen Vorwände, die man zu ihren Gunsten anführen konnte, noch dieselben Entschuldigungen geltend zu machen. Sie wußten Nichts von den hohen Entwürfen ihres Herrn; sie hätten sich vielleicht mit aller Macht der Ausführung seiner Riesenplane widersetzt. In seinen Händen waren sie Werkzeuge; sein kräftiger Arm hatte ihren Instinkt zu Revolten niederzuhalten gewußt; sie dienten ihm zitternd, denn sie wußten, daß er stark war.

Aber obgleich sie ihm dienten, gingen sie doch im Geleise ihrer Heillosigkeit fort; sie waren Banditen mit Leib und Seele, sie raubten aus Liebe zur Plünderung, und ihre schuldhafte Industrie, obgleich nach einem ungeheuern und unermeßlichen Maßstabe organisirt, watete doch vor den Augen des ehrlichen Mannes in dem alten Koth.

In der That nur unsre Diplomaten und unsre Banquiers, empfehlenswerthe Kasuisten, die hoch im Kredit stehen, machen einen Unterschied zwischen dem Diebstahl eines Kronenthalers und dem einer Million Sterling.

Einige gutmüthige Leser werden uns diesen Diplomaten und Banquiers gegenüber sehr streng finden, und selbst auch denken, daß es entschuldbarer ist, einen Schilling, als eine Million Guineen zu stehlen. Gott sei's gedankt, wenn sich noch Leser finden, die mit solchem Aufwand von Tugend eine abscheuliche Sache vertheidigen! Wir antworten ihnen blos, daß ihre dienstwillige Vertheidigung noch strenger ist als unsre Anklage; denn gerade der Diebstahl von Millionen wird in einer gewissen Welt entschuldigt, wenn man ihn nicht lobt.

Was den Elenden betrifft, der dieses Gesetz nur für einige Pence überschreitet, pfui! — kein Strick ist rauh genug, um ihn zu hängen.

Angelo Bembo verachtete von Grund seines Her-

zens dieses Heer von Missethätern, welches in der Nacht von London manövrirt und unzählige hierarchische Abstufungen hat; von dem swell mob bis zu seinen Subalternen, die in dem Koth von Saint Giles und von White Chapel stecken, von dem irländischen Schuft, der an den Zugängen zu den katholischen Kapellen bettelt, bis zu dem edeln Lord, der sich in den Mantel seiner Unverletzlichkeit hüllt, und in der hohen Kammer über Gesetze votirt, über die er sich am andern Morgen in der gemischten Gesellschaft seiner Lieblingsschenke lustig macht. Angelo kannte diesen Krebsschaden der großen Stadt bis in das kleinste Getheil; er wußte, daß die Familie der Londoner Diebe, welche sich überall, in den Höhen wie in den Niederungen der Gesellschaft rekrutirt, an einer Kette, an welcher kein Gelenkchen fehlt, die ganze Stadt umknebelt hält.

Er wußte auch, daß der Marquis von Rio Santo mit einem Wink die hunderttausend Glieder dieser furchtbaren Familie in Bewegung setzen konnte.

Aber die Berührung des Mannes, den er hochachtete, mit dieser schändlichen Rotte, gegen welche er bei jeder Gelegenheit seinen höhnenden Abscheu unverhohlen zu erkennen gab, empörte ihn nicht.

Es war ein Mal bei ihm beschlossen, ihn zu bewundern. Wenn man außerdem ein Mal den Fall eines Krieges annahm, wenn Rio Santo ein Mal England gegenüber als legitimer Feind dastand (und wir können versichern, daß dieser gewagte Ausdruck wenigstens das Verdienst hat, dem Marquis gegenüber von England die gehörige Stellung anzuweisen) wenn, sagen wir, das Recht, den Kampf zu eröffnen, angenommen wird, so ist die Berührung Rio Santo's mit Leuten wie Tyrrel, Doktor Moore und andern nicht größern Verbrechern, aber doch solchen, die noch tiefer in dem Kothe stecken, nach den ewigen Gesetzen des Krieges ganz normal. Wann haben je große Feldherren die Beihülfe Verbündeter verschmäht, die der Räuberei verdächtig waren?

Die Lanzenknechte Deutschlands, die Routiers Frankreichs, die Condottieri Italiens waren so gut Gurgelabschneider als Soldaten, und einer unserer Fürsten, den die Geschichte unter der Zahl der Helden rühmt, unser Richard, der Ritterliche, der Nebenbuhler Philipps von Frankreich verschmähte, sagt man, nicht der Beihülfe der Bogenschützen Robin-Hoods, um wieder siegreich die Stufen des Throns seiner Väter zu besteigen. Nun war aber Robin von Norweed, mit Verlaub des göttlichen Sängers Wilfrieds von Ivanhoe, einer der blutdürstigsten Banditen, die jemals die englische Erde hervorgebracht hat.

Ein fruchtbarer Boden jedoch, ein klassisches Land für Banditen ohne Mitleid ist unser England!

So, oder vielleicht anders und noch viel besser räsonnirte Angelo. Jedenfalls gelangte er zu dem Endresultat, sich zu überzeugen, daß an Rio Santo keine Sünde haftete.

Hierin mochte ihm als Malteser sein Aerger gegen die Engländer für etwas gut sein; was aber am meisten im Grund seiner Seele für den Marquis sprach, das waren die blendenden Eigenschaften dieses seltsamen Mannes, dessen Zauber in der That mit wirklicher Gewalt auf die brausende, aber schwache ächt italiänische Natur Angelo's wirken mußte, weniger der arglistige Gedanke, der im Hintergrund lauert, und oft, gleich der Lava eines halb erloschenen Vulkans, in glühenden, weichen Herzen dem edeln Aufschwung des ersten Eindruckes folgt.

Er gehörte Rio Santo an; seine Hingebung war ohne Gränzen. Weder Rio Santo, noch er selbst wußte, wie weit sie ging, weil es großartigen Hingebungen eigen ist, nicht in laute, prahlerische Betheurungen auszubrechen, und welche zu instinktmäßig und natürlich sind, als daß sie sich selbst Maß und Ziel setzen könnten.

Seit dem Abend, wo der Marquis dem Fürsten Dimitri Tolstoy dem russischen Botschafter, Audienz gegeben hatte, hatte er sich in Irisch-Hause eingeschlossen.

Die Veranlassung dieser plötzlichen und völligen Abschließung ist für den Leser kein Geheimniß. Rio Santo hatte, als er aus dem kurzen Schlummer erwachte, der ihn auf demselben Sopha, den so eben der Fürst verlassen hatte, überfallen, Angus Mac Farlane blutend, halb todt zu seinen Füßen ausgestreckt gefunden.

Dieser Umstand allein bedarf vielleicht einer kurzen Erläuterung. Nach dem wüthenden Angriff Bob Lanterns, der ihn mitten in die Strömung der Themse geworfen hatte, trieb Angus Mac Farlane, betäubt durch die wiederholten Erschütterungen, die jeden andern Schädel, außer dem eines guten Schotten, zerschmettert hätten, wie eine leblose Masse, unfähig, eine Anstrengung zu seiner Rettung zu machen, dahin. Aber dieser Augenblick der Abspannung war nur kurz, der Instinkt des Schwimmers gewann die Oberhand, ehe noch Angus seiner Lage sich bewußt wurde, und einige mechanische Bewegungen, die einzig aus der langen Vertrautheit mit ähnlichen Gefahren hervorgingen, brachten ihn wieder an die Oberfläche.

Er athmete lang und hielt sich über dem Wasser, wie ein Seehund hätte thun können, ohne zu wissen, daß er schwamm. Schon nach einer Minute vermochte er wieder die Augen zu öffnen. Der Mond glänzte noch über der Brücke der Blackfriars und die Strömung der Themse zeigte weithin ihre beleuchtete Silberfläche.

Angus Mac Farlane sah sich um. Er wußte nicht, was er suchte, aber er suchte etwas.

In diesem Augenblick glitt Bob's Barke in aller Stille durch die Bögen der Brücke hin, wandte sich bei Seite und gelangte an's Land ein wenig unter der Bridg-Street, an dem Privatlandungsplatze eines großen Hauses der Upper Thames-Street (obere Themsestraße).

Diese Landungsplätze, welche sich alle gleichen und die ein Gewölbe mit der Straße verbindet, werden nicht sehr thätig von der Flußpolizei überwacht. Wer könnte auch auf den Gedanken kommen, daß Coventry und

Söhne oder Redgow und Comp. Contrebande treiben? Wegen dieser Nachläßigkeit der Polizei, die jedoch in einem lobenswerthen und in das Herz jedes Engländers tief eingegrabenen Gefühle, dem schuldigen Respekt vor den Millionen ihren Grund hat, dienen diese Landungsplätze manchmal zu schlimmeren Zwecken.

Unter dem Gewölbe zwischen den Frachtkarren des Hauses Coventry und Söhne stand ein Fiaker, mit zwei starken Pferden bespannt. Dieser Fiaker erwartete Bob und hatte ihm schon am Abend zur Ueberbringung der beiden Töchter des Laird's von ihrem Hause in Cornhill nach dem Hotel zum König Georg gedient.

„He!“ schrie Bob; „ist nicht Herr Pritchard da?“

„Nein,“ antworteten die Kärrner.

„Gott straf' ihn!“ murrte Bob, „wer nimmt mir dann meine Kattunballen ab?“

Herr Pritchard war einer der Hauptcommis des Hauses Coventry.

„Gee“ (hott!) schrie ein Kärrner, indem er seinen Pferden einen Peitschenhieb gab.

Ein schwerfälliges Gefährt setzte sich in Bewegung auf den Rails, welche zur Erleichterung der Auffahrt in dem Gewölbe dienten.

Während die Lightermen in Gesellschaft der Kärrner fluchten und die Eisen der Pferde, auf dem klebrigen Pflaster hingleitend, in dem Dunkel des Gewölbes Funken schlugen, stieg der Kutscher des Fiakers in aller Stille von seinem Sitz, öffnete den Kutschenschlag und half Bob Lantern die Ausladung seiner zwei Kattunballen bewerkstelligen.

Sobald die zwei Schwestern in dem Gefährte waren, stieß Bob die Barke mit dem Fuß ins Wasser zurück, stieg den Fußtritt hinauf und streckte sich auf den Kissen aus, indem er brummte:

„Man kann wohl sagen, daß ich diesen Abend mein armes Geld sauer verdienen mußte. He“, schrie er

dann durch die Wagenthür, in dem Augenblick, als der Fiaker über die Schwelle des Gewölbes fuhr, „sagt Herrn Pritchard, daß ich sein gehorsamer Diener bin.“

Die beiden Pferde des Fiakers galoppirten in die Upper Thames-Street.

Jetzt war Bob außer dem Bereiche aller Gefahr, und der Himmel allein konnte den armen Kindern, die ihm zur Beute geworden waren, helfen.

Der Laird kam indessen wieder allmählig zur Besinnung. Einen Augenblick wurde es licht in seinem verstörten Geiste, ein herzzerreißender Angstruf entstieg keuchend seiner Brust.

„Anna, Clary!“ rief er, indem er sich durch eine gewandte und kräftige Anstrengung über das Wasser erhob. So bewältigte er einige Sekunden die Strömung der Themse, die glänzend vom Monde erleuchtet wurde, der endlich, mit den Wolken ringend, obgesiegt hatte. Er sah Nichts. Zufällig fuhr gerade in diesem Augenblick kein Boot in dem Fluß.

Angus sank wieder vernichtet zurück. Dann bedeckte von Neuem ein dichter Nebel seinen Verstand. Den mechanischen Mächten des Instinktes anheim gegeben, schwamm er gegen das Ufer und gewann Boden, hundert Schritt oberhalb dem Punkte, wo Bob gelandet hatte.

Der Laird war nach London gekommen, um den Marquis von Rio Santo zu besuchen, mit dem er in engen und geheimen Verbindungen stand. Wir müssen sogleich bemerken, daß seine Geisteskräfte seit mehrern Jahren häufig nicht im normalen Zustande waren. Er war nicht verrückt, aber eine fixe Idee beherrschte sein Gehirn und tyrannisirte seinen Willen.

Er wollte Rio Santo besuchen, weil er ihn liebte, und weil eine unbezwingbare Gewalt ihn zu ihm hin rieb, ihn zu tödten.

Zum dritten Male schon seit der Ankunft des Marquis verließ er so Schottland, ohne daß seine Töchter

es wußten, und kam nach London. Er kannte den Weg nach Belgrave-Square und die Eingänge in Irish House.

Einmal am Lande, erstarrt, blutend, halbtodt, nahm er wankend, und oft genöthigt, sich an den Wänden der Häuser zu halten, seine Richtung nach Belgrave-Square. Lang ist der Weg von den Temple Gardens nach Pimlico. Es war beinahe eilf Uhr, als der Laird, erschöpft, den Goosvenor-Platz betrat. Er wandte sich nicht nach der Seite von Belgrave-Square. Ohne sich Rechenschaft von seinem Thun zu geben, schlug er den Weg nach der Lane ein, welche denselben Namen führt, weil er, wie viele Andere, gewohnt war, hier in Irish House einzutreten.

Mitten in der Belgrave-Lane wandte er sich um die Ecke eines kleinen Gangs und stützte sich an der Seite einer geschlossenen Thür an die Mauer.

Nach einigen Minuten öffnete sich diese Thür und heraus kam ein Mann von großer Taille, in einen Mantel gehüllt. Dieser Mann, welcher einige Worte des Unwillen's brummte und vergaß, die Thür zu schließen, war nichts weniger als der Fürst Dimitri Tolstoy, Botschafter Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen. Angus Mac Farlane stieß die Thür auf und trat ein. Seine Kleider, triefend von Wasser, brachten ihn in Erstarrung; die Erschöpfung drückte ihn nieder; sein offener Schädel blutete, und verursachte ihm furchtbare Schmerzen. Er konnte kaum mehr athmen.

Nichts desto weniger gelangte er, ohne sich zu täuschen, mitten durch das Labyrinth bekannter Gänge nach dem Erdgeschoß von Irish House, an die Thür des abgeschiedenen Salon's, wo die Unterredung des Fürsten und des Marquis stattgefunden hatte.

Er trat ein und schleppte sich, auf dem Teppich kriechend, bis zu den Füßen Rio Santo's, der auf der Ottomane eingeschlafen war. Hier verließen ihn seine

Kräfte und er sank nieder, indem er die Namen Anna und Clary murmelte.

Das Uebrige wissen wir.

Seit diesem Tage hatte sich Rio Santo auf ein abgelegenes Zimmer hinter dem Kabinet confinirt, wohin er sich in den Stunden der Geschäfte zurückzuziehen pflegte.

Der Zutritt in dieses Zimmer war streng verboten. Zur Essenszeit fand man Rio Santo in seinem Kabinet. Die Gerichte, welche man ihm brachte, wurden am andern Tage beinahe unberührt wieder abgetragen.

Seit diesem Tage strich auch der Cavalier Angelo Bembo unaufhörlich um das Zimmer herum, in welchem der Laird lag. Er hatte zwei oder drei Male Rio Santo gesehen, ohne mit ihm sprechen zu können, und die Miene, das Aussehen schrecklicher Erschöpfung, der Ausdruck schmerzlicher Entmuthigung, welche die stolze Ruhe in dem Gesichte des Marquis ersetzten, erzeugten in Bembo eine Unruhe, die sich mit jedem Tage steigerte. Ein einziger Mann, der Doktor Moore, hatte manchmal Zutritt in Rio Santo's Kabinet. Der junge Italiäner spähte in seiner beunruhigten Anhänglichkeit unaufhörlich. Er suchte zu sehen und zu hören durch die Thür, welche auf den innern Corridor von Irish-House ging, eine Thür, durch welche wir ihn plötzlich eintreten sahen. Lange Zeit hörte und sah er Nichts.

Eines Abends endlich drangen seltsame Töne in sein Ohr. Eine rauhe, monotone Stimme sang den Refrain einer schottischen Volksballade, hierauf erfolgte ein tiefes Stillschweigen.

Bembo glaubte ein gedoppeltes Keuchen und Seufzen zu vernehmen: er drückte ein Wenig auf das Schloß, so daß die Thüre sich halb öffnete.

Bembo glaubte zu träumen. Er sah Don Jose im Handgemenge mit einer Art von Phantom. Ein le-

bendiges Gerippe, dessen haarige, schwärzliche, abgezehrte Arme wahnsinnige Anstrengungen machten, ihn zu erwürgen.

Die erste Bewegung des jungen Italiäners war, dem Marquis zu Hülfe zu eilen; aber dieser setzte seinem phantastischen Gegner so überlegene Kraft entgegen, daß der Ausgang dieses seltsamen Kampfes nicht zweifelhaft seyn konnte. Nun trug Bembo Bedenken, sich gewaltsam als Dritter in das Geheimniß einzudrängen.

Er beschloß zu warten, und machte die Thür wieder zu. Bembo war so Zeuge all der Kämpfe, welche zwischen dem Kranken und Rio Santo stattfanden. In den Zwischenräumen sah er diesen, dessen Kenntnisse sich auf Alles erstreckten, den Fieberkranken mit der Gewandtheit eines vollendeten Arztes, und mit der zärtlichen Sorgfalt eines Bruders behandeln.

Sein Geist verwirrte sich. Wer war dieser Mensch? Gewiß, ohne einen Tadel der Neugierde zu verdienen, durfte man sich diese Frage stellen.

Aber es war nicht leicht, darauf zu antworten.

Bembo beschäftigte sich übrigens nicht viel mit dem Geheimniß, als insoweit es den Marquis betraf, er ahnte, daß es mit dieser außerordentlichen Nachtwache am Bette eines Kranken eine ernste Bedeutung habe, und hielt sich nicht für befugt, in dieses Geheimniß ohne unumgängliche Nothwendigkeit einzudringen.

Indessen wurde Rio Santo jeden Tag schwächer. Er wurde noch bläßer als der Mann in dem Alkoven, und Bembo sah in gespannter Erwartung den Augenblick nahen, wo diese unaufhörlich erneuten und einsamen Kämpfe eine wirkliche Gefahr bringen würden. Er wartete, bereit, hineinzustürzen, wenn sein Dazwischentritt, nöthig geworden, seinen Ungehorsam gegen den Befehl des Marquis entschuldigen würde.

Er wartete, indem er seine Tage und sehr oft seine Nächte in der Nähe der geschlossenen Thür zubrachte,

aber es brauchte sehr wenig, oft in allen Dingen den günstigen Augenblick zu verfehlen. Die beste Schildwache kann auf ihrem Posten einschlafen, und man sah schon vollkommene Soldaten einige Minuten denselben verlassen.

Nur einige Minuten reichten hin. Nach einigen Minuten fand sich jetzt Bembo vor der Leiche eines Mannes, für den er sein Herzblut vergossen hätte.

4.

Lord's Corner.

Am Ende des Ganges, wo der Cavalier Angelo Bembo seit einigen Tagen beinahe immer sich aufhielt, war ein niederes Fenster, das auf einen ganz kleinen, von einer Mauer umgebenen Hof ging. Jenseit des Hofes war der Gang, welcher auf die Belgrave-Lane führte.

In Belgrave-Lane gerade vor dem niedern Fenster erhob sich ein Gebäude, das aus rothen, durch die Londoner Nebel bronzirten, ganz von dem schwarzen Kohlendampf geschwängerten Backsteinen aufgeführt war. Dieses Haus, trübselig und gewöhnlich unbewohnt, stand in dem Quartier in üblem Rufe.

Der Cigarrenhändler auf dem Grosvenor-Platze erzählte Jedem, der es hören wollte, daß es lange Zeit einem edeln Lord zu einem Free and easy (house) *) gedient habe. Man hatte dort oft den Lärm der nächtlichen Orgien gehört, und manchmal drangen aus den engen Fenstern Klagen von weiblichen Stimmen in das Ohr der Vorübergehenden, welche sich in der Allee von Belgrave verspätet hatten. Seit einigen Jahren

---

*) Wo man frei und ungezwungen lebt.

sah man dort die ausgestopften Fensterläden des Free and easy, welche die Gevatterinnen in dem Quartier Pimlico die Lord's Ecke (Lord's Corner) nannten, sich nicht mehr oft öffnen. Das Haus blieb unbewohnt, und nur in sehr seltenen Zwischenräumen wurden seine Fenster Abend's erleuchtet. Der Lord wurde alt ohne Zweifel und seine Gelüste mehr und mehr geschwächt.

Man kannte übrigens im Pimlico nicht den Namen Sr. Lordschaft, die dem kleinen Hause ihre Besuche immer auf's geheimnißvollste abstattete.

Das Lord's Corner war übrigens für den Zweck, welchen ihm die Stimme des Publikums gab, ungemein gut gelegen. Von keiner Seite sah man in die Fenster, welche einem Theil der Hintergebäude von Irish House schräg gegenüber lagen. Von hier allein hätte man einen vorwitzigen Blick hinüber werfen können. Man muß annehmen, daß Se. Lordschaft diesen Uebelstand nicht unbemerkt ließen. Denn vor zwölf oder fünfzehn Jahren hatte man in dem engen Hof, welcher Irish House von dem Gange trennte, Bäume gepflanzt.

Die böse Welt sagte, daß Se. Lordschaft dem früheren Besitzer von Irish House für das bloße Faktum der Pflanzung dreier Bäume dreitausend Guineen bezahlte. Man hätte den Vortheil sein Privatleben zu verbergen nicht theurer bezahlen können.

Die drei Bäume, mit großen Kosten in den kleinen Hof gebracht und dort aufgepflanzt, da ihr Wachsthum schon sehr vorgerückt war, hatten später wenig genützt. Sie breiteten zwar vor den Fenstern des Irish House ihr mageres Blätterdach aus; im Winter aber hielten sie zwar ihre kärglichen Aeste als einen durchsichtigen Schleier vor, welcher genügte, den fixirten Blick auf Irish House irre zu führen, aber unvermögend war, die Neugierde zu verhindern, von letzterem aus das Lord's Corner in aller Bequemlichkeit auszukundschaften.

So hatte Se. Lordschaft am Ende gar Nichts vermauert.

Der Baum in der Mitte maskirte das niedere Fenster, welches sich am Ende des innern Corridors im Irish House befand.

Während der Cavalier Angelo Bembo, indem er zum Besten Rio Santo's wachte, und in den ersten Tagen besonders beständig ab und zuging, brachte er manchmal einige Stunden in seinem Zimmer zu, das sich im obern Stockwerk befand, und ging selbst einige Augenblicke aus. Obgleich er eigentlich nicht in Irish House wohnte, stand er doch mit dem Marquis auf solchem Fuße, daß die Leute im Hause seine fortdauernde Gegenwart nicht auffallend finden konnten.

Da auf der andern Seite Niemand gewagt hatte, gegen das Verbot des Marquis bis in den Corridor vorzudringen, so konnte Niemand Bembo bei seinen Spähungen überraschen.

Ohne dieß wäre seit acht Tagen für die Küchen und die Ställe von Irish House Signore Bembo's seltsame Phantasie, sich mitten im Winter in der kalten Gallerie seinen Wohnsitz aufzuschlagen, ein kostbarer Gegenstand der Unterhaltung gewesen. Man muß nichtsdestoweniger gestehen, daß es auch in den Küchen und den Ställen von Irish House an Gegenständen der Unterhaltung nicht fehlte. So isolirt auch die Herrn und die Diener in England sind, so wissen doch die langen Ohren der Livréen immer etwas im Vorbeigehen zu erhaschen, und die dicksten Mauern sind, wie man glauben sollte, nicht im Stande, dem neugierigen Auge des Bedientenvolks einen Riegel vorzuschieben. So schwatzten denn Grooms und Bedienten, ohne sich gerade von dem großen und geheimnißvollen Drama, dessen Hauptakteur ihr Gebieter war, Rechenschaft zu geben, über eine Menge Sachen, die ihnen aus dem gewöhnlichen Geleise, in dem das Londonerleben dahingleitet, hervor zu treten schienen.

Wir wollen unsere Leser nicht in die sinnreichen Conjekturen einweihen, welche in der Umgebung der unterirdischen Oefen und in der warmen Atmosphäre der prachtvollen Ställe aufgestellt wurden.

Eines Morgens aber, es war der dritte Tag der Nachtwachen Bembo's, war die Sonne heller als gewöhnlich aufgegangen und kämpfte siegreich gegen die dunkle Brustwehr, die ihr die schweren Dünste über unsern Häuptern unaufhörlich entgegensetzten. Bembo hatte sich auf das Fenstergesims des Corridors gestützt und folgte in seiner Zerstreuung den unentschiedenen Linien des Profils von Irish House, von dem die Sonne auf der andern Seite von Belgrave-Lane eine zierliche Silhouette entwarf.

Sein Blick durchlief so beinahe unwillkührlich die bräunliche Vorderseite des Lord's Corner's, welches, von der Sonne senkrecht getroffen, dieser ungewohnten Erleuchtung das Aussehen eines Leichenfestes gab. Der Baum, welcher sich zwischen ihm und dem Free and easy erhob, reichte buchstäblich bis an das Fenster, und konnte also seinem Blicke Nichts in den Weg legen. Im Gegentheil konnte derselbe Baum, weil er näher stand, und die Hintergebäude von Irish House im Gegenlicht sich befanden, ihn um so leichter verbergen.

Bembo hatte so eben einem jener stillen, furchtbaren Kämpfe, welchen immer ein heißerer Gesang des Kranken voranging, und dem für die beiden Combattanten einige Stunden Ruhe, die Frucht gegenseitiger Erschöpfung folgten, angewohnt.

Bembo war sehr traurig: sein großes, schwarzes Auge, das in diesen Stunden melancholischer Träumerei eine zarte und beinahe weibliche Weichheit hatte, lief, ohne etwas wahrzunehmen, über die Gegenstände der Außenwelt dahin.

Plötzlich wich seine kummervolle Zerstreutheit einem Ausdruck von Erstaunen.

Die Sonne, in eines der Zimmer des Lord's Corner's

dringend, ließ ihn ein junges, schlafendes Mädchen erblicken, das in einen Armsessel hingegossen war.

Seit einem Jahre kam Bembo beinahe täglich nach Irish House. Oft hatte er die Einsamkeit und Verödung des kleinen Hauses in Belgrave-Lane, dessen schlimme Bestimmung ihm nicht unbekannt war, bemerken können. Nie hatte er während des ganzen Jahres die Fensterläden sich öffnen sehen.

Seine erste Aufregung war ausschließlich Neugierde; dann milderte ein Schatten von Theilnahme seinen Blick: Angelo Bembo war sehr jung.

Doch dieß war nur eine flüchtige, bald unterdrückte Aufregung. Was konnte die Schläferin anders seyn, als eine der Frauen, deren Leben den nächtlichen Belustigungen der Mylord's der hohen Kammer gewidmet ist, eine jener Frauen, welche Ihre Lordschaften von einer Hand in die andere geben, wie ein Geldstück, das Kurs hat, bezaubernde Verkörperungen des Lasters, glänzende Blüthen, welche die Launen der vornehmen Herrn vor der Zeit knicken, und welche, geknickt, eines Tags von den kostbaren Kissen einer Equipage in den schwarzen Koth der Gosse fallen, ohne daß sich Jemand die Mühe nimmt, sie wieder aufzuheben.

Der Cavalier Angelo Bembo wandte seine Blicke ab, aber es gibt strahlende Gesichter, deren Gepräge beständig auf der Pupille ruht, wie das der Sonne, lange Zeit nachdem das Auge sich schon geschlossen hat.

Bembo wollte auf seine traurigen Gedanken zurückkommen, aber zwischen seine Traurigkeit und ihn trat ein gewisses Etwas, das ihn blendete. Er sah das graziöse Kind von dem Lord's Corner vor ihm da liegen, und in ihrem Wesen lag eine ausnehmende, unendliche Verschämtheit...

Noch ein Mal, der Cavalier Angelo Bembo war sehr jung.

Unwillkührlich wandte er sich wieder um, und sein Blick suchte von Neuem die Schläferin.

Um wie viel schöner war sie ihm jetzt! . . . die Sonne hatte sie ganz verklärt und Bembo war überzeugt, daß die Sonne nie eine reinere Stirn, ein bezauberndere Antlitz beleuchtet habe.

Er seufzte schmerzlich bei dem Gedanken, daß so viel Schönheit sich zu so viel Schande gesellte.

Er sagte sich: vielleicht . . .

Er sagte sich das, wir bestätigen es, Nichts mehr, Nichts weniger.

Es war viel. Aber man lebt nicht in der Welt, ohne etwas von ihrer Böswilligkeit anzunehmen.

Bembo zuckte die Achseln und trat wieder in den Schatten seines Corridor's zurück.

Dieses Vielleicht, das er gewagt hatte... er schämte sich dessen. Wirklich hätte kein Dandy der Höllenloge es an seiner Stelle gewagt, und der Vicomte de Lantures-Luces von Grund seines Herzen's gelacht. Wir sprechen in vollem Ernst.

Wir können nicht sagen, wie es ging, aber nach drei Minuten lag Bembo wieder in dem Fenster und betrachtete die Schläferin mit großen Augen. Das leidige Vielleicht war positiv beseitigt. Man dachte nicht mehr an das Vielleicht, es gab kein Vielleicht mehr, aber Lantures-Luces wäre dieses Mal, auf Ehre, vor Lachen beinahe geberstet. Bembo, welcher sich vorwarf, jemals gezweifelt zu haben, hatte jetzt volle Gewißheit.

Und diese Gewißheit war, man sollte es glauben, ganz zu Gunsten der reizenden Schläferin. Er hätte Lanzen gebrochen, hätte bei ihrem Haupt geschworen. . .

„Für was?" für Nichts. Bembo war sehr jung.

Diejenigen, welche versucht seyn könnten, den Cavalier Angelo Bembo zu bemitleiden, werden inständig gebeten, ihr Mitleid für eine bessere Gelegenheit zu sparen.

Die Schläferin schien in ihrem Schlummer gepeinigt. Zwei oder dreimal streckte sie zwei weiße Händchen von einem herrlichen Modell aus, als wollte sie

einen unsichtbaren Feind zurückstoßen. Vielleicht waren es die auf ihr Gesicht fallenden Strahlen der Sonne, welche sie so beunruhigten, und doch konnte man selbst in dieser Entfernung in ihren schönen, blassen Zügen einen Ausdruck von Erschöpfung und Angst lesen.

Angelo dachte sich, daß manchmal junge Mädchen gewaltsam ihren Eltern geraubt, und für Geld der Willkühr lasterhafter Wollüstlinge überliefert worden.

Plötzlich übersprang diese Hypothese alle erlaubten Schranken. Es war Poesie, Roman in der Weise Richardsons, ein zweistimmiges Nokturn mit Guitarrenbegleitung.

Die Schläferin war indessen — noch einige Sekunden beunruhigt, dann erwachte sie plötzlich. Als ihre Augenlieder sich erhoben, waren es die süßen Augen Anna Mac-Farlane's, welche im Sonnenlicht erglänzten.

Sie lächelte bei ihrem Erwachen, wie alle Kinder thun, und hielt sich die beiden Händchen vor die Augen, welche die zu hellen Strahlen des Lichtes verletzten. Diese Gebärde war allerliebst; Bembo lächelte. Zugleich glaubte er anerkennen zu müssen, daß er nie etwas so Reizendes als diese beiden Händchen gesehen, wie sie sich bestrebten, das jugendliche, unschuldige Gesicht zu bedecken.

Anna war, wir brauchen es kaum dem Leser zu bemerken, durch die Veranstaltung Bob Lantern's, der von dem Intendanten Patterson gedungen war, hieher gebracht worden, und das Lords Corner gehörte Sr. Lordschaft dem Grafen von White Manor.

Schon vor zwei Tagen war das arme sanfte Kind in diesem unbekannten Zimmmer erwacht, aus dessen Fenstern man nur das terrassenförmige Dachwerk von Irish House und die schwarzen Aeste einiger blätterlosen Bäume erblickte. Seit zwei Tagen hatte sie ihre innigst geliebte Schwester Clary, seit zwei Tagen Stephan nicht gesehen. Das Zimmer, indem sie sich befand, war schön, mit großen Spiegeln und schönen in goldene Rahmen

gefaßten Gemälden verziert, ihr Bett hatte seidene Vorhänge, deren spiegelnde Reflexe ihre Augen blendeten. Auf den Sopha's sah man Gewänder von reichen Stoffen, auf der Toilette Geschmeide von hohem Werth.

Aber die arme Anna warf auf alle diese Kostbarkeiten trostlose Blicke. Sie war in Angst. Die Frauen, welche sie bedienten, setzten sie in Schrecken, und wenn sie fort waren, erschrak sie noch mehr über ihre Einsamkeit.

Sie hatte, an Clary und Stephan denkend, seit zwei Tagen viel geweint.

Uebrigens wußte sie noch nicht, in welcher Absicht man sie geraubt hatte.

In der Nacht wagte sie nicht, sich in das große Bett zu legen, das mit Schnitzwerk verzierte Säulen hatte, und dessen Wandseite ein Spiegel einnahm, wo das furchtsame Mädchen, als es ihm das erste Mal nahte, durch ihr eigenes Bild, das sie darin erblickte, vor Schrecken erstarrte. Dieser herrliche Vertheidigungsinstinkt, den die Natur in das Herz der Frauen pflanzt, sagte ihr, daß sie stehend der unbekannten Gefahr, die sie bedrohte, weniger ausgesetzt war.

Sie schlief in dem Armsessel, in dem Bembo sie erblickt hatte; — dieser war ihr Lager.

Was die Nächte ihr lang vorkamen! Bei dem geringsten Rauschen des Windes schauerte das arme Mädchen zusammen, sie glaubte bei der schwankenden Helle des Lichtes ihrer Lampe, daß sich das Getäfel langsam bewege, die verschlossenen Thüren sich in ihren Angeln drehten und die Vorhänge des einsamen Bettes, die reichen Falten ihrer unbeweglichen Draperien sich bewegten. Sie rief Clary, Clary und Stephan.

Ach Stephan suchte sie, aber nur, indem er Clary suchte. Und Clary, das edle Mädchen, gebeugt unter die eiserne Hand eines Dämon's ohne Herz und Erbarmen, Clary starb dahin durch Meuchelmord.

Langsam, allmählig gemeuchelmordet. Man tödtete sie mit aller Bequemlichkeit. In kleinen Zügen trank

sie den bittern Kelch des Märtyrerthums. Ein Vampyr lag auf ihr, der sie erdrückte und ihr junges Blut tropfenweis aussog..

Anna betete, indem sie die doppelte Liebe in ihrem naiven Gebet zusammenschmolz und die vereinten Namen ihrer Schwester und Stephan's zum Himmel sandte. Das Gebet tröstete und stärkte sie. Sie wäre gestorben ohne Gebet. Als sie diesen Morgen erwachte, war sie freudig: die Sonne besuchte sie Morgens an schönen Tagen in Cornhill: sie glaubte, sie wäre in ihrem kleinen Zimmer und sagte sich, daß sie einen furchtbaren Traum gehabt habe.

Dies dauerte, so lang ihre weiße Hand ihre schönen Augen wie eine Binde umschloß.

Dann sah der Cavalier Angelo Bembo, wie sie plötzlich zusamenschrak und mit Entsetzen auffuhr. Clary war nicht da, über ihrem Haupte kreuzten sich nicht die weißen Vorhänge ihres Bettchens, dieser furchtbare Traum war Wirklichkeit.

„O! mein Gott, mein Gott!“ flüsterte sie, indem sie auf ihre Kniee sank, „wirst Du nicht Stephan mir zu Hülfe senden!“

Angelo Bembo's Augen feuchteten sich.

Anna lag lange auf den Knieen. Dem schwachen Kinde war das Leben bisher nur eine Reihe sorgloser, fröhlicher, glücklicher Tage, sie wußte Nichts gegen das Unglück, und beim ersten Stoße des Leidens beugte sie sich gebrochen.

Seit diesem Morgen kam der Cavalier Angelo Bembo sehr oft und stützte sich mit dem Ellbogen auf das Gesimse des niedern Fensters.

Träumer und Dichter und in seiner ritterlichen Natur einige schwache Tinten des vielseitigen und stolzen Charakters von Rio Santo selbst an sich tragend, hatte Bembo keinen Schild gegen jene plötzlichen Eindrücke, welche das Herz unversehens überfallen. Er hatte noch nicht aus vollem Herzen geliebt, und jene flüchtigen Lie-

beshändel, in die ihn seine Schönheit und sein glänzender Geist in den Salons von West-End gezogen hatten, waren für ihn ein Zeitvertreib, oder weniger als dieß, ein Anhängsel an seine Toilette, ein Ergänzungsstück seiner Haltung.

Denn es steht nicht gut in gewissen Kreisen der hohen Welt, gegen herkömmliche Sitten mit verschlossenem Visier anzusprengen, keine Geliebte zu haben, wofern Eines nicht der glückliche Inhaber so reinen, ausgezeichneten Blutes ist, daß man in ihm allein vernünftiger Weise alle Neigungen konzentriren kann.

Nun war Bembo, obgleich ein Meister von Ritterlichkeit, kein eigentlicher Sportsman. Er sah sich also genöthigt, ein Halbduzend Farcen mit einer gleichen Anzahl von blonden Almackpatroninnen anzuspinnen, welche ebenso viele Liebeshändel als blonde Haare unter ihrem graziösen Kopfputze haben.

Diese Modepassionen, diese auswendig gelernten Romane hatten ihn gekurzweilt oder gelangweilt, wir wissen davon zu wenig.

Sein Herz hatte jedoch ein oder zweimal Feuer gefangen, weil sein Herz Lust hatte, Feuer zu fangen. Aber Bembo war ein Cavalier von Takt, er hatte bald das Lächerliche seines Benehmens gefühlt. Wirklich, wir müssen es gestehen, wie nur noch die rothwangigten Töchter der Kleinkrämer vom Borough in Shakspeare's Schauspielen Thränen vergießen, so nimmt auch nur der Erbe eines Landsquire's in seinem Sonntagsstaat die Liebesgeschichten unserer guten Gesellschaft in vollem Ernst.

Wenn man böse seyn wollte, so könnte man behaupten, daß nach hundert und fünfzig angesponnenen und auf die eine oder die andere Weise abgesponnenen Liebesintriguen das Herz einer hohen Lady noch so rein und jungfräulich ist, wie zuvor. Nicht mit dem H e r z e n sündigen Ihre Herrlichkeiten.

Bembo wußte das, obgleich er nicht gerade Philosoph war und sein zartfühlender Gemüth keine Tendenz zur

Satyre hatte. Da er nun für sein liebebedürftiges Herz keinen Gegenstand fand und kein Pferd hatte, auf das er seine Zärtlichkeit übertragen konnte, lebte er ganz in der Anhänglichkeit an Rio Santo und wußte von Nichts auf der Welt als von Don Jose, seinem Freund und Gebi eter.

Aber er hatte damit nicht abgeschlossen und gegen die Frauen noch nicht Partei genommen: sein feiner Sinn ließ ihn nicht in diese gemeine Laune fallen.

Er war nur gleichgültig, gleichgültig wie der Sohn des Theseus und tausend andere Helden der Sage und der Geschichte. Er wartete auf seine Aricia.

An diesem Morgen fing er an, sich zu verlieben; an den folgenden Tagen fuhr er fort, bis er bis über die Ohren verliebt war.

Seine Lage war hiefür wunderbar günstig; er war wehmüthig gestimmt und allein.

Dieß wird in den Augen vieler Leser das Verdienst der langen Wache des Cavalier Bembo schwächen; aber eine Sekunde Nachdenken wird genügen, sie wieder auf eine minder strenge Ansicht der Sache zu bringen. Allerdings kürzte Anna's Gegenwart in solcher Nähe oft die Stunden seiner Einsamkeit; aber in Angelo's Alter ist man unternehmend; man findet Vergnügen daran, Hindernisse zu übersteigen; Angelo war außerdem der Sohn jener glücklichen Climate, wo seidene Strickleitern Wahrheiten sind. Er blieb jedoch auf seinem Posten. Es war also ein Opfer weiter, und seine Rolle gewann dabei.

Eines Morgens sah jedoch Bembo etwas Neues. Der Tag hatte noch nicht dem letzten Schatten der Dämmerung obgesiegt.. Anna schlief in ihrem Armsessel. Eine Thür im Hintergrund des Zimmers öffnete sich, und zwei Männer traten ein. Der eine von ihnen hielt einen kleinen Handleuchter, der Andere, in einen Pelzmantel gehüllt, folgte mit indolentem Schritte.

Man denke sich, ob Bembo seine Augen weit öffnete.

Der erste der beiden Ankömmlinge trat leise vor und machte eine Gebärde der Ueberraschung, als er Anna in dem Armsessel erblickte. Er glaubte sie ohne Zweifel im Bett, und sein Gesicht, während er sich gegen seinen Begleiter mit unterthänigem Lächeln wandte, drückte ungefähr Folgendes aus.

„Sie schläft . . . gleichviel, ob im Armsessel.“

Der Mann in dem Mantel würdigte ihn keiner Antwort, und der Andere, welcher sein Diener, wo nicht etwas Schlechteres war, erhob die Leuchte, um das Gesicht der schlafenden Anna zu beleuchten.

Bembo entging keine Gebärde der beiden Männer, deren Einer sich Gilbert Patterson, der Andere Godfrey von Lancester, Graf von White Manor, nannte.

5.

Durch das Fenster.

Der Cavalier Angelo Bembo that seine Augen weit auf und fühlte, wie sein Blut in seinen Adern kochte, während er sich die wahrscheinliche Absicht der beiden Männer dachte, welche sich in die einsame Behausung des jungen Mädchens eindrängten.

Sie gehörte ihr. So glaubte wenigstens der Cavalier Angelo Bembo.

Der Graf blieb indessen drei oder vier Schritte von Anna unbeweglich stehen, und während Patterson mit gewissem Nachdruck gestikulirend sprach, ließ White Manor seinen erloschenen Blick durch das ganze Zimmer wandern.

Bembo kostete es keine Mühe, diesen Auftritt zu deuten: offenbar rühmte der Diener die unendlichen Reize

des jungen Mädchens, einer neuen Acquisition ohne Zweifel, während der Pascha... der Lord, wollten wir sagen... melancholische Reflexionen über die Vergänglichkeit menschlicher Vergnügungen anstellte.

Angelo juckte es in allen Gliedern, ihm den Schädel einzuschlagen.

Uebrigens erkannte er ihn nicht.

Als Gilbert Patterson seine beredte Tirade beschlossen hatte, stieß der Graf einen langen Seufzer aus und schüttelte den Kopf, indem er sagte:

„Ich wollte, es wären an jedem dieser Fenster acht gute eiserne Stangen..."

„Darf ich wagen, Ew. Landschaft zu fragen?..." begann Patterson erstaunt.

„Vier in die Quer, und vier aufrecht," fuhr der Lord fort, „und ich wollte, Gilbert, ich hätte hier, statt dieser kleinen Närrin, den Sohn meines Vaters, er sollte, so wahr ein Gott im Himmel ist, vor seinem Todestag nicht mehr heraus kommen!" Der Graf sprach diese letzten Worte mit einer erschreckenden Energie, seine düstern Augen entzündeten sich plötzlich, um einen unheimlichen Blitz zu schießen.

Patterson senkte den Kopf.

„Wieder dieser Teufel von Brian!" brummte er; „Mylord kommt nicht von da hinaus!"

„Aber der Tag kommt!" rief plötzlich White Manor, „so verkleidet ich bin, so weiß ich doch einen Dämon, der mich im ersten Augenblick erkennen würde... Komm, Gilbert, Brian von Lancaster steht vielleicht im Gang, um mir mit seiner scharfen Zunge in's Herz zu schneiden. Ich bin hier nicht sicher." Der Graf ward bleich und schauderte.

„O! ich fühl' es, es ist noch mein Tod!" fuhr er mit halberstickter Stimme fort; „er wird Graf von White Manor werden."

Dieses letztere Wort gibt ein genaues Maas von dem Hasse, der White Manor's Herz erfüllen mußte.

Brian war sein gesetzlicher Erbe.

Der Graf ging auf die Thüre zu.

„Aber sehen Sie sie doch wenigstens an!" bat Patterson in Verzweiflung, „Sehen Sie, welche Hände, welche Haare!... gibt es eine hübschere Taille auf der Welt? gibt es besser gebogene Augbrauen, einen weißeren Teint, reinere Stirn?„...

Die Sclavenhändler, welche das Harem versorgen, müssen große Poeten seyn!

Der Graf kam wieder mechanisch auf die schlafende Anna zu, hielt seine Lorgnette an's Auge und betrachtete einen Augenblick mit der stupiden Kälte eines hundertjährigen Eunuchen das bezaubernde Mädchen, das vor ihm lag. Sein Lorgnon glitt von dem niedlichen Fuße zu den reizenden Lenden, von den Lenden an den Hals, von dem Halse zu den Haaren, dann entsank es ihm.

„Ich finde sie leidlich," murmelte er erschlafft „ein anderes Mal, Meister Gilbert... ich komme wieder."

Der Lord und sein Intendant gingen ab.

Angelo Bembo war mehr todt als lebendig.

Die Entfernung der beiden Eindringlinge hob ihm eine Last von der Brust, die ihn beinahe niederdrückte. Er gestand später, daß ihm nie etwas hassenswerther, abscheulicher, schrecklicher vorkam, als das Lorgnon des Mannes in dem mit Pelz verbrämten Mantel. Seine Einbildung machte sogleich glänzende Pläne zur Befreiung der armen Eingeschlossenen. Denn es war nicht mehr zu bezweifeln, daß die reizende Schläferin im Lord's Corner gegen ihren Willen da war, daß man sie gefangen hielt, daß sie das Opfer irgend welcher höllischen Machinationen war.

Aber Rio Santo...

Dieser Gedanke schnitt ihm alle Entwürfe ritterlicher Unternehmungen mit einem Male ab, und fiel wie ein Regenschauer auf das Feuer des schönen Cavaliers Angelo Bembo!

Der Marquis, obgleich er keine Hülfe haben wollte, bedurfte seiner in der That, und er gehörte dem Marquis an, ehe er der armen, schönen Unbekannten angehören konnte. Wie viel reizender erschien sie ihm, als sie diesen Morgen nach ihrem Erwachen auf die Kniee niedersank, um ihr tägliches Gebet zu verrichten.

Der Cavalier Bembo war ein guter Katholik und bewahrte in einem Winkel seines Herzens sorgsam verschlossen jenen feurigen, kindlichen Glauben des gläubigen Italien, welcher der englischen Scheinheiligkeit gegenüber das ist, was eine halb nackte, aber keusche Madonna Raphael's gegen das kalte Porträt einer ehrenwerthen Mistreß, die zur Hälfte Pfarrer ist, welche der Maler bis unter das Kinn zugeknüpft hat, authentisch ihre presbyterianische Schamhaftigkeit zu konstatiren. Bembo hatte in seinem abenteuerlichen, leichtfertigen Leben Reminiscenzen von den Lehren seiner Mutter bewahrt; er konnte noch zu Gott und der Jungfrau in jener schönen, italiänischen Sprache beten, von der man glauben sollte, daß sie allein für den Himmel geschaffen sey.

Als er Anna auf den Knieen liegen sah, war er freudig, weil er an den göttlichen Schutz glaubte, und er sich sagte, daß eben erst ein guter Engel über dem jungen, schlafenden Mädchen gewacht habe.

Ach die arme Einsiedlerin hatte einen guten Engel zu ihrer Bewachung allerdings sehr von Nöthen. White Manor hatte gesagt: ein anderes Mal: Von selbst hätte er sicherlich nicht daran gedacht, dieses unbestimmte Projekt in Ausführung zu bringen; aber Gilbert Patterson stand ihm zur Seite; der Blutegel kann nur in verdorbenem Blute leben: Intendanten brauchen lasterhafte Herren.

Patterson überlistete den Grafen so geschickt, daß dieser einen Augenblick seine fixe Idee vergaß. Seine schlafenden Leidenschaften erwachten, durch die anschaulichen Schilderungen des Hausmeisters erweckt. Er

erinnerte sich der schlafenden Anna und diese Erinnerung war einladend.

Er wurde in der folgenden Nacht von chronischer Schlaflosigkeit gequält, ließ anspannen und begab sich nach Belgrave Lane. Der Tag fing an zu grauen, als er über die Schwelle von Lord's Corner trat. Es war an demselben Morgen und beinahe in demselben Augenblick, wo wir den Marquis von Rio Santo an Angus Mac Farlane's Bette getroffen haben.

Anna war eben eingeschlafen und träumte vielleicht, träumte ohne Zweifel von Stephen oder Mary, oder von beiden zugleich.

Der Cavalier Angelo Bembo war dagegen erst aufgewacht und verließ sein hartes Lager, die Strohmatte, welche vor der Thür von Angus' Zimmer ausgebreitet lag, und auf welcher er von Zeit zu Zeit auszuruhen pflegte.

Er hielt sein Auge an das Schloß. Der Kranke lag unbeweglich in seinem Bett, und Rio Santo unbeweglich im Armstuhl. Nichts kündigte eine Krisis an.

Bembo ging an das Fenster. Er machte auch auf dieser Seite die Schildwache: Denn er hatte die Absicht, die arme Gefangene nach Kräften zu unterstützen.

Der Augenblick war gekommen. In demselben Moment, wo er seine Arme auf das Gesims des niedern Fensters stützte, sah er, daß, wie das erste Mal im Hintergrund des Zimmers der Einsiedlerin eine Thür sich öffnete und zwei Männer eintraten. Es waren dieselben Männer: der Diener und der Herr. Patterson zog ohne ein Wort zu sprechen die Bettvorhänge auf und schlug die Decke zurück.

Dann nahte er sich der schlafenden Anna, als ob er sie in die Arme nehmen und forttragen wollte.

Bembo standen große Tropfen kalten Schweißes auf der Stirn.

Aber der Graf gab Patterson einen Wink, und dieser entfernte sich mit ehrerbietiger Verbeugung.

Der Graf bückte sich, statt auf das junge Mädchen loszugehen, und hob ein Papier auf, welches aus der Decke des Bettes gefallen war.

Diese Gebärde beruhigte keineswegs Bembo, dessen Kopf in wüthender Gährung war.

Das Opfer sollte fallen; eine Minute Verzögerung konnte allen Schutz unwirksam machen.

Bembo drückte seine Stirn zwischen seine Hände. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn vor nach dem vermaledeiten Hause, wo ein schändliches Verbrechen verübt werden sollte; aber der Gedanke, den Marquis auch nur auf einen Augenblick zu verlassen, hielt ihn zurück. Am vorigen Abend hatte er wirklich geglaubt zu sehen, daß Rio Santo in seinem letzten Kampfe mit dem Kranken schwach wurde, und wußte, daß seine Gegenwart niemals nothwendiger war.

Er trat wieder an die Thür und hielt von Neuem sein Auge an das Schloß. Der Marquis und der Fiebermann regten sich nicht.

Dieß war ein großes Unglück. Wäre Bembo wirklich einen Augenblick länger an dem Fenster geblieben, so hätte er es nicht für nöthig erachtet, seinen Wachposten zu verlassen.

Sehen wir, was in dem Zimmer der Lord's Ecke vor sich ging.

Der Graf hatte sich an den Tisch gesetzt, auf dem die Lampe stand. Er hatte auf diesen Tisch das vom Bette gefallene Papier gelegt und dachte schon nicht mehr daran. Er betrachtete die schlafende Anna und fand sie schön.

„Ich möchte Jemand haben, der mich liebte," dachte er ganz laut nach Verfluß einiger Sekunden.

Dann fuhr er mit seltsamer Bitterkeit fort:

„Jemand, der mich liebte: ich bin reich und mächtig... bin jung gewesen, man hielt mich für schön... und wer hat mich doch jemals geliebt?... das einzige

Weib, das ich liebte und anbetete! das Weib, dem ich meinen Namen, mein Herz, mein Alles gab!... dieses Weib liebte mich nicht, täuschte mich... eines Tages, als ich mich über die Wiege des Kindes neigte, das ich meine Tochter nannte... und was die schön war, meine Tochter... ich dachte, es sey möglich, daß ein Anderer!... O!... ich jagte die Mutter, jagte das Kind zum T... ich hatte Recht!... ich that wohl daran!... würde es heute wieder so machen!" er hielt inne, und ein grausames Lächeln kräuselte seine Lippe.

„Es sind jetzt sechzehn Jahre," fuhr er fort; sie hat gewiß viel gelitten, denn ich gab das Kind einem Mann ohne Mitleid, der wird sich wie eine eherne Mauer zwischen die Mutter und die Tochter aufgepflanzt haben... um so besser!... um so besser, wenn sie unter Thränen gestorben ist!... um so besser, wenn sie noch lebt, um zu weinen und zu leiden!"

Das rothe, sanguinische Gesicht White Manor's hatte den Ausdruck gränzenloser Grausamkeit angenommen.

Plötzlich milderte sich sein Blick, indem er auf Anna fiel, die im Traume lächelte.

„So war sie," murmelte er, „schön und glücklich, als ich sie zum ersten Mal sah... ich entführte sie... entführt man nicht immer die Frauen, die man liebt, und war es nicht Mitleid, meine Hand der Tochter eines winzigen schottischen Laird's anzubieten?... sie liebte mich aber nicht... sie liebte einen Wicht von Irländer, einen katholischen Bettler... Ah! daß ich diesen Burschen nie unter meine Füße kriegen und zertreten konnte, wie ein niedriges Insekt, das uns belästigt!... aber was soll alles das?... Es sind sechzehn Jahre!..."

Er erhob sich schnell.

„Nun!" rief er, indem er sich ein volles Glas gelblichten Sherry einschenkte, von dem Gilbert Patterson eine Flasche auf den Tisch gestellt hatte, „nun, vergessen wir die Vergangenheit und die Gegenwart auf eine

Stunde... das Mädcher ist schön und die kann mir in's T.....s Namen mein Bruder nicht entführen."

Er stieß das Glas wieder auf den Tisch. Anna fuhr aus dem Schlafe auf und wäre vor Entsetzen beinahe gestorben.

Aber der Graf war für sie nicht mehr zu fürchten. Als er das Glas wieder auf den Tisch setzte, war ihm das aus der Bettdecke gefallene Papier wieder unter die Augen gekommen; er öffnete es mechanisch und wurde bläßer als ein Leichentuch, seine Zähne klapperten, seine Gestalt zog sich wieder zusammen und seine geballten Fäuste fuhren thöricht drohend durch die Luft.

„Wieder er!" röchelte er mit Anstrengung, „er unaufhörlich!"

Das Papier enthielt einige mit dem Bleistift geschriebene Worte, Die wir hier wiederholen.

„Muth, Mylord Bruder; ich wache über alle Ihre Liebeshändel.

Brian von Lancester."

Wir wissen, daß Brian seit acht Tagen Anderes zu thun hatte, als den Grafen zu quälen; aber es war schon lange, daß Letzterer seine mysteriöse Einsiedelei in Lord's Corner nicht mehr besucht hatte. Das Billet war vielleicht schon älter als ein Jahr. Ist eine Fuchsfalle nicht oft Monate im Walde gestellt, ehe sie Dienste thut?

Aber so dachte sich der Graf die Sache nicht. Er hatte vor seinem Bruder eine tödtliche Furcht. Er glaubte, daß Brian unsichtbar Wache stehe, im Gang auf ihn laure, um seine Unthaten zu entschleiern und ihn mit Schande und Spott zu überschütten!

Er glaubte, daß seine Diener und Patterson ihn verriethen, daß er von Gefahren und Feinden umgeben sey.

Er fiel erschöpft in seinen Stuhl zurück. Anna wagte vor Schrecken nicht, sich zu rühren, und heftete auf den Grafen ihre großen vor Entsetzen weit geöff-

neten Augen, wie arme Vögelchen, die durch den Zauberblick einer Schlange fest gebannt werden.

Sie hatte nicht mehr die Kraft, zu beten.

Der Graf zerknitterte das Papier in voller Wuth, murmelte einige verworrene Worte und bedrohte unmächtig den Feind, den er nicht erreichen konnte.

Nach einer Minute rief er mit donnernder Stimme, „Patterson!"

Anna schmiegte sich in ihrem Armsessel zusammen, das arme Kind.

Patterson erschien.

„Tritt her," sprach der Graf, welcher die Sherryflasche am Halse griff.

Die Flasche war von geschliffenem Crystall, sie konnte eine furchtbare Waffe werden.

Patterson las sein Geschick in dem blutrothen Auge seines Herrn. Statt vorzutreten, fuhr er hastig zurück. Im Augenblick, wo er über die Schwelle trat, pfiff die Crystallflasche an seinem Ohre hin und zerbrach an dem geöffneten Thürflügel wenige Zoll von seinem Kopfe entfernt in tausend Stücke.

Anna schloß die Augen.

„Das Glas ist noch da!" dachte Gilbert Patterson, der es nicht rathsam fand, wieder umzukehren. „Aber Seine Lordschaft wird in drei Sekunden wie ein erwürgter Stier zu Boden stürzen. Der Teufel weiß, wie man ihm jetzt beikommen könnte."

Patterson täuschte sich nicht. Als Anna wieder die Augen aufschlug, sah sie den Mann, der sie in solchen Schrecken versetzt hatte, auf den Boden hingestreckt, sich nur noch in schwachen Zuckungen bewegen!

Patterson und ein Groom schickten sich an, ihn aufzuheben und in seinen Wagen zu bringen.

Der Cavalier Angelo Bembo hatte von all dem Nichts gesehen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Marquis und sein geheimnißvoller Kranker sich ruhig verhielten, stürzte er nach dem obern Theile des Hauses,

wo sein Zimmer war, und lud in Eile seine Pistolen: dieß nahm ihm einige Minuten weg. Ehe er das Haus verließ, wollte er noch einen Blick in das Zimmer thun, in dem Rio Santo wachte. Der Marquis stand jetzt und schien den Fieberkranken unruhig zu betrachten. Bembo wankte wieder in seiner Entschließung, denn eine Krisis nahte: er kannte die Symptome.

Aber das Bild der armen bewältigten Anna ging vor seinem Blicke vorüber. Sein Blut kochte. Er sagte sich: „es wird noch Zeit seyn; —" er eilt die Treppe hinab. Im Augenblick, wo er über die letzten Stufen schritt, hätte es die heisere Stimme Angus Mac Farlane's vernehmen können, wie er die erste Strophe von dem Lied des Laird's von Killarwan anstimmte.

Dieß war ein sicherer Vorbote, der Kampf mußte sogleich beginnen. Angelo kam in den kleinen Gang, der nach Belgrave Lane führt. Er eilte auf die Straße und gewahrte hier, daß eine Fügung der Vorsehung dieß Mal seine Dazwischenkunft überflüssig machte.

Die Thüre von dem Lord's Corner stand offen. Ein Wagen ohne Wappen hielt vor der Schwelle. Im Augenblick, wo Bembo auf die Straße kam, bewaffnet und entschlossen, unter allen Umständen, selbst mit Gewalt in das verdächtige Haus einzudringen, sah er zwei Diener über den Auftritt herab den Mann in dem mit Pelz besetzten Carrick bringen. Der Letztere gab kein Lebenszeichen. Die zwei Bedienten hoben ihn mit großer Mühe in den Wagen, in den einer von ihnen sich zu ihm setzte. Beinahe im Augenblick rannten die Pferde im Galopp davon. Die Thür zu dem Lord's Corner schloß sich wieder.

Bembo begab sich eilig auf seinen Posten zurück. Seine Abwesenheit hatte in Allem nur einige Minuten gedauert.

Als er wieder in den Corridor trat, sah er von Ferne den schönen Hund Lovely an der Thüre des Kranken kratzen, indem er klägliche Laute ausstieß. Ein

kalter Schauer überlief Bembo, er war in einem Sprung an der Thür und lauschte mit dem Ohr.

Es herrschte im Innern tiefes Stillschweigen.

Lovely winselte und sog die Luft ein, welche durch die Fugen drang.

Bembo öffnete die Thür — seine wenigen Minuten Abwesenheit hatten sechs lange Tage der Wache unnütz gemacht. Rio Santo war unterlegen...

Eine Viertelstunde ungefähr blieb Angelo Bembo in der Position, die wir auf einem der früheren Blätter bezeichnet haben. Indem er auf der Brust das schwere Haupt des Marquis hielt, der in jener Betäubung lag, die gegen die ersten Anfälle des Schmerzens unempfindlich macht. Lovely, an der Seite seines Herrn gelagert, hatte seine Schnauze auf dessen Schulter gelegt, und betrachtete ihn.

Plötzlich fuhr der Hund auf und bellte, und Bembo fühlte auf seiner Hinterhand einen laulichten, aber sehr schwachen Athemzug!...

Rio Santo lebte. Der Cavalier Bembo küßte die Hand, welche den Athem gefühlt hatte. Er wäre vor Freuden beinahe von Sinnen gekommen.

Lovely, der vor ihm stand, betrachtete seinen Herrn unverrückt und winselte leise.

Als Bembo den beglückenden Hauch, der ihn mit solcher Freude erfüllte, noch einmal fühlen wollte, athmete Rio Santo nicht mehr. Bembo hielt ihm die Hand auf das Herz — das Herz schlug nicht.

„Er lebt, mein Gott! er lebt!“ dachte der junge Maltheser, indem er sich die Stirn drückte; „aber man muß ihm zu Hülfe kommen... Auf der Stelle... aber wie anfangen?“

Bembo wagte selbst in diesem entscheidenen Augenblick nicht, Diener in einen Ort zu führen, in welchen Rio Santo den Zutritt verwehrt hatte. Er versuchte, ihn aufzuheben; aber seine Aufregung entkräftete ihn; er fühlte sich zu schwach dafür.

Und doch mußte er handeln.

Lovely, das edle, kräftige Thier war noch immer da. Bembo's Blick fiel auf die graziöse Krümmung seines starken Rückens, und sein Entschluß war gefaßt. Er hob Rio Santo auf und stützte dessen Beine auf den Rücken Lovely's; das Gewicht, so getheilt, wurde erleichtert und der schöne Lovely ging langsam auf die Thür zu, als ob er die Wichtigkeit der ihm anvertrauten Bürde verstanden hätte.

Einmal draußen, verschloß er die Thür und die Diener eilten auf seinen Ruf herbei.

„Man hole sogleich einen Arzt!“ rief Bembo, „auf der Stelle einen Arzt!“

Die Diener waren zu sehr gewohnt, in Irish House Ungewöhnliches vorgehen zu sehen, als daß sie sich verwundert zeigten.

„Doktor Moore ist in Mylord's Kabinet,“ antwortete einer derselben. Bembo runzelte die Stirn. Doktor Moore flößte ihm seit langer Zeit einen instinktmäßigen Abscheu ein; aber der Augenblick zu bedenken wäre übel gewählt gewesen, und der Marquis, der immer sich noch nicht bewegte, wurde auf Befehl Bembo's in sein Kabinet gebracht, wo man ihn auf eine Ottomane niederlegte.

Doktor Moore war wirklich da. Einige in Unordnung auf dem Schreibtisch liegende Papiere, die affektirte Indolenz des Doktor's selbst, der mit verdrießlicher Miene in einem von dem Schreibtisch weit entfernten Armsessel saß, hätten einen mißtrauischen Beobachter argwöhnen lassen, daß er sich indiskrete Forschungen erlaubt habe; aber Bembo war in seiner Bestürzung nicht der Mann, dergleichen Bemerkungen zu machen.

Beim Anblicke Rio Santo's, der ganz das Aussehen einer Leiche hatte, zeigte der Doktor weder Aufregung, noch Ueberraschung.

Er stand auf, rückte seinen Sitz an die Ottomane und ergriff den Arm des Marquis, um ihm den Puls

zu fühlen. Dann griff er ihm sanft um den Hals und drückte ihm auf den Magen.

„Geht hinaus!“ sagte er zu den Dienern, welche neugierig warteten, um zu erfahren, was geschehen sollte. Die Diener gehorchten.

„Signore,“ fuhr der Doktor fort, indem er sich an Bembo wandte, „ich bin gern allein mit meinen Kranken.

„Aber, Herr Doktor!“

„Wollen Sie keine Einwürfe machen, Signore!... die Sache hat Eile, große Eile, glaube ich... und ich operire nur, wenn ich allein bin.“

„Wenigstens werden Sie mir sagen,“ rief Bembo, „ob noch Hoffnung vorhanden ist?“

„Ich werde Ihnen Nichts sagen, Signore.“

Bembo machte eine Bewegung heftigen Unwillens; aber er nahm sich zusammen und ging auf die Thür zu.

„Signore!“ rief der Doktor in dem Augenblick, da Bembo über die Schwelle schritt.

Dieser wandte sich um.

„Nehmen Sie diesen Hund mit, ich bitte Sie,“ fuhr Herr Moore fort: „er belästigt mich.“

Bembo griff den Hund bei dem Halsband und zog ihn, trotz dem Widerstand des edlen Thier's, das kläglich heulte, indem es bald seinen Herrn, bald dessen Arzt betrachtete, mit sich fort.

Man hätte glauben können, daß es ihm mißtraute.

Die Thür schloß sich hinter Bembo.

Doktor Moore schob den Riegel vor und befand sich allein dem ohnmächtigen Rio Santo gegen über.

6.

Gaunersprache.

Doktor Moore setzte sich an die Ottomane, auf welcher Rio Santo bewegungslos hingestreckt lag. Er

erhob seine Hand, welche, plötzlich losgelassen, leblos niederfiel und auf dem elastischen Kissen zweimal wieder auffuhr. Ein seltsames Lächeln voll stolzen Triumphes kam auf die Lippe des Doktor's. Er stand auf, schränkte die Arme und betrachtete lange den Marquis, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ein schönes Geschöpf!" murmelte er endlich; „wenn dieß Herz schlägt, liegt viel Macht in dem jetzt erloschenen, verdüsterten Blicke!... wie oft mußte ich vor ihm die Augen niederschlagen!..." der Doktor runzelte die Stirn.

„Wie oft!" begann er wieder mit Bitterkeit und Leidenschaft, mußte ich die Stirn unter diesem unbeugsamen Willen beugen!... ohne ihn wäre ich der erste unter meines Gleichen, ohne ihn hielte ich jenen geheimen furchtbaren Scepter, der besser als Archimed's Maschine die Welt aus ihren Angeln reißen könnte, da er London beherrscht, und um London sich das Weltall dreht!... Ja, dieser Mann da steht mir im Wege. Seine Ueberlegenheit drückt mich nieder; ich erscheine schwach und elend neben seiner Stärke!... jetzt, jetzt ist er, den ich verabscheue, und der mich niederdrückt, in meiner Gewalt!... Um ihn zu tödten, dürfte ich ihn nur sterben lassen!"

Er lächelte still, und zum zweiten Mal strahlte seine Stirn von unheimlichem Stolze.

„Ja, Mylord," fuhr er höhnisch fort, „Sie sind in meiner Gewalt! kein Gott kann Ihnen mehr helfen. Ich bin Ihr Gott... Meine Gnade ist nunmehr Ihre einzige Hoffnung, meine Gnade!"

Er zuckte die Achseln und machte einige Gänge im Zimmer auf und nieder.

„Ich glaube, ich will ihn sterben lassen!" sagte er nach einigen Minuten, indem er vor dem leblosen Marquis stehen blieb, dann fügte er die harten Worte hinzu:

„Hörst du's, Marquis! ich verdamme dich!... Morgen kommen die Lords der Nacht zusammen, um ein neues Oberhaupt zu wählen... Edward, der phantastische Edward, der Vater der großen Familie... Edward wird nur noch ein Cadaver seyn... Sr. Ehren, wie ihn die gemeinen Soldaten unseres zahllosen Heeres nennen, hat dann drei Fuß Erde über dem Leibe... Und was das schwer ist, Mylord, drei Fuß Erde! fügte er hohnlächelnd hinzu. „O! das Haus Edward und Comp. stirbt darum noch nicht aus; Ew. Lordschaft darf ruhig seyn. Es wird vor wie nach sein Comtoir in Cornhill, seine tausend Niederlagen in London und seine Invaliden in den Fegfeuern von White Chapel und Saint Giles haben... Es gab einen Edward vor Ihnen und wird einen Edward nach Ihnen geben... Edward ist der Königstitel, wie vor Zeiten Pharao in Aegypten... Morgen, Marquis, heiß' ich Edward... was sagen Sie dazu?"

Er legte Rio Santo die Hand auf das Herz und eine Runzel faltete tief die Haut seiner Stirn.

„Ich glaubte die Strangulation wäre vollkommener gewesen" fuhr er fort, ohne diese Worte mehr laut zu sprechen, weil er die Entdeckung machte, daß Rio Santo noch voll Leben war; ich muß ihn tödten, wenn ich will, daß er sterben soll... in zehn Minuten athmet er wieder, der Leib dieses Mannes ist wie seine Seele, und hält die Probe, ich habe zu bald triumphirt... was ist zu thun?... ich habe zu bald gefürchtet! sein Herz schlägt noch nicht... eine so vollkommene Organisation stirbt nicht ohne Kampf... aber sie stirbt am Ende doch."

Der Doktor zog aus seiner Tasche ein Maroquin-Etui und wählte darin eine scharfe Lanzette. Er durchschnitt mit einem Einschnittmesser den Aermel des Schlafrocks und machte eine Bewegung, als ob er eine Ader öffnen wollte.

„Es brauchte nicht mehr!" murmelte er. Aber das

Instrument kehrte wieder in das Etui zurück, und der Doktor setzte sich, indem er den Kopf zwischen beide Hände nahm.

„Ich zögere, ihn zu retten, wie ich zögere, ihn zu verderben. Seine Hand ist kräftig ... wer weiß, ob die meinige die Zügel des ungestümen Gespans, das unsern Glückswagen zieht, so gut halten könnte. Und bei alle dem ist doch die Hauptsache, daß man zum Ziele kommt."

Die Lanzette wurde zum zweiten Mal aus dem Etui genommen, und sorgfältig abgewischt. Während er den Lappen berührte, der zum Abwischen diente, ließ er eine röthliche Spur darauf, als ob er von einem sehr scharfen Aezmittel befeuchtet worden wäre.

„Und sein Geheimniß vollends," fuhr der Doktor fort, dessen Auge sich von dem Feuer eines gierigen Verlangens entzündete; „wenn er stirbt, wer sagt mir dann sein Geheimniß?... Dieser Mann sucht nicht, was wir suchen... 'Er strebt höher... so hoch, daß meine Einbildungskraft das, was er zu erlangen trachtet, nicht einmal träumen kann... Und er wird es erreichen, denn es gibt kein Hinderniß, das seine Ferse nicht bei Seite stößt... Ich will wissen, was er sieht!" fuhr Moore fort, indem er sich allmählig bis zum Enthusiasmus steigerte, „unser Ziel ist ihm nur Mittel; wir hören da auf, wo er anfängt: wir suchen Gold um Gold, und er... bei Gott: ich werde seine Gedanken ergründen, und dann, ist sein Leben nicht alle Tage in meiner Hand wie heute?... habe ich nicht noch Zeit?... Narr, der ich war! ich wollte wie die einfältigen Kinder handeln, welche Spielsachen zerbrechen, um zu sehen, was sie in sich schließen... Das Geheimniß eines Todten wird nur zu gut bewahrt, Marquis, wir vertagen unsern Urtheilsspruch."

Man klopfte leise an die Thür des Kabinets.

„Sie haben sehr Eile!" brummte der Doktor.

„Um's Himmels willen, Sir, haben Sie Mitleid

mit meiner Angst," rief durch die Thüre die Stimme des Cavaliers Bembo; „ich warte!"

„Warten Sie!" antwortete kalt Herr Moore.

„Ein Wort, wenn Sie's erlauben, ein einziges Wort, Sir!"

Der Doktor nahm, statt zu erwidern, mit Katzentritten seine Richtung nach dem Theil des Kabinets, welcher der Thüre, hinter welcher Bembo wartete, entgegengesetzt war, und steckte einen kleinen Schlüssel in das Schloß eines Schrankes.

„Beinahe hätte ich die Veranlassung meines Besuches vergessen," murmelte er: „es wäre vom Teufel, wenn der Herr Marquis nicht noch einige Minuten auf mich warten könnte."

Ehe wir weiter gehen, scheint es uns am Orte, dem Leser zu bemerken, daß die unermeßliche Gesellschaft, welche in London den Namen der Familie*) (the Family) trägt, beinahe eben so, nur besser konstituirt ist, wie die Gesellschaft, welche sie brandschatzt.

Auch bei ihr giebt es ein Publikum, einen hohen und einen niedern Adel, Volk, Ritter und Senat, auch haben sie ein Oberhaupt, welches im vollen Umfange des Wortes König ist, König so gut es Heinrich oder Elisabeth hochmüthigen Andenkens war.

Wir wissen nicht, ob es erlaubt ist, der Sprache, welche unter den verschiedenen Mitgliedern der Verbindung eingeführt ist, den unedeln Namen Gaunersprache zu geben. Die Mitglieder sind zwar Diebe, aber hohe Herren sind die Banditen von London.

Immerhin gleicht die Sprache der Familie nicht sonderlich der Shakspeareischen; unser geistreicher College und Landsmann Herr Charles Dickens, gibt in mehreren

---

*) Die Existenz dieser seltsamen Gesellschaft, von der englischen Polizei wohl gekannt, ist zu notorisch, als daß man sie zu konstatiren brauchte.

seiner hübschen Erzählungen zahlreiche Pröbchen davon, und unsere fashionabeln Review's sind seit einiger Zeit so voll davon, daß man glauben könnte, sie werden ausschließlich von swell mob und swindlers *) redigirt.

So sagen diese Schreibersleute von gutem Ton nicht mehr: wer wird die Kosten tragen? sie zwitschern (chirp): wer wird das Loch verstopfen: **) ein Penny heißt bei ihnen meg, sechs Pence ein tannar, ein Schilling ein bob, eine Krone ein bull, ein Souverainsd'or ein cutter, als ob sie von Kindsbeinen an geschworene smashers ***) wären.

Um zu sagen, daß ihr Held vor dem Insolventenhof †) gewesen sey, haben sie eine Menge wirklich trefflicher Umschreibungen: ein solcher ist weiß gewaschen worden; ist durch die portugiesische Seifenmanufaktur gegangen, ein dritter hat dem alten Adam ein neues Hemd (clean shirt) angezogen.

Alles blos deßwegen, weil der Gerichtshof der insolventen Schuldner in einer Straße sich befindet, die den Namen Portugal-Street führt, und vielleicht auch deßhalb, weil alle diejenigen, welche diesen Gerichtshof besuchen, Advokaten und Richter mit einbegriffen, wirklich einer Universalwäsche bedürftig wären.

Wir denken, unser Leser findet das allerliebst.

Wird man gehängt, so heißt das mit der Achtuhr-

---

*) Industrielle verschiedener Stufen. Der swindler ist am häufigsten ein Dandy.

**) Gaunersprache: to stump up, das Loch verstopfen, die Kosten tragen.

***) Solche, welche für Andere falsches Geld in Umlauf bringen, eine Art Mäckler im Dienste der Falschmünzer.

†) Der Court der Insolventen wurde im Interesse der unglücklichen Schuldner errichtet, um sie gegen die absurde Strenge des englischen Gesetzes zu beschützen. Wer vor diesem Court erscheint und erklärt, daß sich sein Hat nicht über zwei Guineen beläuft, wird gewissermaßen außer dem Bereiche des Gesetzes und aller Verfolgung gestellt. Man urtheile, ob die englische Loyalität diese für den Betrug geöffnete Thür mißbrauchen wird.

kutsche abfahren (eight o' clock coach). Der Ausdruck ist unstreitig energisch und höchst pittoresk, er kommt, sagt man daher, daß ein gewisser Bauer, der empor gekommen, in seinem Gefährt an der Ecke von White Hall vorbei fuhr, den Korb einer irländischen Pomeranzenhändlerin umwarf, welche friedlich ihre Pfeife rauchend Käufer erwartete. Die Händlerin erfüllte in ihrer Erbitterung die Luft mit Verwünschungen und sagte unter Anderem: „gebe Gott, daß ich dich 'mal mit der Achtuhrkutsche abfahren sehe, elender Nabob!"

Die Geschichte fügt noch bei, daß vierzehn Tage darauf der Bauer wirklich aus irgend einem Grunde gehängt worden sey.

Und in der That, die Geschichte hätte ohne das keinen rechten Ausgang, daraus folgt, daß die Geschichte Recht hat.

Es ist was Schreckliches, daß wir alle diese Feinheiten, alle diese traits de moeurs, wie man jenseit des Kanals sagen würde, hier eigentlich nicht zu erzählen brauchen. Unstreitig hat die portugiesische Seife, die Irländerin und ihre Pfeife mit dem Gegenstand, der uns beschäftigt, Nichts zu schaffen.

Das ist eben die Gefahr der Uebergänge!

Das, was wir sagen wollten, reduzirt sich eigentlich darauf.

Die Familie besteht außer den besondern Abstufungen einer Hierarchie, welche auf der ganzen Welt ihres Gleichen nicht hat und ins Unendliche complizirt ist, aus drei constituirten Körperschaften: den Leuten, den Gentlemen und den Lords. Es ist wahrscheinlich, daß der Titel Gentleman durch besondere Verdienste erworben wird, der Lordstitel wird durch eine Art von Wahl acquirirt.

Ueber Allen steht der Vater, welchen die Leute Sr. Ehren nennen oder durch einen Eigennamen bezeichnen, der dem Wechsel, jedoch nicht in Folge des To-

des des Titularen, unterworfen ist. Dieser Name wird von Zeit zu Zeit wie ein altes Kleid reformirt. Gegen das Jahr 1811 hieß Sr. Ehren Jack, so daß gewisse Leute damals nicht ohne Grund des Glaubens waren, daß es Jack Ketch *) in höchst eigener Person gewesen sey, später begann die Dynastie der Edwards. Glaubwürdige Aufschlüsse erlauben uns, zu behaupten, daß im Jahr 1844 der Vater der Familie unter die Zahl der Ordinirten gehört und gegen eine halbe Million Gulden jährlicher Pfründen bezieht, seine Unterthanen nennen ihn den Mandarin.

Er ist übrigens dem Fleische nach mit einer respektabeln Dame vermählt; wirthschaftet vortrefflich und erbaut die britannische Geistlichkeit.

Im Jahr 183... herrschte Edward sehr wahrscheinlich mehr durch das Recht der Eroberung als durch das Recht der Geburt. Die Familie machte unter seiner Regierung furchtbare Fortschritte, man stahl Krondiamanten und verrichtete sonstige Großthaten.

Ganz London fühlte sich versucht, auf beiden Seiten die Taschen zuzuhalten; da aber in London jede Industrie (wir sprechen von ähnlichen Industrien, die selbst von einem Lordmajor praktizirt werden können) darin besteht, den Inhalt der benachbarten Taschen in die eigene auszupumpen, so sah man bald, daß diese Maßregel eine beklagenswerthe Stagnation in alle Zweige des Verkehrs bringen würde.

Es fand sich, daß zu dieser Zeit Sr. Ehren nach ganz andern Proportionen geformt war, als seine viel geliebten Unterthanen. Die Lords of the night entdeckten zu ihrem großen Entsetzen an einem schönen Tage, daß ihr Oberhaupt nicht als Dieb ordinirt war.

Es wäre in der Familie ein gewaltiger Rauch aufgegangen, wenn diese Entdeckung sich aus dem Kreise der Lords in den der Gentlemen und von dem Kreis

*) Der Henker von London.

der Gentlemen in den des gemeinen Trosses der Diebsarmee verbreitet hätte. Saint Giles wäre bis in seine Kothfundamente erschüttert woren; Field Lane hätte nach einander alle gestohlenen Lumpen in Aufruhr gesehen; die geschundenen *) Katzen des Barbikan hätten auf irgend eine orginelle und übernatürliche Weise, die für uns ein Geheimniß ist, ihr Entsetzen kund gegeben, und der rothe Fisch der Shakspeare-Kneipe hätte, wir können nicht zweifeln, seinen ausgestopften Schwanz mit der den Umständen angemessenen Energie geschüttelt.

Aber die Mylords der Nacht waren diskrete Schelme. Sie hatten noch einen weiteren Grund zum Stillschweigen: sie wußten eigentlich Nichts.

Rio Santo war für sie ein Räthsel, das war Alles.

Sie hatten entdeckt, daß zwischen ihnen und ihm ein Abgrund lag. Er schaute weiter und höher aus als sie; ihre schmutzige Ehrsucht war nicht seine Ehrsucht. Wohin ging sein Weg?

Offenbar stützte er sich auf sie wie auf einen Reisestock; sie sahen, daß sie nur gemeine Werkzeuge in seinen Händen waren.

Was war das Ziel, nach dem er strebte?

Niemand konnte es erfahren, aber auch Niemand daran zweifeln, denn Rio Santo hielt das Scepter mit gewaltiger Hand, und den ersten seiner Unterthanen trennten von ihm alle Stufen seines Thrones.

Er hatte keinen Günstling, keinen Vertrauten. Dem Grundsatze nach hätte er nur der Erste unter seines Gleichen seyn sollen, aber sein kräftiger Wille und die Umstände hatten seiner Gewalt eine außerordentliche Ausdehnung gegeben. Von einem konstitutio-

---

*) Jenseit Smithfield's gelangt man durch die Long-Lane in eine Straße, welche beinahe ausschließlich von Italiänern bewohnt wird, die Geschäfte in Katzenfleisch machen. Das englische Gesetz vermag, muß man glauben, Nichts gegen diesen eigenthümlichen Handel, der am hellen Tageslicht getrieben wird.

nellen Könige hatte er sich zu einem absoluten gemacht. Wir geben dieß nicht gerade als eine Rarität.

Einige unter den Patriziern der Familie dachten wenig über diesen Stand der Dinge nach. Sie strichen gewaltige Dividenden ein ... ihr Ziel war erreicht. Aber es gab noch Andere, und unter diese müssen wir den Doktor Moore und den blinden Tyrrel rechnen, welche sich bei dieser Thatsache nicht so ohne Weiteres beruhigten.

Tyrrel war von dem Marquis mit geheimen Sendungen beauftragt worden, bei denen ihm der Verstand ganz eigentlich stille stand, so sehr hatte er sich abgequält, das Warum davon zu entdecken.

Der eine dieser Aufträge bestand darin, jeden Monat dem ehrenwerthen Brian von Lancester, welcher doch gewiß keinen Theil an der Verbindung hatte, hundert Pfund Sterling auszuzahlen. Tyrrel hatte sich übrigens überzeugen können, daß Rio Santo den ehrenwerthen jüngern Bruder des Grafen White Manor nicht genauer kannte.

Täglich zerbrach er sich den Kopf, um das Motiv dieser Freigebigkeit, deren Zweck er nicht begreifen konnte, zu ergründen. Es war vergeblich, und mußte immer vergeblich seyn, weil die Motive des Marquis zu weit außer dem Bereiche der Ideen lagen, innerhalb deren Tyrrel gewöhnlich sich bewegte, als daß dieser zufälliger Weise auf die Wahrheit gerathen konnte.

Was den Doktor Moore betrifft, so hatte er mehr Mittel, den Schleier zu lüften. Rio Santo hatte ihn zwar zu keiner Vertraulichkeit, oder auch nur zu etwas, das einer solchen gleichen könnte, zugelassen, stand aber mit ihm in einem häufigen Verkehr, der für seine Neugierde günstig war. Der Doktor hatte Zutritt in Irish-House! er war der Arzt von Mary Trevor und spielte ein wenig zwischen dem Marquis und seinem Winkelsenate die Rolle, welche unsere Minister zwischen dem

König und den Kammern spielen, nur liebte er den Marquis nicht.

Aber man hat schon Beispiele erlebt, daß auch Minister an ihren König nicht gerade leidenschaftliche Anhänglichkeit hatten, und daß Könige ihre Minister von Grund ihres Herzens verachteten.

Trotz dem häufigen Verkehr zwischen Rio Santo und Moore war das Innere Rio Santo's für den Doktor ein versiegeltes Buch. Moore, ein feiner, kühner, aber in seiner Kühnheit kalter Geist, beharrlich, hochmüthig, aber seinen Hochmuth unter dem Scheine von Gehorsam verbergend, entschieden im Uebermaß, abgeführt, mehr habsüchtig als ehrgeizig, und fähig, in den Schlamm des Verbrechens sich bis an den Hals zu versenken, ohne in Aufregung oder Leidenschaft zu gerathen; glich nicht dem blinden Tyrrel, dessen Natur eben so schlecht, gleich kräftig, von andern Hebeln in Bewegung gesetzt wurde und andere Gänge machte; aber er mußte, wie Tyrrel, Rio Santo's Geheimniß in einer zu engen und zu niedern Sphäre suchen; er mußte den Marquis nach sich bemessen, und die systematische Verachtung der Menschen im Allgemeinen machte ihn durchaus unfähig, in die Plane des Marquis einzudringen.

Wenn ein Schiff auf dem Meere am Horizont erscheint und der Matrose auf der Wache ruft: ein Schiff! thun die Passagiere ihre Augen weit auf und wollen sehen, sehen aber Nichts.

Das Schiff naht, die Seeleute zählen schon seine Masten und raisonniren über seine Bewegungen. Di Passagiere suchen noch und sehen nicht mehr, weil sie zu weit unten suchen. „Um weit zu suchen, muß man in die Wolken sehen."

Moore sah zu weit nach unten.

Er bildete sich ein, daß Rio Santo, dessen Ueberlegenheit er nothgedrungen anerkennen mußte, ein anderes und höheres Ziel vor Augen hatte, als sein Ziel war, aber doch im Ganzen von derselben Art. Um dieses

Ziel beneidete er ihn, er wollte es ergründen, es sich zu Nutze, zu dem seinigen machen, und allein von dieser Eroberung profitiren, welche, wie ihm schwante, glänzend war, und die äußersten Gränzen menschlicher Begehrlichkeit erreichte. Hatte er das Geheimniß einmal ergründet, so war es Zeit, Rio Santo durch jene leichten und sicheren Mittel, die ein so geschickter Mann, wie Doktor Moore, immer zu seiner Verfügung hatte, auf die Seite zu schaffen.

Seit den sechs Tagen, welche Rio Santo sich nicht zeigte, hatte sich das unruhige Verlangen in Moore ausnehmend gesteigert; diese Abwesenheit mußte wichtige Beweggründe haben, und vielleicht wichtige Umtriebe decken.

Moore kam jeden Tag nach Irish-House. Es war vergeblich. Rio Santo zeigte sich nicht.

Der Doktor verlor jedoch während dieser sechs Tage seine Zeit nicht ganz. In das Kabinet des Marquis eingeführt, spähte, stöberte er, verletzte das Geheiminiß verschlossener Cartons und steckte die Nase in mehr Wische Papier, als zwanzig Bände füllen würden. Aber diese Papiere waren größtentheils in Chiffern geschrieben, zu denen Moore den Schlüssel nicht hatte, andere waren mit chinesischen Schriftzügen bedeckt, und der Doktor erkannte auf einigen das Volksidiom von Afghanistan.

Für dießmal stand ihm der Verstand still! Hatte Rio Santo literarische Mücken, kompilirte er eine allgemeine Geschichte der Reisen? oder unterhielt er wohl in China und in Indien Agenten, welche auf seine Rechnung die unschuldigen Eingebornen dieser zwei reichen Länder ausplündern sollten?

Diese Ansicht schien dem Doktor die vernünftigste, und Rio Santo stieg hoch in seiner Achtung.

Man kann viele Sprachen verstehen und doch die chinesische Volkssprache und das Patois der Hindu nicht kennen. Alles, was Moore aus diesen in der Eile durchlaufenen Dokumenten ersehen konnte, war, daß durch

unbekannte Agenten gegen den Opiumhandel, einen der gewinnreichsten Zweige des überseeischen Handels der Ostindischen Kompagnie, im Schooße des himmlischen Reiches eine geheimnißvolle Gährung unterhalten und das Gebirge von Afghanistan aufgewiegelt wurde.

War es eine alte oder neue Geschichte, er konnte es nicht errathen.

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, Rio Santo wolle eine riesenhafte Handelsunternehmung begründen; er hielt aber bei reiflicher Ueberlegung nicht Stich. Kein Handel ist so gewinnreich, als schlichtes, einfaches Stehlen, obgleich eigentlich der Handel selbst Nichts, als ein verpfuschter Diebstahl ist.

Am Ende mußte sich Moore gestehen, daß er nicht viel klüger war, als zuvor. Zum Troste sagte er sich, daß er in den verschlossenen Schubladen ohne allen Zweifel genauere Aufschlüsse erhalten würde.

Die Sache war nicht unmöglich.

Als er die Papiere durchwühlt hatte, untersuchte er das Kabinet selbst, indem er hoffte, irgend etwas Geheimes anfzufinden. Gleich beim ersten Versuche glaubte er den Schatz zu erheben. Es war an dem Morgen desselben Tages, an welchem unsere Geschichte wieder beginnt. Der Leser wird sich erinnern, daß in dem Augenblicke, wo der Cavalier Angelo Bembo, von seiner ritterlichen Expedition zurückgekehrt, die Thüre öffnete, um Rio Santo zu Hülfe zu eilen, eine Wand des Getäfels im Zimmer des Angus Mac Farlane, die sich bewegt, und das neugierige Gesicht Doktor Moore's hatte sehen lassen, sich plötzlich wieder schloß. Diese Wandfüllung ging in das Kabinet des Marquis. Als Moore sie öffnete, glaubte er einen geheimen Schrank entdeckt zu haben. Das, was er sah, versetzte ihn in das größte Erstaunen, und erhöhte noch seinen Wunsch, besser und mehr zu sehen.

In das Schloß dieser Füllung steckte er einen kleinen Schlüssel in dem Augenblick, wo die flehende Stimme

des Cavalier Angelo Bembo um ein tröstliches Wort bat, seine Unruhe zu beschwichtigen. Wir haben gesehen, welchen Bescheid Doktor Moore ihm gab.

Er drehte sachte das Schlüsselchen in dem Schloß und drückte ohne Geräusch die Füllung ein. Dann streckte er den Kopf in die Oeffnung so furchtsam wie das erste Mal, als ob er besorgt hätte, in ihr irgend eine drohende Erscheinung zu finden.

Aber das Zimmer des Laird's war leer und still; man hörte nicht einmal Angus Mac Farlane's Athemzug, der sich in den dichten Vorhängen des Bettes verlor.

Moore warf einen zweiten Blick auf den immer noch unbeweglichen Rio Santo und trat über die Schwelle.

Der erste Gegenstand, der ihm bei seinem Eintreten auffiel, war das zwischen den beiden Fenstern aufgehängte Porträt. Bei seinem Anblick malte sich das höchste Erstaunen in seinen Zügen. Er betrachtete es unter verschiedenem Lichte, indem er auf einen Augenblick die Augen schloß, um sie wieder zu öffnen und wieder besser zu sehen. Je mehr er hinsah, desto mehr verschwand allmählig ein Rest von Zweifel, der in seiner Miene zurückgeblieben war.

„Sie ist sehr schön!“ murmelte er endlich; „und, auf meine Ehre, ganz dazu gemacht, dem Präsumptiverben eines Grafen den Kopf zu verrücken ... es war ein bezauberndes Geschöpf! O! bei Gott! Da bleibt kein Zweifel mehr, sie ist es wirklich!... aber was thut hier das Porträt der Gräfin von White Manor?“

7.

Der Fieberwahn.

Doktor Moore blieb noch einige Sekunden im höchsten Erstaunen vor dem Porträt der reizenden Dame

stehen, die nach der Mode von 1815 gekleidet war, und von uns in einem der früheren Kapitel geschildert wurde

„Das ist mir durchaus räthselhaft!“ murmelte er dann; „das Porträt der Gräfin von White Manor hier, bei Rio Santo! Das geht in's Fabelhafte, in's Teuflische... ich muß darauf verzichten!... ich erinnere mich wohl jenes artigen Flecks, den sie über der Lippe hatte... zwischen der Lippe und jenem hübschen Grübchen, das nach der Behauptung unserer gekrönten Poeten von den Grazien eigenhändig gegraben wurde... Rio Santo ist erst seit einem Jahre hier... es ist nicht möglich... auf meine Ehre, da geht mir der Verstand aus!“

Er drehte sich auf der Ferse und warf im Vorbeigehen einen zerstreuten Blick durch das Fenster.

„He! he! he!“ kicherte er etwas freier als gewöhnlich: „Der Zufall ist manchmal ungemein sinnreich!... täusche ich mich nicht, so ist da über der Gasse White Manor's free and easy... das Lord's Corner... He! he! he! White Manor war seiner Zeit ein kühner Verführer!... aber ich möchte darauf schwören, daß dieses artige Porträt nicht für seine Lordschaft gemalt worden ist... und wenn sein Blick durch diese Mauer hätte dringen können, he! he! 's ist, auf Ehre, possirlich!... ich glaube, er hätte da unten vis à vis nicht so oft und so guten Muths gesündigt!“

Er warf seinen letzten Blick auf das Porträt, machte noch eine Gebärde des Erstaunens und wandte sich dann nach dem Bette.“

„Das ist ein Geheimniß,“ sagte er bei sich, „ein Geheimniß der räthselhaftesten Art... das war mir unerwartet... und doch, was thut es?... O! o! fuhr er fort, indem er plötzlich zwei Schritte vor dem Bette stehen blieb. „Da ist ein Mann!“ er hatte das abgezehrte, haarige Bein des Angus Mac Farlane, das halb aus den Decken hervorreichte, entdeckt.

Der Doktor war in dieses Zimmer mit der festen Hoffnung getreten, seltsame, unmöglich zu errathende

Dinge zu entdecken, so daß er eine Minute zögernd und wie von kindischem Schrecken ergriffen, stehen blieb. Närrische Gedanken gingen ihm durch sein aufgeregtes Gehirn. Er, sonst so bitter, so kalt, fühlte sich mit einem Mal in die unbekaunte Welt der Einbildung versetzt.

Wer ist der Mann, der ausgestreckt auf dem Bette liegt? Auf den ersten Anblick schien dieß in keiner direkten Beziehung mit dem Gegenstand der Forschungen des Doktors zu stehen. Aber er glaubte auf dem Rand eines kreisförmigen Einschlags zu stehen, und jeder Faden konnte ihn, wie er glaubte, zu dem Mittelpunkte führen.

Er nahte sich auf den Zehen dem Bett und schob mit einer Art von Feierlichkeit den Vorhang zurück.

Es schien, als ob hinter der Draperie sich plötzlich das so sehnlich gewünschte Geheimniß enthüllen müßte.

Angus kehrte dem Lichte den Rücken. Er hatte sich beinahe quer über das Bett geworfen und berührte mit der Stirn die Wand; ohne Zweifel suchte sein, durch das Fieber erglühter Schädel ein wenig Abkühlung.

Moore konnte also sein Gesicht nicht sehen.

Einen Augenblick unterbrach er seine Forschungen. Der Instinkt des Arztes kam seiner Neugierde in die Quere. Er ergriff Angus am Arme und fühlte ihm den Puls.

„Hirnentzündung!“ murmelte er, eminente Kongestion! Warum hat man mich so spät gerufen?“ Dieser herkömmliche Ausruf entwischte ihm; so groß ist die Macht der Gewohnheit. Er lächelte.

„Aber es hat mich ja Niemand gerufen, und ich habe keinen Beruf, diesen Menschen zu retten ... ich möchte nur sein Gesicht sehen!“

Er setzte ein Knie auf das Bett und wendete sich so, daß er gleichfalls mit dem Kopfe an das Getäfel kam. In dieser Stellung konnte er Angus Züge betrachten. Die Prüfung dauerte einige Sekunden.

„Ich kenne diesen Menschen nicht!“ sagte er dann, in seiner Hoffnung getäuscht.

Hierauf besann er sich plötzlich und fuhr fort:

„Und doch! ... ich glaube, ich erinnere mich ... er hat sich sehr verändert!“ ... das ist der ehrliche Landjunker aus Schottland, den Rio Santo einmal zu uns in den Rath brachte ... der Laird ... ich habe seinen Namen vergessen ... der Laird, der unser Schloß Crewe bewohnt, und warum beim Teufel läßt ihn Rio Santo hier wie einen Hund verenden? ... meiner Treu’, mir gilt das gleich.“

Der Doktor erhob sich und schüttelte übel gelaunt den Kopf.

„Narr, der ich bin!“ brummte er, „ich suche vergeblich. Das Geheimniß des verteufelten Marquis ist in seinem Kopfe und nirgend anders wo: hin und wieder habe ich einige abgerissene Blätter aus dem Buche seines Gewissens gefunden ... genug, um mich zu überzeugen, daß sein Leben ein fortlaufendes Geheimniß war; zu wenig, um das erste Wort seines Geheimnisses zu errathen ... das Uebrige ist in ihm.“

In diesem Augenblicke vernahm man die entfernte Stimme Bembo’s, welcher noch durch die äußere Thüre des Kabinets sprach.

Moore wandte sich nicht einmal um.

„Das Signorchen hat große Eile!“ sprach er lachend; „nun, ich kann nichts Besseres thun, als ihn befriedigen. Stellen wir den Marquis von Rio Santo wieder auf die Beine!“

Als er sich anschickte, wieder in das Kabinet zurückzukehren, machte der Laird eine Bewegung. Man brauchte wenig, um die getäuschte Neugierde des Doktor’s aufzuregen.

Angus kehrte sich mühsam auf seinem Lager um.

„Das Wasser brennt mich,“ sprach er ganz leise. „Wie dieser Fluß von London kocht! Seine Quelle ent-

springt in der Hölle! ... Der Londoner Mond ist roth ... überall ist Feuer."

„Dieser Mensch rettet sich selbst," murmelte Doktor Moore mit einer Art von medicinischem Aerger, einem schlechten Instinkt, einem Diminutiv von heilloser und ärmlicher Empfindlichkeit, welche durch einen der tausend Widersprüche in der Natur nicht erstickt werden konnte durch große Leidenschaften und die verbrecherischen Instinkte, welche die Seele des Doktors füllten. „Das Fieber ist ein mondsüchtiges, possirliches Uebel. Wenn man es bekämpft, sperrt es sich, wenn man es gehen läßt, erlischt es von selbst, offenbar hat dieser Wilde die Periode der Sterblichkeit bereits überschritten ... morgen ist er Rekonvaleszent."

„O! wäre ich in den schönen Wassern meines Solway," begann Angus wieder, „der Räuber würde mir nicht entgehen ... aber diese Themse ist heiß und schwer wie geschmolzenes Blei ... Ach! ach! ach! ... sie verschwinden! ... alle beide ... alle beide ..." er stieß seine Stirn in die Federkissen.

Moore hielt die Hand an seinen Puls und ließ sie beinahe eine Minute darauf ruhen.

„Eine Krisis," dachte er; „vielleicht zwei und es ist vorrüber ... diese armseligen Schottländer haben ein so rissiges Hirn, daß das Fieber durch die Spalten wischt ..."

„Sattle meinen Rappen, Duncan von Leed!" rief der Laird, dessen Stimme plötzlich wieder volltönend wurde; „ich will über den Clyde und nach London, um ihn zu tödten!"

„Ihn zu tödten, wen?" fragte unwillkührlich der Doktor.

Angus saß jetzt aufrecht im Bette und heftete aus den tiefen Höhlen seiner Augen grausenhafte Blicke auf ihn. Aber Moore war Arzt: der wilde Blick schreckte ihn nicht.

„Mein Pferd! mein Pferd!" wiederholte gebiete-

risch der Laird, welcher seine nackten Füße auf den Teppich setzte.

Angus rollte seine Augen umher, als wollte er in den Winkeln seines Gehirns einen entflohenen Gedanken suchen.

„Die Stimme der Träume kann nicht lügen," fuhr er langsam fort, „und das göttliche Gesetz will Blut um Blut, ... es ist mir, als hätte ich diese Nacht Fergus O'Briane gesehen ... für was hab' ich ihn nicht getödtet? ... ich werde Mühe haben, ihn zu tödten, meiner Schwester Mary wegen ... aber ich tödte ihn doch."

Seine Hände legten sich traulich auf die beiden Schultern des Doktor's, der über dieses Zeichen des Vertrauens eben nicht sehr entzückt war.

„Hab' ich Dir's nicht gesagt, Freund Duncan?" begann Angus wieder mit entsetzlicher Feierlichkeit; „wenn ich ihn im zweiten Gesichte sehe, hat er mitten auf der Brust ein rundes rothes Loch, gerade so groß, Duncan, um den Tod durchzulassen ... er sitzt auf dem Rasen am Rand eines Weges ganz blaß, Duncan von Leed, blaß, wie mein Bruder Mac Nab, durch seine Hand gefallen, ... jetzt tönt die Stimme der Träume durch die Nacht in mein Ohr: Dein Blut, das Blut Deiner Adern wird Mac Nab rächen!"

„Mac Nab!" wiederholte der Arzt bei sich; „ich kenne diesen Namen ... es scheint mir ... ei! ja ... der Gelbschnabel, den ich an Perceval's Bette traf, Stephen Mac Nab; aber diese Schottländer haben nie einen Namen eigen ... es gibt vielleicht einen ganzen Klan solcher Mac Nab! ..."

„Wer hat mir denn gesagt, daß er jetzt Rio Santo heißt? ..." rief plötzlich der Laird; „Marquis von Rio Santo ... Du, Duncan?"

Moore war bei dem Namen des Marquis aufgefahren und strengte die Nerven seines Gehirns an.

„Ich nicht," murmelte er, indem er hoffte, durch

diese Antwort die flüchtigen Gedanken des Kranken festzuhalten und zu weniger dunkeln Enthüllungen zu führen.

„Rio Santo!“ wiederholte Angus; „sattle mir das Pferd, Duncan von Leed! sattle mir mein gutes Pferd Billy! ... ich will über den Tweed, um der Stimme der Träume zu gehorchen.“

„Und wenn es Ew. Ehren gefällt,“ sagte der Doktor, indem er den Accent und die Sprechweise Schottlands nachzuahmen suchte, „ist denn dieser Rio Santo ein Mörder?“

Der Laird zog seine beiden Hände von den Schultern des Doktors zurück und betrachtete ihn mißtrauisch.

„Diejenigen, welche das sagen,“ antwortete er, „haben gelogen ... was wollen Sie von mir?“

Das Auge des Laird's hatte den Ausdruck der Verrücktheit verloren ... er hatte offenbar einen lichten Augenblick. Aber dies dauerte nicht lange, er ballte die Faust gegen den Doktor, murmelte einen Laut des Unwillens und warf sich wieder zitternd vor Kälte in seine Decke zurück.

„Wie kalt die Themse ist!“ murmelte er schauernd, „der Mond ist in London grün und seine Strahlen von Eis ... O! wäre ich im Solway!“

Dann stimmte er mit schlaftrunkener Stimme an:

Der Laird von Killarwan,
Der Töchter hat zwo,
Nie feinere sah man
Zur Minn' irgendwo
In Glen Girvan ...

„Zwei Töchter!“ fuhr er leise schluchzend fort, „zwei Töchter ... Gott will nicht, daß man zwei Töchter habe! ...“

Doktor Moore neigte sich vor, um das Uebrige zu hören; aber die Stimme des Kranken erlosch völlig in ein unverständliches Gemurmel.

Moore wartete noch einige Sekunden; dann schlug er sich vor die Stirn, indem er sagte:

„Und der Marquis! ... auf Ehre, der Marquis hätte indessen zwei bis drei Mal sterben können. Man muß eilen."

Im Augenblick, wo er sich umwandte, um in Rio Santo's Kabinet zurückzueilen, fühlte er den Druck einer Hand auf seinem Arm und blickte schnell nach hinten, indem er glaubte, der Cavalier Bembo hätte ihn überrascht.

Aber kaum hatte er seinen Blick auf den Mann geheftet, dessen Hand ihn am Arme griff, so stieß er einen Schrei des Entsetzens aus und taumelte, als ob er in Ohnmacht fallen wollte.

Unbeschreibliche Angst malte sich in seinem Blicke. Er wollte sprechen, aber seine Kehle, von Schrecken wie zusammengeschnürt, verweigerte jedem Laute den Durchgang.

Endlich sanken seine Kniee zusammen und er stürzte auf den Teppich nieder, wie ein Besiegter, der um Gnade fleht.

8.

Der Aderlaß.

Der Mann, welcher den Doktor Moore als Spion in flagranti überrascht, der Mann, der ihn in dem Augenblick überrascht hatte, wo er, das Lager eines ihm anvertrauten Kranken, eines Sterbenden verlassend, sich eine Art von Haussuchung erlaubte, unentschuldbar in allen Ländern, aber vor allem unentschuldbar nach englischen Sitten, nach denen jedes bewohnte Haus ein Heiligthum ist, das selbst das Gesetz nicht zu entweihen berechtigt ist, dieser Mann war weder der Cavalier

Angelo Bembo noch irgend einer von den Dienern des Marquis.

Es war der letzte Mann, dessen Ueberwachung der Doktor vernünftiger Weise erwarten konnte.

Es war der ihm anvertraute Kranke selbst, der Sterbende, Rio Santo in höchst eigener Person.

Der Doktor Moore war ein zu guter Meister in der Heilkunst und verdiente zu gut den ersten Rang, den ihm die öffentliche Meinung unter den Aerzten des königlichen Kollegs anwies, um nicht-als möglich, als gewiß anzunehmen, daß der Marquis von Rio Santo wieder ins Leben zurückkehren werde, wofern man zu rechter Zeit die nöthigen Mittel würde in Anwendung bringen.

Aber das, was ihn in Erstaunen setzte, war die plötzliche Auferstehung von selbst, ohne Hülfe und Beistand bewerkstelligt.

Offenbar hatte er sich in seiner nur oben hin gemachten Prüfung des Marquis getäuscht. Er, gewöhnlich so geschickt, so klug, hatte in einem Falle, wo sein eigenes Leben auf dem Spiele stand, mit der Unbesonnenheit eines Kindes gehandelt. Was er für eine, durch die Erwürgung hervorgebrachte Ohnmacht hielt, war nur eine vorübergehende Lähmung, welche oft bei voller Gesundheit Leute trifft, die ihre Gehirnfähigkeiten mißbrauchen, eine Lähmung, deren Anblick erschreckt und die oft wiederholt zum Blödsinn oder zum Tode führt, deren erste Anfälle aber mit Hülfe der gewöhnlichsten klinischen Kenntnisse bekämpft werden können.

Der Marquis hatte an einer Gehirnkongestion gelitten und litt noch daran.

Aber diese Unbeweglichkeit, dieser augenblickliche Tod war ein Nervenphänomen, ohne Zweifel aus sanguinischen Zufällen komplicirt, deren genaue und technische Beschreibung unsere schönen Leserinnen nur erschrecken könnte (jeder Schriftsteller lebt der tröstlichen Hoffnung, daß er täglich von einer sehr großen Anzahl

schöner Leserinnen so zu sagen verschlungen werde), dieser Tod war nur scheinbar, war nur eine Lethargie.

Der Doktor überschaute seine Lage und demüthigte sich.

Rio Santo hatte ihn in seiner Gewalt, nicht blos wegen der Späherei, über welcher er ihn ertappte, nicht blos wegen der Gewissenlosigkeit, womit er ihn, den Sterbenden, im Stich gelassen hatte, sondern auch, weil jedes Wort, das seinem Munde, seinem — Doktor Moore's — Munde, entwischt war, von dem Marquis gehört worden war.

Er wußte es und versuchte nicht einmal das Gegentheil zu hoffen: die Lethargie in allen ihren Nuancen gestattet die volle Thätigkeit der Sinne und der Reflexion.

Aber während er sich so demüthigte, erstand in ihm unter dem Aufruhr seiner Gedanken eine feste Entschließung. - Rio Santo stand vor ihm und trug auf seinem Gesichte die unzweideutigen Spuren jener theilweisen Desorganisation des Gehirns, deren Wirkungen verschieden sind.

Moore hatte geahnet, daß er stumm sei.

Seine Zunge blieb gelähmt, nachdem alle anderen Theile seines Körpers ins Leben zurückgetreten waren. Er dachte hell; sein Verstand war in voller Thätigkeit, aber die Muskeln seiner Zunge waren für den Augenblick ertödtet. Dies kommt alle Tage vor. Moore hatte in seiner langen Praxis davon unzählige Beispiele gehabt.

Nun war Rio Santo, für den Augenblick der Sprache beraubt und geschwächt durch den rohen Angriff, dessen Spuren er noch an sich trug, noch eben so gut in der Gewalt des Doktor's, als da er auf der Ottomane ausgestreckt lag.

Moore hatte die Absicht, ihn zu tödten.

Rio Santo stand vor ihm, mit stierem Auge, steifem Hals, mehr einem Phantome, als einem Menschen

gleichend. Der Widerstand, welchen er entgegensetzen konnte, war schwach und leicht zu besiegen. Von äußeren Hindernissen war Nichts zu befürchten, Rio Santo konnte nicht rufen.

Dieser hob, als wollte er des Doktor's Voraussetzungen bestätigen, den Aermel seines Schlafrocks und wies mit bedeutungsvoller Gebärde auf die geschwollene Ader seines Vorderarms.

„Wollen Sie, daß ich Ihnen zur Ader lasse, Mylord?“ fragte Moore.

Rio Santo gab mit Nachdruck ein Zeichen der Bejahung.

Der Doktor zögerte, eine Spur seines Entschlusses erschien ohne Zweifel auf seinem Gesichte, denn Rio Santo warf instinktmäßig einen Blick auf das Bette, als ob er sehen wollte, ob er keine Hülfe von dieser Seite zu hoffen hätte.

Die Körperschwäche drückt die Kraft der Seele nieder. Zum Glück für den Marquis gewahrte Moore diesen Nothblick nicht. Dieser Blick hätte seinem Bedenken ein Ende gemacht. Aber Rio Santo konnte, so schwach auch seine Körperkräfte waren, im Anblick einer Gefahr nicht lange schwach bleiben. Er gebot über einen Schatz von Kaltblütigkeit und Muth, welche so viele Prüfungen nach einander nicht erschöpfen konnten. Er richtete sich schnell und hoch auf, ob er gleich seiner augenblicklichen physischen Unmacht sich vollkommen bewußt war.

Während Moore noch zögerte, fühlte er einen neuen Griff auf seinem Arm, dieser Druck war langsam und dauernd. Es war wie ein Befehl mit fester, aber leidenschaftloser Stimme gegeben.

Moore zog sein Besteck und öffnete es.

Gewiß man kann sich diesmal nicht auf die Zauberkraft der Miene des Marquis berufen, denn in diesem Augenblicke war sie unbeweglich und trug das Gepräge völliger Fühllosigkeit. Seine steifen Muskeln waren in

Ruhe. Seine matten, von bläulichtrothen Adern durchzogenen Augen traten aus ihren aufgetriebenen Höhlen hervor. Sein Mund war krampfhaft geschlossen. Alle seine Züge hatten mit einem Wort jenen Anschein von Stupidität, welchen eine Apoplexie nach sich zieht.

Aber der Wille ist auch eine Macht, welche bezaubert und sich nur auf die eine oder die andere Art zu erkennen geben darf, wenn er stark und überlegen ist, um einen unschlüssigen Widerstand zu bändigen.

Und dann kann ferner nicht die Gewohnheit der Achtung und des Gehorsams einem schlimmen Vorsatze der Empörung die Wage halten.

Die Erinnerung an die stolze, glänzende Kühnheit, welche gewöhnlich auf dem schönen Gesichte des Marquis zu lesen stand, trat ohne Zweifel zwischen Moore's Auge und die Maske der Unmacht, welche jenen verhüllte. Er sah in Gedanken jenen Blick wie gewöhnlich Flammen sprühen, drohen, befehlen. Er gehorchte.

War dieser erste Schritt auf die Bahn gezwungener Unterwerfung gethan, so war Moore wieder Vasall. Er vergaß jeden Gedanken an Empörung, erschrak, daß er ihn je hatte fassen können.

Im Augenblick, wo er die Lanzette dem Arme Rio Santo's nahe brachte, griff ihn dieser bei der Hand, nahm das Instrument und hielt es an die Augen. Diese aber waren von dem Blut, das den Augapfel füllte, getrübt; er konnte nicht sehen, was er wollte. Aber der Doktor verstand, obgleich das versteinerte Gesicht des Marquis keinen Kommentar zu seiner Gebärde lieferte; er verstand und zitterte! denn diese Gebärde sagte ihm deutlicher als alles Uebrige, daß Rio Santo Nichts von seiner Pantomime verloren hatte, als er eben diese Lanzette auf seinem Kleide abgewischt und dessen Zeug sich alsbald geröthet hatte.

Er hob gleichfalls seinen Aermel und schnitt sich leicht in den Arm. Rio Santo gab ein Zeichen des

Beifall's. Den Augenblick darauf schoß aus seiner geöffneten Ader ein mächtiger Blutstrahl.

„Genug!“ rief Rio Santo nach einigen Sekunden.

Der Doktor fuhr bei dem Laute dieser Stimme heftig zusammen. Er heftete seinen Blick mit wahrhaftem Schrecken auf das Blut; Rio Santo sprach. Rio Santo war wieder der furchtbare Mann, vor dem sich Alles beugte. Moore hatte selbst das Band zerrissen, das die Zunge des Mannes fesselte, dessen Unmacht er eben noch verachtet hatte. Er hatte ihm die Macht zu befehlen und zu bestrafen wieder gegeben.

Fähig, seine Eindrücke zu maskiren, wußte er seine Furcht unter dem Schleier herber, gefühlloser Ruhe zu verbergen, der gewöhnlich auf seinem Gesichte lag; aber unwillkürlich schlug er die Augen nieder vor Rio Santo, dessen stolzer Blick sich wieder belebte, und dessen blaßes Gesicht allmählig seinen gewohnten Ausdruck wieder gewann.

Diese Umwandlung, deren Phasen man folgen konnte, diese Rückkehr zum Leben hätte eine Liebende in Entzücken versetzt, mußte aber im Grunde der feindlichen Seele Doktor Moore's einen furchtbaren Gedanken entstehen lassen.

Dieser Cadaver, der wieder auferstand, war der eines Herrn und zwar eines verrathenen Herrn.

Sein Blut floß noch immer. Moore, von der Aufmerksamkeit, die er dem Gesichte des Marquis schenkte, bei dem eine Muskel nach der andern ihre ausdrucksvolle Beweglichkeit wieder annahm, dachte nicht mehr an den Aderlaß.

„Genug, Sir!“ wiederholte Rio Santo, die Stirn runzelnd, und fuhr mit der Hand nach seinem Herzen, „wollen Sie mich ermorden?“

Moore schloß die Ader und kreuzte die Arme über die Brust. Er erwartete sein Urtheil.

„Rücken Sie mir einen Armstuhl herbei!“ sprach Rio Santo.

Moore beeilte sich zu gehorchen. Der Marquis fiel schwer auf das Kissen und hielt sich die Hand vor die Augen, welche, durch die Nachtwachen, die Krisis und den Blutverlust geschwächt, das schimmernde Tageslicht nicht ertragen konnten.

Er blieb so drei bis vier Minuten. Nach dieser Zeit richtete er sein Haupt empor. Seine blasse Stirn hatte all ihre stolze Heiterkeit wieder gewonnen.

„Herr Doktor," sprach er ohne alle Ziererei, „ich danke Ihnen, daß Sie das Geheimniß dieses Zimmer's verletzt haben . . . ich weiß jetzt aus Ihrem Munde, daß dieser arme Kranke nicht mehr in Todesgefahr ist."

Er wies auf Angus, der auf dem Bette eingeschlafen war. Moore verneigte sich, wie ein Automat.

„Ich denke, daß ich mich nicht täusche?" fuhr Rio Santo fort. „Sie sagten, daß sein Zustand jetzt Nichts mehr befürchten läßt."

„Ich habe es gesagt, Mylord."

„Herr Doktor," begann der Marquis wieder, „ich danke Ihnen auch, daß Sie, während ich sterbend da lag, Ihr Inneres vor mir aufgedeckt haben."

„Ew. Lordschaft hörte?" . . .

„Vollkommen, Sir . . . Sie sind eifersüchtig auf mich . . . Sie wollen mein Geheimniß." . . .

„Ah! Mylord!" . . . wollte Moore unterbrechen, dessen Stimme einen flehenden Ton annahm.

„Bitten Sie nicht, Sir," unterbrach Rio Santo, der sich im Sprechen erschöpfte, dessen siegreiche Ruhe aber sehr mit seiner Schwäche kontrastirte. „Bitten Sie nicht; es ist unnütz. Ich will Ihnen Nichts zu Leide thun . . . nur ist Ihre Eifersucht unsinnig, und mein Geheimniß gehört zu denen, die man nicht erräth . . . es ist, wie die in unbekannten Sprachen geschriebenen Blätter, die Sie in meinem Kabinet gefunden und vergeblich zu entziffern suchten; umsonst hält man sie in Händen, man braucht den Schlüssel, um sie zu begreifen, und diesen Schlüssel, Sir, hat

die Gottheit, welche allein ihn gibt, Ihnen nicht verliehen."

In diesen letzten Worten lag kalte, entschiedene Verachtung.

Moore's Stolz empörte sich.

„Herr Doktor," begann Rio Santo wieder, indem er immer mit jener langsamen, müden Stimme sprach, die selbst Lobsprüche schwächen müßte und das Maaß der Verachtung voll macht; „ich danke Ihnen endlich und vor Allem, daß Sie mich nicht ermordet haben."

Moore fuhr zwei Schritte zurück.

Dieses Wort war ihm ein Stich durch das Herz. Er hielt sich für unrettbar verloren.

Aber Rio Santo fuhr fort:

„Der Tod wäre mir herb gewesen, sehr herb! noch einmal, ich will Ihnen Nichts zu Leide thun ... schieben Sie dieses Kissen unter meine Füße, Herr Doktor."

Moore nahm das Kissen und schob es dem Marquis unter die Füße.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Doktor," fuhr der Letztere fort, „wenn ich Ihre Gefälligkeit so mißbrauche, öffnen Sie die äußere Thüre meines Kabinets und sagen Sie Angelo ... Sie haben das arme Kind erst noch hart angelassen, Sir! ... sagen Sie ihm, daß Sie mir das Leben gerettet haben, er wird Ihnen Ihren Uebermuth verzeihen. Sagen Sie auch meinen Leuten ... Wie viel Uhr ist es, Herr Doktor?"

Moore zog seine Uhr.

„Es ist zehn Uhr, Mylord," antwortete er.

„Zehn Uhr!" wiederholte Rio Santo, „die Zeit ist kostbar; aber ich bin todesmüde und brauche mindestens einen halben Tag Ruhe ... Sagen Sie meinen Leuten, Sir, sie sollen um vier Uhr anspannen ... Der Cavalier Angelo Bembo wird mich begleiten."

Der Doktor blieb eine halbe Minute unbeweglich, als ob er weitere Befehle erwartete, und wandte sich dann nach der Thür.

„Wenn Sie damit fertig sind, Herr Doktor," fuhr Rio Santo fort in dem Augenblick, wo er sich entfernte, „so werden Sie wieder zurückkommen ... ich habe einige Fragen an Sie zu thun."

Moore trat wieder in das Kabinet und durchschritt es, um die äußere Thür zu öffnen. Als er vor der Ottomane vorüber kam, auf welcher er eben noch Rio Santo hatte liegen lassen, durch den Zufall besiegt und dem Tode so nahe, daß er ihm kaum einen Ruck zu geben brauchte, um ihn in's Grab zu werfen, zuckte der Doktor aus Verdruß über sich selbst die Achseln. Die Gelegenheit war verscherzt.

Aber Moore's Haß, plötzlich gesteigert durch den verrathenen Verrath, versprach sich Revanche.

Man sagt, daß die Gelegenheit nicht zweimal kommt. Es ist wahr, aber Leute von Geschick machen sich Nichts daraus, weil man die Gelegenheit, die nicht kommen will, selbst machen kann ... Moore öffnete die äußere Thüre des Kabinets.

„Nun, mein Herr, wie stehts?" rief der Cavalier Bembo. „Das Leben des Herrn Marquis ist außer Gefahr, Signore," sagte Moore, welcher Lovely am Halsband griff, um ihn nicht in das Zimmer stürzen zu lassen.

„Außer Gefahr!" wiederholte Bembo mit theilnehmender Freude. „Ich hatte Ihnen Unrecht gethan, Herr Doktor, Sie sind ein geschickter Mann und ein würdiger Freund! ... ich bitte Sie, meine Entschuldigung anzunehmen, ich bin Ihr Ergebenster."

Der Doktor verbeugte sich kalt und berührte die Hand, welche Bembo ihm darbot.

„Signore," sagte er ganz leise und mit zweideutigem Ausdruck, „ich habe nicht Alles gethan, was ich gewünscht hätte ..."

„Und kann ich Don Jose sprechen?" fragte Bembo.

„Nicht im Augenblick ... Sr. Lordschaft trägt Ih-

nen auf, die Pferde auf vier Uhr anspannen zu lassen, und rechnet darauf, daß Sie ihn begleiten."

Bembo frohlockte vor Freude.

„Ausfahren! schon ausfahren!" rief er, „das ist ja eine Auferstehung! ach! Herr Doktor, Sie sind ein Mann auf den Platz."

„Ich dachte das selbst auch lange," antwortete Moore, den Kopf schüttelnd ... Aber glauben Sie, Signore, der Zufall thut viel in der Welt. ."

Er verbeugte sich und machte die Thür wieder zu.

Angelo dachte vielleicht, daß der Doktor sehr bescheiden geworden sey; aber die Freude machte ihn toll; er lief nach den mews (Ställen und Remisen) gefolgt von Lovely, der ohne Zweifel auch verstand, was vorgegangen war, da er gleichfalls, seiner Traurigkeit vergessend, lustige Sprünge machte und die Gallerien mit seinem Freudengebell erfüllte.

Moore war indessen in das Zimmer des Laird's zurückgekehrt.

Das Geräusch seiner Tritte weckte Rio Santo, welcher anfing in seinem Armsessel einzuschlummern, wieder auf.

„Sechs Tage," begann er, „habe ich Nichts gethan, Nichts gesehen, Nichts gehört ... ist etwas bei Ihnen vorgefallen, Herr Doktor?"

„Man war verwundert über Ihre lange Abwesenheit, Mylord, aber Ihre Getreuen haben ohne viel Mühe die Unzufriedenen zum Schweigen gebracht .... Mylord, ich weiß nicht was Sie von mir denken, aber ich sage Ihnen aus dem Grund meines Herzens: rechte Narren sind diejenigen, welche versuchen, wider Sie zu streiten. ..."

Rio Santo heftete auf ihn einen tiefen, ruhigen Blick.

„Und Sie sind ein kluger Mann, Sie, Herr Doktor," sprach er in schlichtem Tone.

„Jeder hat in seinem Leben Stunden des Wahn-

sinns, Mylord ... da wir von mir sprechen. so bin ich eben ein doppelter Narr gewesen, ... ein Narr, daß ich Sie tödten wollte."

„Und ein Narr, daß Sie es nicht gethan haben," unterbrach ihn Rio Santo.

„Ja, Mylord," antwortete der Doktor; „ein Narr, daß ich es nicht gethan habe."

Rio Santo kehrte sich in seinem Armsessel um.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Sir, Sie werden mir es nicht verzeihen. Ich habe nicht Zeit, mich mit Ihnen zu beschäftigen: ich nehme Ihre Hülfe für das Vergangene an; ich stütze mich ein Wenig auf Sie, und thue es mit Sicherheit ..."

„Dieses Vertrauen, Mylord ... fing Doktor Moore wieder an, welcher einen Augenblick Lust hatte, den Reuigen zu spielen.

„Vertrauen ist nicht das rechte Wort," unterbrach ihn Don Jose. „Ich wollte Ihnen sagen, daß ich jetzt nicht Muße habe, Ihnen den Prozeß zu machen, daß ich Sie aber bei dem geringsten Verdacht vernichten werde."

Rio Santo's Fuß fiel, das Kissen heftig zurückstoßend, auf den Teppich, den seine Ferse zerriß.

„Seien Sie auf Ihrer Hut, Sir," vollendete er.

„Mylord, Mylord!" rief Moore mit heuchlerischer Aufregung.

„In einem Augenblick, wie dieser, hätte mich ein Wort der Güte für mein ganzes Leben zu Ihrem Sklaven gemacht!"

Rio Santo's Auge verlor nicht den Ausdruck ruhiger Ueberlegenheit, aber die Muskeln seines Mundes, unwillkührlich zusammengezogen, bewegten leicht die erhobenen Spitzen seines feinen Knebelbartes.

Moore warf seine Maske ab; er sah sich bis auf den Grund seiner Seele durchschaut. Seine gebeugte Stirn hob sich; sein kaltes, cynisches Lächeln erschien

wieder auf seiner Lippe, und er sprach, ohne sich weiter Zwang anzuthun:

„Gut! Mylord, ich werde auf meiner Hut seyn... Ich werde Ihnen dienen, obgleich ich Sie hasse. Ich werde Ihr Werkzeug seyn und Ihr Feind... Ich werde..."

„Stille, mein Herr!" unterbrach ihn wieder Rio Santo; „ich weiß das Alles. Sie wagen Nichts, mir es zu sagen, und gewinnen auch Nichts... Sprechen wir von ernsthaftern Dingen, wenn's gefällig ist!"

Moore fühlte, daß ihm das Uebermaaß von Grimm zum Herzen drang, als er die unterdrückte gränzenlose Verachtung sah, mit der seine Drohungen, wie seine Versprechungen aufgenommen wurden. Sein Haß stieg noch, aber auch sein Respekt wuchs, und eine Art abergläubischer Angst bemächtigte sich seiner.

Rio Santo schien ihm unverwundbar.

„Noch ein Wort!" fuhr dieser erschöpft und in nachläßigem Tone fort; „da der Zufall mich Ihnen zum zweiten Male vertheidigungslos überliefern kann, und Sie außerdem, wie jene giftigen Reptilien, welche ihren Geifer auf's Gerадewohl ausspritzen, in die Ferne verwunden können, so will ich Ihnen ein Geheimniß sagen... Wenn Sie mich heute Morgen getödtet hätten, so würden Sie diesen Abend auf dem Armensünderstroh in Newgate geschlafen haben. Unterbrechen Sie mich nicht! Sie kennen mich dahin, daß ich nicht in's Blaue hineinspreche. Schon lange kenne ich Sie, Doktor... Zwischen Ihnen und dem Schaffot steht seit zwei Monaten nur mein Wille."

Moore zitterte, aber er wollte zweifeln.

„Zwischen dem Abgrund und mir," sprach er, indem er vergeblich versuchte, einigen Stolz in den Blick zu legen, „gähnt ein Abgrund, den alle Ihre Macht nicht aufzufüllen vermöchte."

„Hören Sie, mein Herr, zuvieles Reden erschöpft mich, und ich habe noch wichtige Fragen an Sie zu thun... Der Lord Sheriff hat ein versiegeltes Packet

in Händen, in welchem Ihr Todesurtheil steht. Erstaunen Sie nicht, ich halte so mehr oder weniger alle Lords der Nacht, Ihre Gevattern, in meiner Gewalt. Ohne dieß brauchte ich tausend Leben!"

„Aber was enthält dieses Packet?"

„Wählen Sie unter allen Ihren Missethaten, Doktor, dies Packet enthält den Beweis für eine derselben, einen unumstößlichen Beweis."

„Aber warum hat es der Obersheriff noch nicht geöffnet?"

„Ich muß Ihnen schon so viele Fragen zu Gute halten. Die Sache geht Sie in der That zu nahe an, Doktor, aber meine Herablassung geht nicht so weit, Ihnen zu antworten. Dies Packet ist eine Mine, Sir, das Laufpulver ist gelegt, Sie dürfen sich darauf verlassen . . . und mein Tod würde es entzünden."

„Aber"

„Genug! lassen wir das . . . welche Nachrichten von Mary Trevor?"

5.

Bei Perceval.

Lange antwortete Doktor Moore nicht auf Rio Santo's Frage. Das, was Letzterer ihm so eben gesagt hatte, trug so sehr die Farbe romanhafter Uebernatürlichkeit, daß sich in dem Doktor Zweifel erhoben; auf der andern Seite aber hatte er sich so lange von dem rechten Weg entfernt, um die Schlangenwege des Verbrechens zu gehen, an deren Ziel er den Reichthum oder das Schaffot sah; er hatte so viel Handlungen auf dem Gewissen, welche die menschliche Gerechtigkeit verdammte, daß der Schrecken bei ihm siegreich den Zweifel bekämpfte.

Er wußte überdieß, daß Rio Santo Verbindungen,

deren Beschaffenheit Allen unbekannt war, mit allen hohen Würdeträgern der drei Königreiche unterhielt.

Die von ihm vorgebrachte Thatsache war also nicht unmöglich, und das genügte. Mochte also die fragliche Angabe wahr, oder auch nur ein im Augenblick von dem Marquis erdachter Kunstgriff sein: der Zweck war vollkommen erreicht, Moore war hinfort ein entwaffneter Mörder, eine Schlange, der ihr Gift genommen war.

Rio Santo triumphirte nur mäßig über diesen Sieg und bewahrte in seiner ganzen Haltung die Ruhe seiner stolzen Gleichgültigkeit.

Nach einigen Sekunden wiederholte er gebieterisch seine Frage.

„Ich habe Sie gefragt, mein Herr, welche Nachrichten Sie mir von Miß Mary Trevor zu geben haben!“

Moore entschlug sich schnell seinen Gedanken.

„Mylord,“ antwortete er, „ich kann Ew. Lordschaft kein bestimmtes Resultat geben; gestern hatte ich eine Heilweise begonnen, welche allem Anscheine nach Miß Mary Trevor gerettet hätte. Aber im Verlauf des Tages ist eine Krisis, eine schreckliche Krisis eingetreten, Mylord . . . ich muß vorher an der A n d e r n einen Versuch machen, ehe ich Miß Trevor einer neuen Behandlung unterwerfe, in Bezug auf ihre neue Lage, und um so energischer, als die ehrenwerthe Erbin des Lord James in einer wirklichen, nahen Gefahr schwebt . . .

„Arme Mary!“ murmelte Rio Santo, „ich muß sie sehen.“

„Nein, Mylord . . .“ Miß Mary bedarf sehr der Ruhe . . . der vollkommensten Ruhe . . . der letzte Tag war für ihre geschwächte Organisation allzu angreifend.“

„Was ist denn vorgefallen, Sir?“ fragte lebhaft der Marquis.

„Viel, Mylord . . .“ und was Ew. Lordschaft sagen mag, es ist Jammerschade, daß meine Charpie nicht Perceval's Wunde berührte! . . .“

„Ah!...“ rief Rio Santo; „es handelt sich von Perceval!“

„Von Frank Perceval, ja, Mylord, er befindet sich besser als Sie und ich... mein Gott! ein Viertelzoll weiter und Perceval läge jetzt in der Kapelle von Fife... das wäre normal gewesen, vererbt vom Vater auf den Sohn, alle diese Leute sterben im Duell... aber Sie haben den Stahl zurückgezogen... Sie sind großmüthig gewesen... das war das unbestreitbare Recht Ew. Lordschaft... jetzt aber...“

„Mein Herr!“ unterbrach Rio Santo „kommen Sie gefälligst auf die Sache zurück, ich bitte Sie...“

Moore hatte unmerklich seine Fassung wieder gewonnen, aus der ihn die Reihe von Anfällen, die ihn im ungleichen Kampfe mit Rio Santo betroffen, gewaltsam hinausgeworfen hatte. Er neigte sich mit leidlichem Phlegma, wo ein klein Wenig seines natürlichen Stolzes aus der gezwungenen Demuth hervor sah.

„Ich vergaß, daß Mylord des Schlafes bedarf,“ sagte er; „hier der Thatbestand: der Charakter der Krankheit hat sich verändert... ihr nervöser Anfall zeigt so ernste, für meine Erfahrung so neue Symptome, daß meine ersten Versuche an der Andern nicht mehr genügen können.

„An der Andern?“ wiederholte Rio Santo, welcher dieses Wort zum zweiten Mal hörte, ohne es zu begreifen. Von Wem sprechen Sie, mein Herr?“

„Von einem bezaubernden Mädchen, auf Ehre, Mylord!“ antwortete Moore mit seltsamer Begeisterung, „von einem lebenden Wesen der seltensten Vollkommenheit!... welche Jugend! welche feine, graziöse Lebhaftigkeit, welche Schönheit der Formen! alle weiblichen Reize in sich vereinigend! ach! bei Gott, Mylord, es wäre ein gränzenloses Vergnügen, das Skalpiermesser in dieses elastische, feste Fleisch zu stoßen, diese Gelenke zu zerlegen... aber Ew. Lordschaft sind nicht Arzt... ich spreche von jenem Mädchen, von dem ich bei unserer

letzten Unterredung einige Worte gesagt, von dem jungen Mädchen, das mir . . . wie soll ich es ausdrücken, vor einem so fein fühlenden Manne wie Sie, Mylord! . . . das mir als Probir-Experimentirstück, als Gegenstand, an dem ich meine Versuche machen will, dienen sollte, von dem jungen Mädchen, mit einem Wort Mylord, das wir tödten wollen, um Miß Mary zu retten."

Moore sprach das wir mit einer sarkastischen Härte aus und verbarg nicht das Vergnügen, das er fühlte, auf den Marquis einen Theil der grausamen Handlung zu schieben. Rio Santo's Lippe erbebte krampfhaft.

„Ist sie jung und schön? fragte er leise.

Schön und jung, gewiß, Mylord! . . . schöner und jünger, als selbst Miß Mary Trevor."

„Sie hatten mir versprochen, sie nicht zu tödten, mein Herr!" rief plötzlich der Marquis, indem er seinen Blick auf das halb geschlossene Auge Doktor Moore's heftete.

Aber dießmal trotzte der Doktor tapfer seinem Blicke.

„Mylord," sprach er mit kaltem Lächeln, „ich bin in der Lage des Narren, der versprochen hatte, das Meer auszutrinken, und, aufgefordert, sein Wort zu halten, antwortete: Meine Herrn, ich will ja das Meer austrinken, aber haben Sie auch schon daran gedacht, den Flüssen zu verwehren, unaufhörlich sein Wasser zu schwellen? Weder Sie, noch ich, Mylord, vermochten zu verhindern, daß der Zustand der Miß Trevor sich kläglich verschlimmerte. Das junge Mädchen hat mich hundert Pfund gekostet, sie darf mir wohl etwas nütze sein."

Rio Santo fuhr in seinem Armsessel zurück und wandte seine Blicke lange von Doktor Moore ab, dessen Auge in diesem Moment von teuflischem Glanze strahlte.

„Bei alle dem," fuhr er in nachläßigem Tone fort, „ist Ihre Lordschaft hierin der beste Richter: wenn Sie es geeignet finden, Miß Trevor sterben zu lassen . . ."

Der Marquis gebot ihm mit einer Gebärde Stillschweigen und fuhr mit der Hand über seine Stirn.

„Der Himmel kann es nicht verzeihen!“ sprach er mit tiefbewegter Stimme.

Moore zuckte unmerklich die Achseln.

„Wählen!“ fuhr Rio Santo fort; „wählen zwischen der armen Mary und diesem jungen unbekannten Mädchen, wählen, wenn die Wahl ein Todesurtheil ist... sie ist schön, sagt man, sie war glücklich ohne Zweifel... gräßlich... gräßlich!...“

Sein Haupt neigte sich. Sein Auge nahm einen unbestimmten Ausdruck an, in dem sich melancholische Gedanken spiegelten.

„So geht es in London!“ flüsterte er, „als das arme Mädchen aus Temple Church trat, wo sie ihr so liebliches, so reines Gebet zu Gott sandte hätte sie einigen Aussendlingen jener gräulichen Fleischerbänke begegnen können, wo das Elend an die Wissenschaft Stücke Menschenfleisches verkauft!... sie hätte können, meine kleine Heilige, welche so sanft lächelte, und deren Stimme so klangvoll zum Himmel stieg, sie hätte können in die Hand der Diener dieses Menschen fallen...“

„Um's Himmels Willen!“ rief er mit Heftigkeit, „wissen Sie, wie ich mich dafür rächen würde, mein Herr?“

Rio Santo's Auge leuchtete; Seine Stimme wurde so drohend, daß Moore wieder anfing, zu fürchten.

„Verstehen Sie!“ sprach Rio Santo, welcher sich stolz und fest erhob, ohne eine Spur von seiner vorigen Niedergeschlagenheit zu zeigen „verstehen Sie!“

Moore, verdutzt, und nicht begreifend, stammelte einige Worte ohne Zusammenhang.

Rio Santo ergriff ihn am Arme.

„Ich weiß nicht, ob ich sie liebe; Sir,“ sprach er mit einer Art von Zerstreuung, aber wenn sie es wäre... oh! ich würde Sie ohne Mitleid erdrücken.“

Der Marquis fiel in seinen Armstuhl zurück. Moore's

Arm umgab ein grünlicher Kreis an der Stelle, wo ihn Rio Santo ergriffen hatte.

„Mylord," sprach Moore, einen schmerzlichen Seufzer unterdrückend, „ich glaube Ew. Lordschaft zu verstehen... gewiß, es hat keinen Anschein dazu, Alles vereinigt sich, mich glauben zu machen, daß mein Mädchen nichts mit Ihrer Geliebten gemein hat..."

„Wer hat Ihnen gesagt, daß sie meine Geliebte sey, Sir?" unterbrach barsch der Marquis; „ich sah sie einmal beten, ich hörte sie geistliche Lieder singen... wenn Sie wüßten, wie schön sie ist, wie sehr sie den Engeln gleicht!... ein ander Mal glaubte ich sie hinter dem aufgehobenen Vorhang ihres Fensters zu sehen... das ist Alles...mein Blut gäbe ich für ihr Glück!..."

Moore konnte eine Gebärde verächtlichen Mitleids nicht unterdrücken.

„Ein Commis von Cheapside könnte nicht anders sprechen," dachte er; „ein bartloser Commis!... tausend Schwachheiten beherbergt dieses Herz, dessen Kraft sonst so groß ist!..."

Aus tausend Gründen der Wissenschaft und andern hätte der Doktor keine üble Lust gehabt, dieses Herz zu seziren. Er fügte ganz laut hinzu: „Alles spricht dafür, sagte ich, daß dieses junge Mädchen nicht dasjenige ist, für welches Ew. Lordschaft ein großes Interesse hat, nicht dasjenige ist, das ich seit sechs Tagen in meinem Haus eingeschlossen habe... da es jedoch nicht mathematisch unmöglich ist, so beliebt es Ihnen vielleicht, Mylord, sie zu sehen..."

„Sie zu sehen!" wiederholte zögernd der Marquis.

„Ich muß aber Ew. Lordschaft sagen," fuhr Moore fort, „daß die Kleine schon arg mitgenommen ist."

Rio Santo wandte sich mit Abscheu ab.

„Sehr verändert, wenn Sie lieber wollen," fuhr der Doktor wieder fort; ich mußte ihr mit gänzlichem Fasten und mit Abschließung in der Dunkelheit zusetzen..."

„Genug! genug!" murmelte der Marquis, dem ein

kalter Schweiß auf der Stirne stand, „genug, Sir! sie erregen mir Abscheu!“ ach! Sie haben Recht, sie kann es nicht seyn, Gott liebt und beschützt sie ohne Zweifel . . . aber welche auch Ihr Schlachtopfer ist, Erbarmen mit ihr, Erbarmen!“

Moore griff beherzt den Marquis am Arme und fühlte ihm den Puls.

„Auf Ehre, Mylord,“ sagte er, „Sie sind nicht in dem Zustand, in diesem Augenblicke solche Aufregungen zu ertragen . . . beruhigen Sie sich, ich bitte Sie, die Natur verlangt bei Ihnen gebieterisch Ruhe . . . Morgen, diesen Abend, wenn Ew. Lordschaft will, werde ich Ihnen sagen, was für eine Bewandtniß es mit Frank Perceval hat, jetzt muß ich mich entfernen.“

Mit diesen Worten ging Moore, seinen Rückzug mit dem Anschein von Eifer beschönigend, eilig hinaus.

Rio Santo rief ihn mit schwacher Stimme zurück, aber die Schwäche übermannte ihn. Kaum war der Doktor über die Schwelle, als das schwere Haupt des Marquis auf die Lehne seines Sessels zurücksank. Er verfiel alsbald in einen tiefen Schlaf.

Wir erwarten nicht sein Erwachen, um den Leser mit dem weitern Bericht des Doktor Moore bekannt zu machen; aber zuvor wollen wir ihn, um einige Tage zurückschreitend, an das Krankenlager Frank Perceval's führen.

Bände trennen uns jetzt von diesen Begebenheiten, welche wir früher erzählten. Nichts desto weniger versuchen wir, die wir einen natürlichen Widerwillen gegen alle Rückblicke haben, wenigstens ein Resumé weniger Linien:

Wir waren, wenn der Leser sich erinnert, am zweiten Tage nach dem Ball in Trevor-House. Perceval, gefährlich verwundet, schlief unter dem perfiden Schutze des guten Sir Edmund Mackenzie. Eine Komödie, geschickt eingeleitet, deren frühere Scenen in Trevor-

House gespielt worden, ward mit ihrem Hauptakt an dem Krankenlager des Verwundeten selbst aufgeführt. Susanna, von Tyrrel beherrscht, küßte den eingeschlafnen Perceval in dem Augenblick auf die Stirn, wo Lord James Trevor den Fuß in das Zimmer setzte.

Lord Trevor eilte wüthend zu seiner Tochter hinab, welche ihn in ihrem Wagen vor der äußern Thür von Dudley-House erwartete.

Hierauf folgte die Zustimmung der getäuschten Mary zu der Vermählung mit Rio Santo.

Alle Hoffnung war jetzt für Frank Perceval verloren.

Lady Ophelia, getrieben von jenem unvernünftigen Gefühl, das den Schiffbrüchigen an jedem Gegenstand, selbst der geschliffenen Klinge eines Schwertes sich halten läßt, Lady Ophelia war zu dem Tags zuvor zugesagten Rendez-vous gekommen.

Sie war gekommen, das arme, liebende, bethörte Weib, nicht wissend, was sie that, und allein darauf bedacht, wie jene Liebesthörinnen in den Ritterromanen, einen Liebestrank zu brauen, der Rio Santo in ihre Nähe bannte. Dieser Liebestrank war aber ein tödtliches Gift. Was will aber der Tod heißen für sich oder einen Andern unter dem leidenschaftlichen Aufschwung einer Seele, welche anbetet und vor Sehnsucht schmachtet! Wie gern wäre Ophelia für Rio Santo gestorben!

Sie war gekommen, und, auf dem Punkte, das Geheimniß zu enthüllen, das Rio Santo zu ihren Füßen zurück führen sollte, ergriff sie ein instinktmäßiger Schrecken. Sie wäre gerne entflohen, aber es war nicht mehr Zeit.

Sie sprach. Frank schrieb jenen Brief, welchen Lord Trevor vor den Augen des treuen Jack's, vor seiner versammelten Familie zerriß und so gewaltsam alle Verbindung mit dem armen Perceval aufhob.

Hier fängt unsere Erzählung wieder an.

Frank legte, nachdem er den Brief geschrieben hatte,

den Kopf zurück auf das Kissen. Er war noch wehmüthig gestimmt, aber er hoffte.

Lord James Trevor liebte ihn von Kindheit an, und hätte die Unterredung, um die er ihn bat, sicherlich nicht ausschlagen können.

Frank versicherte in seinem Brief auf Ehre, daß er der Scene, die von einem unbekannten Weibe an seinem Krankenbette gespielt wurde, durchaus fremd sei, und fügte bei, daß er seiner Lordschaft Mittheilungen von größter Wichtigkeit zu machen habe.

Wie konnte man denken, daß Lord Trevor den Brief, ohne ihn zu lesen, zerreißen würde?

„Jack muß jetzt," sagte er nach einigen Minuten, „ganz nahe an Trevor-House seyn. In einer halben Stunde ist er zurück."

„Und diese ganze Machination der Finsterniß geht im Rauche auf," fügte Stephen bei.

Perceval streckte ihm die Hand hin.

„Freund, Gott gebe es," sprach er leise, „das ganze Glück meines Lebens steht auf dem Spiele."

„Hoffen wir Alles," sprach Stephen, die dargebotene Hand Perceval's in die seinige schließend; „ich vermuthe, Lady Ophelia . . ."

„Das arme Weib!" unterbrach Frank, „sie ist sehr unglücklich, Stephen!... sie hat ihre ganze Seele diesem Manne geschenkt, der sich während meiner Abwesenheit wie Verderben bringend auf London niedergelassen hat... diesem Manne, dessen Name in aller Mund ist, den alle Frauen lieben . . . und der mich zwei Mal besiegt hat."

„Ein schönes und edles Geschöpf," antwortete Mac-Nab, dessen Gedanken sich unwillkürlich auf Clary Mac Farlane wandten, „aber weißt Du, Frank, die edelsten Geschöpfe werden getäuscht, das gemeine Glück schreckt sie, glaub' ich, es liegt in ihnen eine trügerische Poesie, welche ihnen hohe Freuden zeigt, Freuden, ihrer würdig, andere, als in dem gemeinen Leben . . . sie verlassen einmal den gebahnten Pfad, und

da ihr Blick gen Himmel gerichtet ist, sehen sie den Abgrund nicht, der sich unter ihren Füßen öffnet... ich weiß Eine... der Himmel beschütze sie, denn sie ist edel und schön wie dieses arme Weib, und ihr getäuschtes Auge sucht weit in der Ferne, ohne zu gewahren, daß ein ihr geweihtes Herz an ihrer Seite schmachtet."

„Von wem sprichst Du, Stephen?" fragte Perceval erstaunt. „Der Himmel beschütze sie," wiederholte der junge Arzt mit wehmüthiger Leidenschaft, „und Gott beschütze mich, auch mich, Frank, denn ich liebe sie, wie Du Mary Trevor liebst."

„Und sie liebt Dich nicht?" fragte Perceval, das Haupt zu dem seines Freundes neigend.

„Ich weiß es nicht," antwortete Mac-Nab.

Dann fuhr er sogleich mit einem Anflug von Bitterkeit fort:

„Ich bin kein Romanheld! ich gleiche zu sehr den andern Menschen; ich habe nie von Abenteuern geträumt, und ich setze das Glück zu sehr in ein ruhiges Leben — siehst Du, Frank, ich liebe sie gegen meinen Willen; ihre Schwester, die süße Anna, liebt mich vielleicht, sieh', was mir für ein Loos gefallen ist... aber die Liebe tritt irr, und weiß nicht zu wählen... ich liebe Clary! und liebe sie wie ein Thor!"-

Frank lächelte.

„Was Du glücklich bist, Stephen!" sprach er; „und wie ungerecht Du bist, wie alle Glücklichen!.. ich erinnere mich noch der Miß Clary und der süßen Anna, wie Du sie nennst... Miß Clary muß sehr schön sein... Anna muß sehr hübsch seyn... welch reizendes Engelchen war sie vordem." Wirklich, die Wahl war schwierig... das ist das einzige Unglück, das ich in Deiner Lage finde. Soll man einmal wählen, so glaube ich, ich hätte Anna gewählt.. aber nein! vielleicht hätte ich Clary gewählt... hast Du

einmal gewählt, Stephen, so bleibt Dir Nichts übrig, als glücklich zu sein."

Stephen, durch die heitere Laune Perceval's gewonnen, war beinahe versucht, an sein Glück zu glauben.

„Stille, Frank," versetzte er sanft, „Du sprichst zu viel für einen Kranken... und doch ist es für mich ein großer Trost, „Dich so sprechen zu hören. Vielleicht täusche ich mich."

„Was, Du bist noch nicht sicher, ob Du nicht Anna liebst?" unterbrach ihn lachend Perceval.

Er hatte einen tüchtigen Degenstich in der Brust, und sein Leben stand noch auf dem Spiel; aber wann findet nicht muntere Laune Platz bei Herzensfreunden, welche plaudern, von Liebe plaudern?

Wir sprechen, wohl verstanden, von zwei wahren Freunden von zwanzig Jahren. Zehen Jahre später ist die Liebe nicht mehr so ganz ein Element der Heiterkeit. Sie ist eine reiche Quelle von Erzählungen für Gecken, von Idyllen für Schäfer, von Bedauernissen für Viele, von Langweile für Jedermann.

Die Form ist zerbrochen, in die jene charmanten, bepuderten, parfümirten, aufgestutzten, lustigen, verliebten, schäkernden, renommirenden Greise gegossen wurden, die noch in ihrem sechzigsten Jahre in vollem Ernst von ihren grausamen Schönen sprachen. Die französische Emigration schickte uns noch vor einem halben Jahrhundert die letzten Exemplare. Seitdem ist die ganze Welt eine Welt der Geschäfte geworden. Das Beefsteak hat das Blancmanger ersetzt. Unter der Liebe versteht man Sterlinge. Haben wir fünf und zwanzig Jahre hinter dem Rücken, so sprechen wir von unsern alten Liebesgeschichtchen mit der größten Verachtung, und die Dichter allein, ein mageres Trüppchen, entdecken noch die Schönheit hinter den Diamanten des Kopfputzes.

„Aber unsere Lords?" wird man fragen. Unsere Lords! um's Himmels willen! unsere Lords kaufen oder

nothzüchten. Unsere Lords haben Leidenschaften wie das liebe Vieh. Unsere Lords ziehen irgend einer in den beiden Welten ausgenützten Schauspielerin nach und lassen sich an ihrer Thüre einschreiben, weil die Preise dieser Dame fixirt sind und bei dem Sekretär ihres Theaters erfragt werden können.

Unsre Lords! Sie kommen also aus dem Lande der Samojeden, der Birmanen, daß sie uns noch von der Ritterlichkeit unserer Lords sprechen wollen! Stephen legte Perceval den Finger auf den Mund und erwiderte lächelnd:

„Stille, Frank, ich bin Dein Arzt, und befehl' Dir, zu schweigen. Arme Anna! . . . Ich wollte sie gerne lieben . . .“

„Ich muß Dir sagen, Stephen, ich fürchte, Du liebst sie beide.“

Mac-Nab's Stirn verdüsterte sich.

„Vor drei Tagen, Frank,“ antwortete er, „konnte ich noch nicht im Grunde meines Herzens lesen. Hättest Du so vor drei Tagen mit mir gesprochen, ich hätte mit Dir nach Herzenslust gelacht. . . Da war ich sehr glücklich. . . Aber am Sonntag, am Tage Deiner Ankunft in London, Frank, habe ich einen hellen Blick in mein Inneres gethan. . . Es war ein Augenblick der Wonne und auch der Beängstigung! . . . Es war mir, als ob mir bisher über Clary die Augen mit Blindheit wären geschlagen gewesen. . . Ich sah einen Engel da, wo ich bisher nur ein junges Mädchen gesehen hatte. . . Ich nahm mit einem Mal der armen Anna die Stelle, die ich ihr erst noch neben jener in meinem Herzen eingeräumt hatte . . . Denn, wie Du so eben lachend sagtest, Perceval, ich liebte sie vorher alle beide . . . die eine Schwester wie die andere war meinem Herzen gleich theuer. . . Man hätte mich in Verlegenheit gebracht, wenn ich hätte eine Wahl treffen sollen. . . Warum ist es nicht noch so, mein Gott!“

Es lag ein besonderer Zug von Kummer in Stephen's Ton. Frank betrachtete ihn erstaunt.

„Ist denn daran etwas Unglückliches?“ fragte er, als er sah, daß Stephen das Wort nicht mehr nahm.

„O ja, es ist ein Unglück,“ rief Stephen, „ein großes Unglück, Frank! ... Weißt Du, woher mir mit einem Mal der Aufschluß wurde? ... Weißt Du, welche Stimme mir laut die Neigung meines Herzens zugerufen hat?“

„Du warst sonst nicht so romantisch,“ wollte Perceval entgegnen.

„Lache nicht mehr, Frank,“ unterbrach ihn Stephen, indem er ihm die Hand drückte, „denn die Stimme, von der ich spreche, ist die Stimme der Eifersucht!“

„Der Eifersucht!“ wiederholte mit schwacher Stimme Perceval, wurde in sich gekehrt und die Reihe der Wehmuth kam an ihn.

„Ich habe einen Nebenbuhler,“ begann Stephen leidenschaftlich; „ich weiß es... Wer es ist, könnte ich Dir nicht sagen ... sie selbst hat ihn noch nie gesprochen... Wenn ich daran denke, kommt mir Alles wie ein Mährchen vor, siehst Du ... es schwindelt mir im Kopf! ...“

Man hörte auf der Treppe den ungleichen, wankenden Tritt des alten Jack. Perceval versuchte, sich aufzurichten.

„Narrheiten alles das, Stephen!“ rief er von Fieber und Ungeduld aufgeregt; „Du machst Dir Phantome! ... Clary liebt Dich, ich wollte darauf wetten ... horch! Ist Jack nicht schon auf den letzten Stufen? ... Geh, Freund, und öffne ihm ... Gehe doch! ... Er kommt mit guter Botschaft, der treffliche Diener! ... Wie langsam es bei ihm geht! ... Ich habe freudige Vorgefühle, Stephen, ich sehe überall Glück ... Ach, der alte Jack erreicht das Ende der Treppe nicht, glaub' ich! ... Wie es mich verlangt, James Trevor's Antwort zu haben!“

10.

Zwei Erinnerungen.

Stephen ging nach dem Wunsche Perceval's, dessen Ungeduld auf's Höchste stieg, hin, um die Thüre zu öffnen. Es war wirklich der alte Jack, der langsam die Stufen der Treppe herauf kam. Er schritt endlich über die Schwelle und nahte sich dem Bette seines Herrn.

„Was bringst Du, Jack!" rief dieser; „so sprich denn, Unglücksbote! was bringst Du?"

Jack lehnte sich an einen der Bettpfosten und hielt die Hand auf das Herz. Er war blaß, und sein ehrliches Gesicht drückte tiefen Kummer aus.

„Hast Du ihm meinen Brief übergeben?" fragte Perceval aufgeregt.

„Ich habe den Brief übergeben," antwortete ganz leise der alte Jack.

„Nun?"

Jack schüttelte sein kahles Haupt.

„Bringst Du mir keine Antwort?"

„Perceval ist edler als Trevor!" sprach der alte Diener, seine feuchte Stirn mit Stolz erhebend. „Der Vater Ew. Ehren hätte diesen Mann durch seine Knechte abstrafen lassen ... Trevor! was will denn ein Trevor heißen, ein Baron aus dem Norden ... ein ..."

Perceval's Haupt war auf sein Kissen zurückgesunken.

„So berichte doch Deine Botschaft, wie sie auch lautet," sprach Stephen, „diese Ungewißheit tödtet ihn."

„Meine Botschaft!" rief der alte Jack, dessen Entrüstung auf's Höchste stieg; „beim Wappenschilde Perceval's! Dieser Mensch zerriß den Brief Sr. Ehren, ohne ihn zu lesen."

Frank schloß die Augen, indem er einen schwachen Schrei ausstieß.

Stephen konnte erst am folgenden Tage nach dem Hause seiner Mutter zurückkehren, denn die ganze folgende Nacht lag Frank im Fieberwahn und nahm die Pflege des jungen Arztes in Anspruch.

Diese Nacht war für Mac-Nab voll bekümmerter Betrachtungen und entmuthigender Befürchtungen. Frank's Zustand war weit entfernt, beruhigende Symptome zu zeigen. Sein Fieber erreichte den höchsten Grad, und Stephen fürchtete, daß alle diese schmerzlichen Aufregungen, die sich Schlag auf Schlag folgten, mit seiner Wunde verbänden, um alle Hülfe der Kunst zu vereiteln.

Mittlerweile aber kamen Zeichen zu hoffender Genesung, und Stephen hatte noch andere schmerzlichere Gedanken.

Es gibt Stunden, die ganz besonders zur Träumerei geeignet sind, wo die Seele sorglos sich einem Halbschlummer hingibt, in welchem unbestimmte Wünsche und nebelhafte Hoffnungen auftauchen, aber wenn ein scharfer, aus verschiedenen Elementen entstandener Schmerz sich unser in jenen Stunden bemächtigt, wo die Vernunft betäubt der Einbildungskraft die Zügel schlaff und willenlos überläßt, vermag die Seele nicht mehr zu widerstehen und unterliegt kraftlos dem schweren Drucke der Verzweiflung. Bei Nacht ist die Verzweiflung bitterer, der Schmerz schneidender; bei Nacht weiß das vergiftete Messer des Argwohns besser die verwundbare Stelle des Herzens zu treffen. Bei Nacht steigt die Angst von dem Herzen nach dem Kopf und kann einen kräftigen Mann zu dem feigen Gedanken des Selbstmords treiben.

Dies sind Augenblicke, in denen sich die Kräfte der Empfindlichkeit vervielfältigen. Die Genüsse wie die Leiden der Seele steigern sich. Der Gedanke rennt thöricht dahin, übertreibt Alles, Besorgnisse, Wünsche,

Bekümmernisse, Hoffnungen und gibt allen Eindrücken den Anschein des Fieberwahns. Das Leben ist verdreifacht, der Kalte wird leidenschaftlich, der Leidenschaftliche delirirt.

Stephen war unstreitig eher kalt als leidenschaftlich; aber jeder Stoß gibt sein Contingent von Elektrizität. Seit drei Tagen erhitzte sich der junge Arzt, unaufhörlich aus dem Stillleben, in dem seine Tage bisher dahinflossen, aufgestört, im Kampfe, und verlor einen Theil jenes Pflegma's, das unerfahrene Herzen zu fesseln pflegt.

Seine Ruhe war in Aufregung umgewandelt, die glückliche Apathie, in welcher erst noch seine Jugend schlummerte, wich den Wirren der Leidenschaft. Er liebte, war eifersüchtig, litt.

Es war ungefähr Mitternacht. Frank, eingeschlummert, athmete schwer und klagte leise. In einem Lehnstuhl, in einer Ecke des Zimmers schlief und träumte der alte Jack. Er träumte ohne Zweifel von dem Schimpf, der seinem jungen Herrn angethan wurde: denn Töne der Entrüstung entfuhren ihm im Schlafe, und oft fuhr er plötzlich auf mit dem Namen Trevor auf den Lippen.

Hinter dem Bette erhellte eine alte Lampe unbestimmt die Gegenstände mit ihrem intermittirenden Lichte. Bei diesem sah man die edeln Farbschmelze des großen Wappenschildes von Perceval und den vergoldete Rahmen des Bildes der Miß Harriet, der Schwester Franks, die in der Blüthe des Alters gestorben, und deren melancholisches, blasses Gesicht, plötzlich aus dem Schatten tretend, einer Erscheinung glich, bald erglänzen, bald sich verdüstern. Stephen hatte Anfangs seine Aufmerksamkeit gänzlich seinem kranken Freunde geschenkt, und war den verschiedenen Phasen des Fiebers gefolgt. Dann waren seine Gedanken ihm unbewußt von den Umgebungen auf die Dinge draußen abgeglitten. Die Erinnerung an Clary

Mac-Farlane, von der ihn Frank's Gefahr augenblicklich abgerufen hatte, füllte wieder seine ganze Seele.

Jetzt konnte Stephen in seiner Eifersucht seine Cousine nicht mehr anders als in Temple-Church sehen, wie sie mitten unter ihren andächtigen Gefährtinnen auf den stattlichen Unbekannten einen wehmüthigen, feurigen, leidenschaftlichen Blick, einen Blick geheftet hatte, in dem so viel Liebe lag, daß Stephen mit einem kleinen Theile dieser stummen Anbetung hoch beglückt gewesen wäre.

Stephen hatte die Augen offen; er wachte, aber in dem Halbdunkel, in welchem er sich befand, gingen die hervorgerufenen Bilder vor seinen Augen wie ein Traumgesicht vorüber.

Clary war da, noch schöner durch die seltsame Liebe, die Mac-Nab so sehr bekümmerte. An Clary's Seite war der schöne Träumer von Temple-Church, dessen Namen Stephen nicht wußte, und den wir nur als Edward kennen.

Die Scene in der Tempelkirche ging wieder im genauesten Getheil vor seiner Seele vorüber, und heute wie damals war die erste Bewegung Stephen's, daß er ausrief: „ich habe dies Gesicht schon irgendwo gesehen."

Es war jedoch einiger Unterschied:

In der Kirche hatte Stephen diesen Gedanken, als nichtssagend, als ob er nicht mehr Aufmerksamkeit als alle die zufälligen Aehnlichkeiten verdiente, die in der volkreichen Stadt tagtäglich vorkommen, von der Hand gewiesen. Diese Nacht blieb er dabei stehen, sein Haß war gestiegen, und er fühlte ein unbestimmtes Bedürfniß, demselben einen andern Beweggrund als den der Eifersucht zu geben. Allmählig kam eine ferne, aber lebhafte Erinnerung an ein trauriges Ereigniß und stellte sich neben die neuen Erinnerungen in Temple-Church. Er verglich diese beiden Erinnerungen und stellte sie neben einander, und diese Anstrengung geschah mit so

leidenschaftlichem Eifer, daß Schweißtropfen auf seine Stirne traten.

Indessen zerarbeitete sich Perceval auf seinem Lager, aber Stephen hatte nicht darauf Acht.

Er vertiefte sich mehr und mehr in seine eifrige Forschung. Der Widerwille ist in der Erinnerung so lebhaft als die Liebe, und Stephen hätte aus dem Gedächtniß den schönen Träumer aus Temple-Church zeichnen können. Sey es, daß er diesen plötzlichen Gedanken der Aehnlichkeit, der sich ihm gleich Anfangs in der Kirche aufgedrungen hatte, zubald unterdrückt hatte, oder daß die Bilder später in seinem Kopfe zusammenfloßen, gewiß ist, daß er jetzt Edward mit andern Augen betrachtete.

Edward war für ihn nicht mehr bloß eine Abendbekanntschaft. Die Erinnerung an diese in ihrer männlichen Schönheit so interessanten Züge datirte sich jetzt aus den Tagen seiner Kindheit. Er hatte ihn schon anderswo gesehen...

Aber war es nicht unmöglich? Fünfzehn Jahre bringen Furchen auf die Stirn eines Mannes und säen Silber unter sein Haupthaar. Nun schien aber dieser Edward jung, und seine schwarzen Locken fielen über eine Stirne, so rein, als eine Jünglingstirn.

Und doch war er es, nur er! Etwas fehlte, von dem sich Stephen nicht Rechenschaft geben konnte, aber in allem Andern glichen beide Erinnerungen, zusammengestellt, wie zwei Abdrücke derselben Medaille, einander auf's Genaueste.

Fünfzehn Jahre trennten sie. Die Neueste hatte Bezug auf ein gewöhnliches, alltägliches Abenteuer, die Begegnung in Temple-Church. Die andere vermengte sich mit einem abscheulichen, blutigen Drama, von dem wir hin und wieder im Verlauf dieser Erzählung obenhin gesprochen haben, das der Leser aber noch nicht im Getheile kennt.

Stephen bestärkte sich in seiner Ansicht, und, bei-

nahe schon überzeugt, suchte er den Zug, der ihm in Edward's Gesicht noch fehlte, damit es ganz identisch mit dem andern würde, das mit unauslöschlichen Zügen in seinem Innern stand. Der fieberhafte Frank wurde unter seinen Decken immer unruhiger. Ein Alp lag ihm auf der Brust.

Stephen achtete nicht darauf. Seine Augen hatten sich unter der Anstrengung seiner beharrlichen Forschung geschlossen. Er wandte nacheinander alle Falten seines Gedächtnisses um, und glaubte unablässig, auf dem Punkte zu sein, den vergessenen Umstand zu erhaschen.

Frank murmelte verworrene Worte. Seine Zunge, durch den Alp gefesselt, machte verzweifelte Anstrengungen, ihre Fesseln zu brechen.

„Er ist's!" sagte Stephen vielleicht zum hundertsten Mal; „gewiß ist er's! . . . Was ich auf seinem Gesicht suche, ist . . ."

„Die Narbe!" rief Perceval auffahrend; „hab' ich die Narbe nicht auf seinem Gesicht gesehen?"

Stephen war aufgestanden.

„Die Narbe," wiederholte er; „o, ich erinnere mich . . ."

„Auf seiner rothen Stirn," begann Frank wieder, „erschien sie weiß und gefurcht . . ."

„Von der linken Augbraue bis oben an die Stirn?" . . . fuhr Stephen unwillkürlich fort.

„Von der linken Augbraue bis oben an die Stirn?" . . . wiederholte Perceval.

„Frank," rief Stephen, „Du kennst ihn also auch? . . . von wem sprichst Du um's Himmelswillen?"

Frank antwortete nicht. Er war wieder eingeschlafen.

Mac-Nab sank in seinen Armstuhl zurück.

„Das ist seltsam!" murmelte er.

Sein ruhiges, besonnenes Gemüth war entschieden aus seiner Bahn geworfen. Eine Romanathmosphäre drang von allen Seiten auf ihn ein; um ihn her folg-

ten sich jeden Augenblick sonderbare Begegnisse, zu denen weder seine Vernunft, noch die eingelernten Syllogismen der Wissenschaft, noch seine junge Erfahrung den Schlüssel finden konnten.

Er fühlte, daß seine Intelligenz wankte, seine Einbildungskraft sich steigerte, und die erhellte Nacht um ihn her sich mit sonderbaren Visionen füllte.

Das von Frank ausgesprochene Wort konnte übrigens zufällig durch Träume diktirt worden sein; aber Frank hatte mehr als ein Wort ausgesprochen.

Um diese Narbe so zu beschreiben, mußte man sie gesehen haben.

Stephen warf einen Blick der Ungeduld auf den eingeschlafenen Perceval. Wenn er ihn hätte fragen, mit ihm sprechen, es erforschen können! . . . aber wie konnte er auch nur daran denken, den armen Verwundeten um die wenigen Augenblicke von Ruhe zu bringen?

Stephen machte eine Anstrengung, um den Aufruhr in seinem Innern zu beschwichtigen und in das Durcheinander seiner Gedanken einige Klarheit zu bringen. Er hatte wenigens für den Augenblick das gesuchte Räthselwort. Das, was ihm auf dem Gesichte Edward's fehlte, war eine Narbe, genau dieselbe, welche Perceval beschrieben hatte, eine lange und weiße Narbe, die von der linken Augbraue bis oben an die Stirne lief.

Vergeblich besann er sich, Edward's Stirn, sowie er sich solche erinnerte, wie er sie drei Tage zuvor in der Kirche zum Tempel gesehen hatte, hatte nicht die geringste Spur von einer Narbe. Ein Anderer hätte sagen können, daß die Zeit vielleicht diese Spur verwischt habe; aber Stephen, als Arzt, wußte, daß eine Narbe auf der Stirn unverwüstlicher ist, als an jeder andern Stelle des menschlichen Körpers, weil Haut und Schädel aufeinander liegen, und blos durch einen kleinen Streifen Fleisch getrennt sind. Als er auf dieser Seite nicht zweifeln konnte, warf er sich auf

ein Spiel des Lichtes zurück auf die zweifelhafte Helle, welche die Lampen verbreiteten; aber sein unbarmherziges Gedächtniß antwortete ihm, daß die Stirn des schönen Träumers, wie er an die Säule in Tempel Church gelehnt war, schnurgerade und auf's Lebhafteste erleuchtet war, während er, Stephen, es mit eifersüchtiger Neugierde prüfte ..."

Er sagte sich alles Dies, und doch blieb seine Ueberzeugung die gleiche, und ohne Unterlaß rief in ihm eine Stimme:

„Er ist's!"

Diese innern Stimmen haben oft Unrecht und gehen ungehört vorüber, wenn sie am vollen Tage vor der eine Antwort verlangenden Vernunft sich geltend machen; aber in der Nacht, in einer durchwachten Nacht, während Einsamkeit und Stillschweigen herrschen, läßt die Seele sich fest halten und das geistige Ohr wird abergläubisch.

Stephen war überzeugt. Der Zweifel entwich, es wurde in ihm zur Gewißheit, und diese führte in ihrem Gefolge den Schrecken über die Vergangenheit, auch und vor allem einen unbegränzten Schrecken über die Zukunft mit sich.

Es handelte sich um Clary, dieser Mann liebte Clary. — Stephen hatte nie so viel gelitten.

Einmal zurückgekommen, fesselte ihn der Gedanke an seine schöne Cousine bald ganz und gar. Er dachte sie sich ruhig unter dem Dache der Mistreß Mac Nab. Manchmal erbebte er bei dem schmerzlichen Gedanken, daß sie dem abwesenden Edward ihren Abend schenkte, oder von ihm träumte; manchmal ruhte er wieder aus, in der Hoffnung, daß ihn seine Eifersucht irre geführt habe.

Jetzt ließen Einsamkeit und Nacht neue Phantome vor ihm aufsteigen, er hatte eine Minute lang einen kindischen Schrecken, er bedachte, daß das Haus seiner

Mutter nur von Frauen bewacht werde, daß er nicht da sei, um über Clary zu wachen, und daß vielleicht..

Aber sogleich spottete er über sich selbst und schämte sich seines thörichten Schreckens.

„Konnte man nicht sagen, daß Cornhill, unsre gute Straße so breit, so gut beleuchtet, so reichlich mit Policemen versehen, plötzlich eine Räubergrube geworden ist, weil es mir begegnet, daß ich einen Abend abwesend bin, um bei einem kranken Freunde zu wachen?" murmelte er halb lächelnd: „auf Ehre, ich werde feig, wie ein altes Weib. Es bleibt mir Nichts mehr übrig, als an alle die Geschichten zu glauben, welche sich seit hundert Jahren die Gevatterinnen in der City erzählen... ich werde kindisch."

Er stand auf, schüttelte den Kopf, als wollte er jede Spur dieser lächerlichen Besorgnisse aus seinem Innern verbannen und ging einige Mal in seinem Zimmer auf und nieder.

„Wenn ich morgen an die Thür unsres Hauses in Cornhill klopfe," sprach er bei sich, als wollte er den Gang seiner Selbstunterhaltung ändern, so wette ich, daß die süße Stimme der armen Anna mich willkommen heißt... Das erste Gesicht, das ich sehen werde, wird das artige Köpfchen Anna's sein... Clary hat Anderes zu thun, als mir entgegen zu kommen... warum liebe ich Anna nicht!" Diese letzten Worte wurden mit einem tiefen Seufzer ausgesprochen. Der Tag graute hinter den Fensterscheiben.

Verzweifelnd, eine Gedankenreihe zu finden, die ihn aus seiner traurigen Stimmung riße, setzte sich Stephen, mit sich selbst unzufrieden, wieder an das Lager Perceval's. Er erwartete ungeduldig das Erwachen des Letztern, um ihn um Auskunft über die seltsamen, im Schlaf ihm entwischten Worte zu bitten.

Diese Auskunft hatte für ihn ein leichtbegreifliches Interesse, und es verlangte ihn zu erfahren, durch welch seltsames Zusammentreffen derselbe Mann den Schlaf

des Kranken und die wachen Träume des Arztes beschäftigte, und dann diese Narbe, die in seinen nächtlichen Betrachtungen eine so große Stelle einnahm — er wollte wissen, wo Frank Perceval sie gesehen hätte.

II.

Die Nachricht von einem Unglück.

Frank Perceval schlief noch immer, und Stephen Mac-Nab wartete mit Ungeduld auf sein Erwachen, um von ihm über das von demselben im Traume ausgesprochene Wort Auskunft zu erhalten.

Aber diese Auskunft sollte nicht sogleich erfolgen.

Gegen sieben Uhr Morgens pochte man heftig an das äußere Thor von Dudley-House. Der alte Jack öffnete und kam sogleich mit der Nachricht an Mac-Nab zurück, daß eine Frau ihn von Seite seiner Mutter zu sprechen wünsche.

Stephen traf summarisch die für Perceval's Zustand erforderlichen Maßregeln, gab dem alten Diener, der auf jedes seiner Worte wie auf ein Orakel horchte, und tief in sein Gedächtniß einprägte, seine Aufträge. Dann ging er in's Parlour hinab, wo er die Dienerin der Mistreß Mac-Nab traf.

„Was gibt es denn, Beß?“ fragte er.

„Was es eben gibt, Herr Mac Nab,“ antwortete das arme Mädchen, an welchem Stephen große Verwirrung und Niedergeschlagenheit bemerken konnte.

„Ach Gott, ach Gott! fragen Sie mich nicht, was es gibt ... kommen Sie nach Haus! sogleich! kommen Sie doch sogleich, die arme Frau kommt von Sinnen... das Herz möchte Einem brechen..“

„Sprichst Du von meiner Mutter?“ rief Stephen, „um's Himmelswillen, was hat es gegeben?“

„Ach Gott, ach Gott!“ wiederholte schmerzvoll Betty, „das Herz möchte Einem brechen, die armen, lieben Mädchen! man hätte ihres Gleichen in der ganzen City nicht getroffen! ach Gott! ...“

Der junge Arzt, im höchsten Grade bestürzt, ergriff Betty beim Arm und forderte sie gebieterisch auf, sich näher zu erklären.

Aber versucht es einmal und bringt eine Schottin zum Sprechen, wenn sie sich in den Kopf gesetzt hat, zu klagen und zu weinen. Betty hielt sich das Taschentuch vor die Augen, rang die Hände und schrie: „Das Herz möchte Einem brechen! die arme Frau kommt von Sinnen, ach Gott! ... wahnsinnig wird sie!“

Stephen that, was er gleich anfangs hätte thun sollen, er stürzte auf die Straße, rief ein Kabriolet und ließ sich im Galopp nach Cornhill führen.

Sobald er fort war, sammelte sich Betty. Es ist notorisch, daß die alten Dienerinnen in allen Landen unbeschreibliche Lust zu sprechen haben, wenn man sie nicht hören will; alte Dienerinnen und auch eine große Zahl von Frauen verschiedener Alter und Stände, deßgleichen widerwärtige Junggesellen, einer Légion schwatzhafter, abgeschmackter Ehemänner nicht zu gedenken.

Wir wissen nicht, welcher französische Autor gesagt hat:

Seit Adam sind in der Majorität die Narren.

Dieser Vers wäre nicht übel, wenn er nicht eine leichte Persönlichkeit gegen unsern Urpapa enthielte, welcher gerade nicht als gescheuter Mann handelte, daß er von dem grünen Apfel aß, von dem alles Unheil über uns gekommen ist.

Wir haben nicht die Absicht, uns des Weiteren über dieses ewig beklagenswerthe Ereigniß zu verbreiten; aber wir dürfen doch im Vorbeigehen eine Klage

laut werden lassen, wenn wir bedenken, daß wir ohne diesen zur Unzeit genossenen Apfel alle jung, schön, gut, mit Weisheit begabt und vor dem Ausfallen der Haare gesichert wären.

Nun denken Sie sich nur eine Welt ohne Perücken und ohne Professoren!

So war das irdische Paradies.

„Stephen, Herr Stephen!" rief Betty, als sie ihren jungen Herrn fortfahren sah, „o! Herr Stephen!... hören Sie! hören Sie! ich will Ihnen Alles sagen... bei meinem Seelenheil! ... ein entsetzliches Unglück, Herr Mac Nab! hören Sie!"

Aber Stephen war schon in weiter Ferne. Betty wischte sich die Augen.

„Ich meine, er hätte schon ein Wenig warten können," murmelte sie; und bei alle dem war es ganz natürlich, das Taschentuch zu ziehen und bei so bewandten Umständen Thränen zu vergießen. „Die Mädchen sind indessen, Gott weiß wo ... Ein Anderer hätte auch gern noch etwas erfahren, aber Herr Stephen bildet sich was auf sein Latein und Griechisch ein, wohl bekomm es ihm, dem armen jungen Herrn! ... das wird ihm seine Basen nicht finden helfen ... o Gott! wenn man daran denkt, das ist ein Unglück!"

Beß schlug dann wieder den Weg nach Cornhill ein, trostlos, die Gelegenheit, eine Trauergeschichte zu erzählen, versäumt zu haben.

Der Eintritt Stephen's in das Haus seiner Mutter war allerdings schmerzlich. Beß hatte Recht, die arme Mistreß Mac Nab war beinahe von Sinnen. Die ganze Nacht hindurch wartete sie an der offenen Thüre ihres Hauses, indem sie immer auf die Rückkehr ihrer Nichten hoffte, die nicht mehr zurückkehren sollten. Am Morgen war sie wieder in ihr Haus eingetreten und mühsam die Treppen der beiden Stockwerke, welche zu dem Zimmerchen der jungen Mädchen führten, hinaufgestiegen, und hatte sie hier in einer Art von Verrückt-

heit gerufen, so lange jammernd gerufen, bis sie entsetzt und sprachlos zu Boden sank.

Beim Anblick Stephen's gewann sie wieder etwas Kraft und konnte noch weinend die Namen Clary und Anna aussprechen.

Stephen ahnte. Betty's Jammerworte hatten ihn auf ein Unglück vorbereitet. Wenn er auch nicht geahnet hätte, so würde ihm der Anblick der leeren Betten, in denen offenbar die beiden Mädchen nicht gelegen hatten, Gewißheit gegeben haben.

Sie waren verschwunden, so viel wußte jetzt Stephen. Auch Mistreß Mac Nab wußte nicht mehr.

Stephen war in diesem ersten Augenblicke wie vom Blitze gerührt. Der Schlag war zu hart nach einer schlaflosen, angstvollen Nacht.

Er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und unterdrückte ein Schluchzen, das ausbrechen wollte. Seine Mutter schloß ihn in ihre Arme und flüsterte unter Thränen:

„Nächst Gott, mein Sohn, hoffe ich nur auf Dich!"

Stephen ermannte sich bei diesem Ausruf. Nachdem der erste Augenblick von Schwäche vorüber war, gewann er wieder jene kalte Energie, welche seiner Natur eigenthümlich war, und die in Stunden höchster Noth das kostbarste Kleinod ist, das der Mensch in seinem Innern finden kann. Er entschlug sich jener weichlichen Niedergeschlagenheit, die in den Träumen der Nacht sich seiner bemächtigt hatte, und bot seine natürliche Kraft wieder auf. Er war wirklich stärker und entschlossener einem positiven Unglück gegenüber, dessen Umfang, wenn auch noch so groß, sich ermessen ließ, als gegen jene phantastischen Besorgnisse, jene fieberhaften Beängstigungen, die ihn zum ersten Male seit zwölf Stunden peinigten. Das Romanhafte drückte Stephen, die Imagination führte ihn irre; hier bot ihm der Zufall einen sehr bittern Kelch, aber er fühlte doch Boden, auf dem er fußen konnte. Mit den Gaukeleien und

Phantomen war es vorbei, er trat in das wirkliche Leben zurück, auch wuchs und kräftigte sich in dieser furchtbaren, unvorhergesehenen Katastrophe sein Muth. Seine Aufgabe war äußerst schwierig: er sollte nicht kämpfen, sondern suchen, suchen in dem unermeßlichen Chaos von London! er fühlte die Größe seiner Aufgabe. „Hoffen Sie auf Gott, liebe Mutter!“ antwortete er, „und rechnen Sie auf mich!“

Mistreß Mac Nab war nicht zu Hause, als die beiden Schwestern entführt wurden; Betty, welche allein in diesem Momente daheim war, fürchtete Vorwürfe von ihrer Herrschaft, veränderte die Thatsachen und sagte, daß die beiden Miß, ohne etwas zu sagen, entflohen seien. Niemand war nach ihr in das Haus gekommen. Eine Hoffnung blieb noch. Mac Farlane hatte bei jeder Gelegenheit so ungewöhnliche Manieren sich zu benehmen, daß Mistreß Mac Nab gleich anfangs auf den Gedanken kam, daß er seinen Töchtern ein geheimes Rendez-vous geben könnte. Stephen theilte einen Augenblick diese Vermuthung: so schwach auch die Möglichkeit ist, wenn sie allein steht, so muß man sich doch daran halten; aber der junge Arzt konnte sich dieser Illusion nicht lange hingeben. Der Laird, so sonderbar er auch war, hätte seine Schwester nicht so lange in Unruhe gelassen und die beiden Mädchen eine ganze Nacht zurückgehalten; und dann war kein Anzeichen vorhanden, daß er in London war.

Stephen machte sich auf den Weg, um sich zu dem Polizeikommissär von Bishopsgate zu begeben.

In diesen volkreichen, betriebsamen Quartieren, wo der Verkehr im Großen und Kleinen sich zu beinahe gleichen Theilen verbindet, gibt es eine sehr bedeutende Anzahl von Gevatterinnen. So ist es unglaublich, mit welch reißender Schnelligkeit ein unglücklicher Vorfall bekannt, wiederholt und umgewandelt wird. In zwei Stunden sind fünfhundert Versionen derselben Thatsachen in Cirkulation. Jede Krämerin, die nur ein Quent-

chen Einbildungskraft besitzt, fügt ihre Variante hinzu. Wenn die Geschichte so im Quartier die Runde gemacht hat, würde ihr Held selbst sie nicht mehr erkennen.

Ein Kabriolet überfährt zum Beispiel in der Umgebung von St. Paul einen Laskar, *) das ist in der Ordnung, in Church Yard spricht man drei Minuten davon, in Cheapside steigt der unglückliche Laskar um einen Grad und wird ein Racehund, die Sache wird ernsthafter. Einen Racehund überführen! der Kutscher muß um Geld gebüßt werden, und die Gesellschaft der Hundsfreunde, gegründet zum allgemeinen Besten der Hunde, wird ohne Zweifel die Sache verfolgen; in Cornhill wird der Racehund zu einem Kinde aus einem guten Hause; in Leadenhall-Street wird das Kind in eine alte steinreiche Lady umgeschaffen ...

Hier wendet sich die Historie links und passirt Hounsditch, wo sie eine neue Metamorphose erlebt. Dann macht sie ihre Reise durch London Wall, um durch Moorgate-Street wieder nach St. Paul heimzukehren.

Aber jetzt handelt es sich nicht mehr von dem Laskar oder dem Kabriolet, und Church-Yard ist sehr erstaunt zu hören, daß der Tilbury des Lord's Chesterfield den ehrenwerthen John Slip, Parlamentsmitglied, für einen faulen Flecken in der County Lancaster, der beim Weggehen aus der Oyster'srooms (einem Saal, in dem man Austern verkauft) von Temple Bar, in die Gosse fiel, überfahren hat. Die Erzählung ist zu wahr-

---

*) Viele dieser armen Leute, welche für einen Penny die Straßen von London reinigen, sind Lascaren, welche von der englischen Presse aus ihrer Heimath fortgeschleppt wurden. Ueberall, wo ein Kapitän Matrosen braucht, nimmt er Menschen weg, und wirft sie dann wieder nackt auf den englischen Boden aus. Die Lascaren sind eine der tausend Varietäten von Opfern, welche England überall auf seinem Wege seinem Egoismus bringt. Erst bedient man sich ihrer, dann läßt man sie Hungers sterben.

scheinlich, als daß man ihr keinen Glauben schenken sollte.

Als Stephen den Fuß in die Straße setzte, wußten die Gevatterinnen von Cornhill und Fench-Lane bereits die Entführung der beiden Schwestern und travestirten sie auf ihre Art.

Wie wußten sie davon?

Das ist ein tiefes Geheimniß. Wer könnte sagen, wie Mistreß Footes erfuhr, daß ihr Nachbar, der Brillenhändler Richard Trim, einen Schnürleib unter seinen Unterhosen trug? Wer könnte sagen, wie Mistreß Croßcairn auf die Entdeckung kam, daß die schönen Zähne des Herrn Simson, des Löwen in dem Quartier, aus der Fabrik des benachbarten Zahnkünstlers kamen?

Die Gevatterinnen haben Augen, mit denen sie die dicksten Mauern durchdringen, und hören mit ihren Ohren, was niemals gesprochen wurde. Dazu kam noch Beß, die Dienerin der Mistreß Mac Nab.

Das Weiberkonventikel wurde an diesem Tage an der Ecke von Cornhill und Fench-Lane, gegenüber dem viereckigen Hause, gehalten. Man trank den Morgenthee bei Mistreß Bloombery.

Mistriß Black wußte aus guter Quelle, daß die armen, lieben Kinder ihren Liebhabern, zweien Horseguards, den schönsten Leuten vom Regimente, nachgezogen seien.

Mistreß Bull war untröstlich, daß sie der Mistreß Black widersprechen mußte, aber alle Welt wisse, daß die Liebhaber der jungen Misses schöne Commis von der Bank seien, und dagegen könne man Nichts sagen, aber einer von ihnen trage eine Perücke, der andere schiele mit dem rechten Auge.

Mistreß Brown konnte das nicht so hingehen lassen. Die beiden armen Mädchen waren unter ihrem Fenster geburkt worden, und wenn der Regen nicht in Strömen geflossen wäre, so würde man das Blut noch auf

dem Pflaster sehen. Es sey doch etwas Seltsames, meinte Mistreß Dodd, um alle die Dummheiten, welche über die einfachste Sache von der Welt in Umlauf kommen. (Man murrt.) Diese Damen thaten Unrecht zu murren. In den Worten der Mistreß Dodd lag keine Persönlichkeit, sie war nur erstaunt, daß die armen Misses einen Fehltritt gethan und sich nicht in die Themse stürzen konnten, ohne das ganze Quartier in Aufruhr zu bringen.

Mistreß Croßcairn hatte immer gedacht, daß ihre Nachbarin und Freundin Mistreß Dodd ihre Worte nicht recht zu Rathe halte. Sie hatte in ihrem Leben viele Frauen gekannt, die auf dem Todtenbette noch ihre leichtfertigen Reden bereuten; was die jungen Misses auf der andern Seite der Straße betreffe, so hätten sie sich dazu hergegeben, in der Ausstellung am Strande als lebende Statuen zu figuriren. Man könne sie dort mit eigenen Augen sehen.

Mistreß Crubb, Mistreß Footes und Mistreß Bloomberry schlürften in aller Stille eine Unzahl Tassen Thee und behielten sich ohne Zweifel ihre Meinung für den Nachtisch vor.

Als Stephen unter den Fenstern vorbeikam, erhoben sich die acht Damen und verfolgten ihn lange mit ihren Blicken. Das war neuer Stoff für ihre Redseligkeit.

In summa wurden die acht an der Ecke von Cornhill versammelten Damenzungen darüber einig, daß es Jammerschade sei, daß ein so artiger Junge über solche Ausreißerinnen sich graue Haare wachsen lasse.

Stephen verfolgte seinen Weg nach der Bishopsgate und suchte dem räthselhaften Verschwinden der beiden Mädchen auf die Spur zu kommen.

Sein erster Gedanke war, daß der Unbekannte von Temple-Church der Urheber der Entführung sei. Seine Vernunft sperrte sich dagegen, denn wenn auch sein eifersüchtiger Verdacht als begründet angenommen wurde,

so liebte Clary diesen Mann, und nicht dieser Mann Clary, warum hätte er dann überdieß beide Schwestern entführt? Gewiß gegen diese Gründe ließ sich Nichts einwenden.

Jedoch setzte Stephen diesen Gedanken nicht ganz bei Seite, denn selbst die nüchternsten Köpfe haben ihr Eckchen, in dem es spukt und nicht geheuer ist. Stephen, dem verständigen, dem klugen Stephen trübte sich der Blick, wenn sich seine Eifersucht mehr oder weniger zwischen ihn und den beobachteten Gegenstand schieben konnte.

Zweiten Ortes sagte sich Stephen, daß es eine doppelte Entführung seyn konnte, und dann war Alles in Ordnung. Aber die beiden Schwestern waren so rein! er war so ganz in ihre kleinen Geheimnisse eingeweiht! Es konnte noch eine zu dieser Zeit ziemlich gewöhnliche Entführung von einem Lieferanten der Pairschaft sein.

Endlich waren möglicher Weise Auferstehungsmänner...

Stephen zitterte an allen Gliedern und vermochte diesen Gedanken nicht auszudenken.

Und doch mußte er gestehen, daß er noch der wahrscheinlichste von allen sei.

Wie dem auch sein möchte, jeden Falls meinte er, daß die Spürkunst der Polizei ihm großen Vorschub thun könne, und versprach sich viel von seiner Unterredung mit dem Kommissär von Bishopsgate-Street.

Bekanntlich ist die City in London ein Staat im Staate, so daß Se. Majestät, wenn Sie dem Gottesdienst in St. Paul anwohnen will, den Lordmajor um die Schlüssel der City, welche keine Thore hat, bitten lassen muß.

Man bringt besagte Schlüssel, welche falsch sind, wenn es je Schlüssel waren, Sr. Majestät auf der andern Seite von Temple-Bar auf den Strand. Der König oder die Königin berührt sie und geht vorüber.

Und die Krämer von Fleet-Street brüsten sich in ihrem stupiden Hochmuth. Treten sie nicht als Macht gegen Macht gegen den Souverän der drei Königreiche auf?

Die Polizeikommissäre der City stehen also unmittelbar unter dem Lordmayor und nicht unter der Oberpolizei von London. Dieß sind jedoch nichtsdestoweniger sehr gewichtige Obrigkeiten. Ihre Stellung ist in jeder Beziehung bedeutend, und haben nicht jenes Verwerfliche an sich, wie jenseit des Kanals Alles, was die Polizei betrifft. In London ist der Henker ein Gentleman. In dieser edeln Stadt gibt es keine Vorurtheile. Man speit nur vor denen aus, die Hunger haben.

Der Kommissär von Bishopsgate-Street empfing Stephen in hohem Tone. Stephen hatte anderthalb Stunden in dem Vorzimmer gewartet. Er brachte seine Bitte vor und nahm, wie natürlich, die möglichste Sorgfalt bei den Nachforschungen in Anspruch.

„Gewiß, gewiß, mein Herr," antwortete der Kommissär, „das ist ein dringender Fall ... Tragen Sie die Reklamation Herrn Mac Nab's ein, Robin Croß... das ist ein dringender Fall ... Aber zum Henker, wenn uns nicht diese Nothfälle über den Kopf gehen ... Sie werden gebeten, in vierzehn Tagen wieder zu kommen, mein Herr."

„In vierzehn Tagen!" rief Stephen bestürzt; „aber, mein Herr..."

„Wie? ... was gibt es noch weiter, Herr Mac Nab? ... Ich habe Ihnen gesagt in vierzehn Tagen... Ihr Diener!"

„Könnte man nicht?"

„Nein, zum Teufel, mein Herr."

„Ich würde gern alle Opfer bringen..."

„So! sprechen Sie in diesem Falle mit Robin Croß, mein Herr ... Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht ... Ihr Diener."

Robin Croß war aufgestanden. Es war eine Art

von Gespenst, lang und hager, mit einem schneidenden Gesicht zwischen zwei weißlichen Favoris, wie eine Elektrisirmaschine zwischen zwei Kissen paradirte. Er grüßte Stephen zuvorkommend und bat ihn mit ihm in ein benachbartes Zimmer zu treten.

„Alle diese Nachforschungen kosten uns arge Summen, müssen Sie wissen, mein Herr," bemerkte er ihm; „wollen Sie sich gefälligst setzen, mein Herr! Also eine Entführung! Die Leute draußen meinen, wir hätten eine Wünschelruthe, um verlorene Gegenstände wieder aufzufinden. Eine doppelte Entführung! ... Sind sie hübsch, mein Herr, wenn ich fragen darf?"

„Was liegt daran?" antwortete Stephen barsch.

„Erlauben Sie, mein lieber Herr! ... Ich wollte Sie nicht beleidigen ... Sie haben mir ihr genaues Signalement gegeben, aber Signalements wollen Nichts besagen ... Ich könnte Ihnen zum Beispiel den berüchtigten Fergus den Rothen anführen, Sie wissen's ja, Fergus O'Breane den Banditen vom Teviotdale, der gleicht Zug für Zug..."

„Haben Sie die Güte, mein Herr, zur Sache zu kommen!" unterbrach ihn Stephen mit Ungeduld.

Vielleicht hätte sich Stephen nicht so beeilt, ihn zu unterbrechen, wenn er hätte ahnen können, welcher Name Robin Croß auf der Lippe schwebte.

„Gut!" fuhr Dieser fort, ohne böse zu werden. „Ich fragte Sie, ob die beiden Frauenzimmer hübsch seien."

„Sie sind es, mein Herr."

„Hm! hm!" machte Robin Croß, indem er den Kopf schüttelte. „Mein lieber Herr, das wird Sie ein schönes Sümmchen kosten."

„Ich markte nicht gern," sagte Stephen.

„Das ist sehr ehrenwerth, mein Herr ... Sehen Sie, wenn sie häßlich wären, so machte sich die Sache von selbst. Nach vier Tagen würden sie ihre Entführer auf die Gasse werfen ... So machen sie's, Sie wissen's ja ... Wir hätten blos die Mühe, sie wieder

aufzulesen ... Mit zehn Guineen hätten Sie es abgethan ... und noch weitere zehn wäre großmüthig von Ihnen, denn das Gesetz verbietet uns etwas zu fordern. Aber sie sind hübsch ... hm! hm! mein Herr ... sehr hübsch vielleicht ...

Stephen hob seine Augen mit Ungeduld und Unwillen zum Himmel. Dieser Mensch folterte ihn.

„Sie sind sehr hübsch, ich sehe es wohl!“ fuhr Robin Croß mit einem schweren Seufzer fort; „ach, mein lieber Herr, das wird Sie fünfzig Pfund kosten.“

„Und darf ich dann sicher sein?“

„Unsers Eifers? ... Wir sind dafür bekannt, Herr Mac Nab! Verlassen Sie sich darauf! Wenn wir die lieben Fräulein nicht wiederfinden, so ist der Wille des Himmels gegen uns.“

„Hören Sie! Hören Sie, mein Herr!“ rief Stephen, die Hand des Polizei-Gehülfen ergreifend und mit der seinigen drückend, in einem jener Augenblicke der Herzensangst, wo man einen Schatten von Hoffnung mit einem ganzen Vermögen erkaufen würde; „Sie wollen also nach ihnen forschen, nicht wahr? Sie wollen ganz London in Bewegung setzen ...“

„London ist schwer, mein lieber Herr,“ murmelte Robin Croß.

Stephen hörte es nicht und fuhr mit steigendem Ungestüm fort:

„Sie werden sie auffinden, und wenn sie selbst in den Händen eines Mächtigen wären.“

Robin Croß verzog das Gesicht.

„Sie verschaffen sie mir wieder, mein Herr, nicht wahr? ... Ich gebe Ihnen fünfzig, hundert Pfund, noch mehr, Alles, was Sie wollen.“

Das lange Gesicht des Herrn Robin Croß ging mit einem Mal in ein ausnehmend schmeichelhaftes Lächeln über.

„Das ist ein Wort, junger Herr, das sich hören läßt!“ sprach er, indem er seinerseits Stephen die Hand

drückte. Seyen Sie ruhig, wir wollen ganz London in Bewegung setzen, wie Sie sagen, wir wollen das Unmögliche thun ... Wäre es Ihnen unangenehm, uns etwas ... so viel Sie wollen ... für die ersten Auslagen zuzustellen?"

Stephen legte vier oder fünf Banknoten von fünf Pfund auf das Kamin.

„Gut! Ganz gut!" wiederholte Robin Croß; „Sie werden mit uns zufrieden sein, mein junger Herr!"

Stephen stieg voller Hoffnung die Treppe des Polizeibüreaus hinab. Als er aber auf der Straße anlangte, vertrieb ihm die frische Luft alsbald den Hoffnungsrausch, in den er unwillkührlich gerathen war. Er räsonnirte kalt und erwog den Werth der Versprechungen, die ihm diese geldgierigen Miethlinge gemacht hatten. Seine Hoffnung schwand. Und doch mußte gehandelt werden! Die armen Mädchen riefen ihn ohne Zweifel um Hülfe an. Was sollte er aber allein beginnen? Stephen ging, ohne es zu wissen, gerade vor sich hin und fragte sich nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. In einem der Augenblicke, wo man sich selbst sagt: „Du mußt handeln! darfst Nichts unversucht lassen!" erhob Stephen seine Augen und las an einer Straßenecke: Finsbury Square.

Er erbleichte. Dieses Wort rief in seiner Seele einen Gedanken zurück, vor dem er schon früher mit Entsetzen zurückgeschauert hatte.

Stephen wußte, daß er im Bereiche der Auferstehungsmänner war. Er war Arzt, seine Studien und Unterhaltungen mit seinen Kunstgenossen hatten ihn mit dem Weg zu diesen Vorrathskammern von Menschenfleisch bekannt gemacht, welche die Londoner Polizei aus Finanzgründen existiren läßt, und ernste Leute ein „nothwendiges Uebel" nennen. Es war ihm nicht unbekannt, daß die Nähe des großen Todtenackers der Nichtkonformisten in die Umgebungen von Finsbury Square und

Worship-Street die frechsten und furchtbarsten Todtenhändler gezogen hatte.

Stephen's erste Bewegung war zu entfliehen, gleich aber trieb ihn eine unwiderstehliche geheime Macht an, seinen Weg in die Worship-Street fortzusetzen. Die Angst lechzt immer nach Gewißheit, und das Unglück, das man kennt, erscheint weniger bitter, als das gefürchtete.

Auf einer unserer Reisen auf dem Kontinent besuchten wir einmal zu Paris die unter dem Namen Morgue bekannte Anstalt. Wir traten in das kleine Gebäude, dessen Anblick allein schon Schauder erregt, und in dessen Umgebung bei Tage die Gemüse- und Obsthändlerinnen klatschen und lachen, während ihre Körbe beinahe an die grauen Mauern dieses zeitigen Grabes stoßen.

Auf der Schwelle saß, als wir eintraten, eine arme Frau und kehrte dem Ausstellungssaale den Rücken zu. Sie schluchzte schmerzlich und erhob sich manchmal, als wollte sie eintreten und suchen, aber ein unbezwinglicher Schrecken warf sie auf den Stein zurück, der ihr zum Sitz diente. Von Zeit zu Zeit jammerte sie mit gebrochener Stimme:

„Mein Kind! mein armes Kind!“

Sie blieb lange Zeit hier. In dem Augenblick, wo wir, durch die schauerliche Schaustellung in diesen feuchten Gemächern schmerzlich ergriffen, wieder heraustraten, fuhr die Frau wie eine Rasende auf und stürzte in das Innere.

Man vernahm einen herzzerreißenden Schrei. Gleich darauf trugen zwei Polizeimänner einen leblosen Körper heraus.

Die arme Frau hatte gesehen, was sie zu sehen fürchtete, und was zu suchen sie unwiderstehlich sich fortgetrieben fühlte.

Stephen Mac Nab ging es wie der armen Frau. Er fürchtete und wollte zumal. In solcher Stimmung

der Seele ist das Verlangen um so größer, je größer die Furcht ist.

Bald stand er in der Worship=Street vor einem großen Hause, dessen Aeußeres vollkommen dem der andern benachbarten Häuser glich.

Ueber der Thür unter dem Knopfe der Klingel waren auf einem Kupferplättchen die Worte zu lesen:

Bureau des Herrn Bishop.

Stephen legte die Hand an den Griff der Klingel und zog sie zurück, um sie wieder anzulegen. Sein Herz schlug, als ob er in Ohnmacht fallen wollte.

In der gleichen Lage war die arme Frau, die auf den Stufen der Morgue zu Paris saß.

12.

Mr. Bishop's office.

Während Stephen mit der Hand auf dem Klingelgriff zum Bureau des Herrn Bishop zögerte, wurde er von einem Manne auf der andern Seite der Straße mit gierigen Augen betrachtet.

Dieser Mann, an das Gitter eines Hauses gelehnt, trug die Kleidung der Londoner Bettler, ein sonderbares Kostüm, das in Allem demjenigen eines Gentleman's gleicht, und sich davon nur durch den Schmutz und das Alter unterscheidet, aber tausendmal trauriger und abstoßender ist, als die Lumpen der Armen auf dem Kontinent, weil es gewissermaßen Ansprüche auf Wohlstand macht und gegen das handgreifliche Elend protestirt.

Es ist dieß vielleicht ein Kalkül in einem Lande, wo das Elend ein Todesurtheil ist.

Der Mann, welcher Stephen betrachtete, konnte seine vierzig Jahre haben, schien aber um zehn Jahre älter. Die Lappen eines schwarzen Rockes hingen um knochige, fleischlose Schultern. Seine Beinkleider, gleichfalls schwarz und an tausend Stellen geflickt, schlossen sich schlaff und feucht an Beine von erschrecklicher Magerkeit an.

Sein Gesicht war ursprünglich schön, wenigstens schienen dieß seine regelmäßigen, einer gewissen Feinheit der Zeichnung nicht ermangelnden Züge anzukündigen. Aber Hunger oder Krankheit oder beide zusammen hatten in denselben solche Verheerungen angerichtet, daß ihr Gesammtausdruck nur noch Mitleid erregte. Seine niedere, hervortretende Stirn, durch den habituellen Mangel der Bedeckung gebräunt, war von einer Masse ungeordneter, gleichsam verdorrter Haare begränzt. Sein Bart war mit der Scheere gestutzt, wo immer die englische Decenz das Wachsen des Haares für shocking erklärt. Wir dürfen hier im Vorbeigehen behaupten, daß keine Lady einem von einem Knebelbart verunzierten Armen ein Almosen schenken würde. Es ist jedoch unglücklicher Weise wahr, daß dieser Arme wenig verlieren würde, weil die Ladys selten ein Almosen geben. Sein Mund hatte jenen Ausdruck nagender Bitterkeit, der das erzwungene Lächeln noch trauriger macht. Seine düsteren, aufgetriebenen, verstörten Augen öffneten sich in gleicher Linie mit der Kopfoberfläche in den Höhlen zwischen seiner über den Augbrauen eingedrückten Stirn und seinen Wangen, wo allein die entzündete Spitze des knochigen Augenbeins hervortrat.

Diese Züge drückten zwar nichts, nichts als bis zum letzten Todeskampf gedrängtes Elend aus, aber sie drückten Bosheit oder Niedertracht noch weniger als alles Andere aus. Und wirklich muß man in London, wo jedes Laster ein lukratives Handwerk werden kann, ein ehrlicher Mann seyn, um Hungers zu sterben.

Das war der Fall unsers Mannes. Das ist bei uns an der Tagesordnung, daß wir wirklich Bedenken tragen, den Lesern mit dergleichen Trivialitäten zu unterhalten. Aber man muß Alles sagen; und dann ist unser Buch etwas auf Frankreich berechnet, wo Leute, welche am Hungersterben sind, noch Hoffnung haben, ein Stückchen Brod zu erhalten.

Ich will dieses letztere Faktum nicht mit Bestimmtheit behaupten, um nicht unter unsern geliebten Landsleuten, den menschenfreundlichen Umwohnern des Themseufers, als ein Knebelbärtler verschrieen zu werden.

Das wäre etwas Entsetzliches, und für ein ächtenglisches Herz demüthigender, als selbst eine Anklage auf Diebstahl oder Wechselfälschung.

Offenbar hatte der arme Mann, der Stephen mit so gierigen Blicken betrachtete, großes Verlangen, den jungen Arzt anzureden, aber es hielt ihn etwas zurück; die Noth ist furchtsam in London, weil sie so oft abgewiesen wird.

Endlich, während Stephen noch zögerte, verließ der poor man *) in aller Stille das Gitter, an welches er sich gelehnt hatte, und schlich über die Straße herüber. Er kam in dem Augenblick an Stephen heran, wo dieser sich entschloß, auf den Knopf der Klingel zu drücken.

„Ew. Ehren," begann er furchtsam, indem er Mac Nab leicht an dem Rockschoß zog, „ach, Ew. Ehren!"

Stephen kehrte sich schnell um, indem er sich schämte, an diesem Orte überrascht zu werden. Bei dem Anblick des Armen war seine erste Anwandlung Unwillen; aber der Unglückliche wankte auf seinen abgezehrten Knieen. Die wenigen Schritte, die er machte, hatten ihn ganz erschöpft.

---

*) Der arme Mann, nicht Bettler. Das Betteln ist, wie man sagt, streng verboten.

„Was wollen Sie?“ fragte Stephen, der eine Gebärde des Unwillens unterdrückte.

„Ach, Ew. Ehren!“ antwortete der Arme mit einem starken irländischen Accent; „werden Sie nicht böse auf mich ... Ich will Ihnen blos sagen, daß Mr. Bishop zu theuer ist, und daß Sie bei mir um die Hälfte wohlfeiler bedient werden.“

Stephen fuhr unwillkürlich zurück. Die Armuth hat unter den tausend Uebeln auch das Unglück, immer leicht angeklagt zu werden. Stephen's Geist beschäftigte sich nur mit dem Tode, und die Worte des Irländers hatten bei ihm eine furchtbare Bedeutung.

„Treiben Sie einen Handel mit Leichen?“ rief er.

„Wollen Sie eine kaufen?“ fragte statt der Antwort ganz leise der Irländer.

Stephen dachte sogleich an die beiden Schwestern.

„Ein junges Mädchen?“ fragte er durch die krampfhaft geschlossenen Zähne.

Der Irländer schüttelte melancholisch sein reichbehaartes Haupt.

„Ach, Ew. Ehren!“ sprach er, „ich bin kein Mörder, wie Mr. Bishop ... und wenn ich sage, daß Mr. Bishop ein Mörder ist, so täusch' ich mich vielleicht ... ich weiß wohl, daß man von reichen Leuten nichts Schlimmes reden soll ... was aber mich betrifft, Ew. Ehren, so dürfen Sie mich nur ansehen, um sich zu überzeugen, daß ich nicht die Kraft hätte, auch nur ein Kind zu burken ...“

Stephen sah sich den armen Tropf näher an und hatte Mitleid mit seiner augenfälligen Noth.

„Grabt Ihr die Leichen aus, die Ihr verkauft?“ fragte er milder; denn die Verletzung der Gräber ist natürlich für jeden englischen Arzt ein verzeihliches Vergehen.

„O nein, Ew. Ehren,“ antwortete der Irländer, „ich bin Katholik.“

„Was verkaufen Sie denn?“

„Einen Körper, der seiner Zeit nicht übel gebaut war, Ew. Ehren ... Ein wenig mager, aber gesund... Vierzig Jahre, fünf Fuß sechs Zoll ... In einer Stunde kann er der Ihrige seyn. Wenn Sie noch acht Tage warten wollen, wäre mir's freilich lieber, aber geniren Sie sich nicht."

„Aber woher wollen Sie ihn nehmen?" stammelte Stephen betroffen.

„O sorgen Sie dafür nicht, das ist meine Sache."

„Ist er denn noch nicht todt?"

„Noch nicht ganz," erwiderte der Irländer, wehmüthig lächelnd.

„Sie wollen ihn also tödten?"

„Das muß ich freilich..."

„Was ist das denn für ein Kadaver, Unglücklicher?" fragte Stephen, indem ihn ein Schauer überlief.

„Wenn Ew. Ehren erlauben," versetzte der Irländer mit kalter Entschlossenheit, „dieser Kadaver ist der meinige."

Bei diesen letzten Worten wankte der Arme und ließ sich auf die Treppe von Bishop nieder.

Stephen betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit; er entdeckte keine Spur von Verrücktheit oder Fieber in dem abgezehrten Gesichte. Dieses Uebermaß menschlichen Elendes ließ ihn für einen Augenblick seine Leiden vergessen.

„Wie nennt man Sie?" fragte er, nach seiner Börse suchend.

„Ach, Ew. Ehren," rief der Irländer freudig; „ich sehe, Sie wollen mich kaufen... ich heiße Donnor von Ardagh und kann Ihnen meine Geschichte in zwei Worten erzählen... Sehen Sie, wir Irländer haben eine Passion, nach London zu kommen, und London wird unser Grab."

Als Donnor sah, daß Stephen auf ihn hörte, gewann er für einen Augenblick wieder die sprüchwörtliche

Zungenfertigkeit der Söhne des grünen Erin und fuhr hastig fort:

„Ach ja, Ew. Ehren, London ist ein schlimmer Boden für die Leute aus Irland. Ich kam vor vielen Jahren hieher und verheirathete mich in Saint-Giles mit einem hübschen Mädchen, das mich liebte; wir waren arm, aber beide kräftig und arbeiteten, so viel wir vermochten.... Vor zwei Jahren lebten wir noch ruhig mit fünf Kindern, von denen die größten schon arbeiteten. Der Aelteste, Patrik, war sehr schön und kräftig; er wäre die Stütze unserer alten Tage geworden, denn er hatte ein gutes Herz; aber der König braucht Matrosen; Patrik wurde gepreßt und auf ein Schiff gebracht, das nicht mehr zurückgekommen ist. Meine arme Nell weinte, indem sie immer fort arbeitete, dann hörte sie auf zu arbeiten, denn das Herz war ihr gebrochen. Das Brod ging aus in unserem Keller im Church-Street... Georg, mein zweiter Sohn, ein edelmüthiges, sanftes Kind, Ew. Ehren, hatte Mitleid mit seiner kranken Mutter und stahl bei einem Spezereihändler ein Heilmittel. Georg wurde nach Bontany Bai geschickt, Nell starb.

Donnor unterdrückte ein Schluchzen und fuhr keuchend fort: „Snail und Loo, welche wir während Nell's Krankheit in die Fabriken schicken mußten, wurden, was man in diesen verpesteten Lastergruben wird... Snail hat sich, wie man sagt, in die große Familie aufnehmen lassen. Wenn Sie wüßten, wie fein und gescheut er war, Ew. Ehren! und Loo, meine hübsche Loo! Die Liebe meiner armen Nell!... Loo ist die Schande meines Namens geworden... sie ist erst dreizehn Jahre alt, Ew. Ehren; London muß ich anklagen und nicht meine arme Tochter!"

Donnor senkte weinend das Haupt, fuhr aber fort:

„Snail und Loo wären redliche Herzen gewesen, aber die Kindheit greift London an, und die Kinder wissen nicht... jetzt stirbt Loo, vom Gin getödtet und von ih-

rem abscheulichen Gewerbe erschöpft, und Snail wächst für den Galgen heran! O! und das sind meine Kinder! Die Kinder der so reinen, so guten Nell!... jetzt, Ew. Ehren! bleibt mir nur noch ein kleines, ganz nacktes Mädchen, das in der Asche an der Thüre meines alten Cellars liegt... ich bin zu schwach, um zu arbeiten, und suche meinen Leib um zwei Pfund und zehn Schillinge zu verkaufen..."

„Aber, Unglücklicher," fragte Stephen, „wenn Sie nicht mehr sein werden, glauben Sie, daß Ihr Töchterchen weniger leiden wird?"

„O! Ew. Ehren, ich habe an Alles gedacht!" antwortete Donnor mit dem Lächeln eines Kindes, einem Lächeln, dessen erhabene Einfalt kein Wort genugsam auszudrücken vermag; ich habe Zeit zum Nachdenken gehabt, schon viele Tage her suche ich mich zu verkaufen... aber Herr Bishop findet mich zu mager... er täuscht sich: ich habe noch Fleisch!... sehen Sie, Ew. Ehren, Brien von Cork, der Krämer von Bainbridge Street will das Mädchen zu sich nehmen, wenn ich zwei Pfund für die Ausstattung auftreibe... es blieben mir dann noch sieben Schillinge, mit fünfen würde ich ein Kreuz auf Nell's Grab setzen lassen, mit den andern fünf..." Donnor zögerte.

„O! Ew. Ehren," fuhr er verlegen fort, „ich weiß wohl, daß es kein christlicher Gedanke ist... und wenn es sein muß, so kann ich auf diese letzten fünf Schillinge verzichten, aber es ist schon so lange, daß ich meinen Durst und meinen Hunger nicht gestillt habe.... vor meinem Tode, Ew. Ehren, wollte ich noch wie ein Mensch mich an einen Tisch setzen, Brod essen und Ale trinken, ich habe den Geschmack von all' dem vergessen."

Stephen blieb einen Augenblick sprachlos vor diesem Bilde des höchsten Elendes stehen. Donnor glaubte, daß er seine Forderungen zu hoch finde.

„Ich will auf die fünf Schillinge verzichten, wenn es sein muß," fuhr er mit einem Seufzer fort, „ich kann

auch nüchtern sterben, wie ich gelebt habe.... was die andere Krone betrifft... so hat die arme Nell kein Kreuz auf ihrem Grabe... ach! Ew. Ehren, wenn sie markten, so hat das Kind kein Plätzchen, wo es niederknieen und über seine Mutter weinen kann..!"

Stephen's Auge wurde feucht, seine Kaltblütigkeit hielt nicht Stand bei diesen letzten Worten.

„Donnor," sagte er, „auch ich bin sehr unglücklich... man hat aus dem Hause meiner Mutter zwei Mädchen entführt, die ich wie meine Schwestern liebe."

„Ah!" rief der Irländer, indem er einen bedeutungsvollen Blick auf Mister Bishop's Firma warf.

„Essen und trinken Sie," fuhr Stephen fort, indem er ihm einen Souverän mit seiner Karte übergab, „kleiden Sie Ihr Töchterchen... dann kommen Sie zu mir."

Donnor beeilte sich nicht, zu danken. Er kannte London zu gut, um eine Wohlthat zu vermuthen, und sein Blick fragte Stephen's Miene mit Mißtrauen.

„Ew. Ehren," sagte er nach augenblicklichem Stillschweigen, „dann habe ich noch ein Pfund und fünf Schillinge gut."

Man kann nicht verlangen, daß ein Mann in Stephen's Lage sich lange Zeit mit dem Unglück Anderer beschäftige.

„Wenn Sie mir dienen können, so werd' ich Sie bezahlen," sprach er, indem er den Irländer mit einer Gebärde entließ. „Wenn Sie mir nicht nützlich sein können, so will ich Ihnen gleichwohl helfen... gehen Sie, Donnor, und suchen Sie mich heute in Carnhill auf."

Donnor entfernte sich erstaunt, der Gedanke, etwas Geld, so wenig es auch wäre, anders als durch den Verkauf seines Leibes zu gewinnen, fand keinen Raum in seinem Kopfe mehr, da er sich mit diesem Gedanken an den Tod schon vertraut gemacht hatte.

„Ich will, so gut ich kann, für die Kleine sorgen," dachte er, aber er dankte Stephen nicht.

Dieser drückte auf den Knopf der Klingel. Die Thüre öffnete sich.

Ein Diener in rother Livree führte Mac-Nab in ein ziemlich schönes Parlour, dessen Getäfel mit einer Menge schlechten Schnitzwerks, das Jagdscenen, Kämpfe mit der Faust oder dem Rappier vorstellten, geziert war. Auf den Teppichen der Tische lagen hin und wieder Boxerhandschuhe, Reitpeitschen, Pfeifen und mehrere Nummern des Journals the Grog, eines berühmten Wochenblattes, dessen Spalten sich allen Feierlichkeiten der Jagd, der Spiele, des Faustkampfs oder der Eccentricity öffnen.

Stephen fragte nach Herrn Bishop.

„Mein Herr ist in seinem Kabinet," antwortete der Groom. „Wenn Sie mir Ihren Namen sagen, mein Herr, so will ich Sie ankündigen!"

Stephen nannte sich, der Groom trat ab und kam gleich wieder mit den Worten zurück:

„Mein Herr ist zu sprechen."

Stephen stieg eine Treppe hinauf und befand sich in Mister Bishop's Kabinet.

Wir haben diese Persönlichkeit in dem ersten Theile unserer Erzählung bei Gelegenheit des denkwürdigen Zweikampfs zwischen Tom Turnbull und Mich, dem Schwager des kleinen Snail, geschildert. Wir werden das Porträt nicht wieder vornehmen, da es zu wenig verführerisch ist, als daß Einem einfallen könnte, sich zum zweiten Mal mit ihm zu beschäftigen.

Nichts desto weniger werden wir im Vorbeigehen einige vergessene oder durch die Wechselfälle des Tages veränderte Züge nachholen müssen.

Der Burker Bishop war mit einem atlaßnen Schlafrock bekleidet, dessen verschiedenartige Stickereien prächtige rothe Reflexe gaben. Auf seiner Stirne etwas zur Seite ruhte eine schottische Mütze von scharlachnem Tartan. Er lag halb auf einer sammtnen Ottomane, die an eine gleichfalls mit Sammt behängte Wand sich lehnte. Die Ottomane, die Armsessel, die Tapeten und

auch die halbgeschlossenen Fenstervorhänge waren roth. All dieses Roth warf auf das Gesicht des auf der Ottomane ruhenden Burkers eine apoplektische Färbung, die scheußlich anzusehen war.

Neben ihm lag ein großer schottischer Hund von röthlichem Haar auf den Teppich hingestreckt. Der Schmelz seiner Augen, das rothe Licht dieses seltsamen Gemaches zurückwerfend, strahlte von einem wahrhaft teuflischen Schimmer.

Mr. Bishop war in seiner Art gleichfalls ein eccentric man. Diese Möblirung war seine Erfindung.

Er rauchte aus einer langen, türkischen Pfeife, deren Kopf auf dem Boden auflag und gegen den Plafond bepurpurte Rauchwolken aufsteigen ließ.

Als Stephen in dieses Zimmer trat, war er durch die ungewohnte Farbe, welche allen andern Gegenständen den eigenthümlichen Teint benahm, wie geblendet.

Das Erste, was er in diesem feuerfarbenen Chaos wahrnahm, war das entflammte Auge des schottischen Hundes, welcher brummte und feurige Blitze schoß.

Hierauf unterschied er die Umrisse eines Bullbeißergesichts, das eine Sammtmütze überragte, es war der Burker.

„O! o!“ begann Bishop, ohne sich zu derangiren, „heißen Sie Mac-Nab?... ich kenne Sie nicht... was wollen Sie?“

„Ich kenne Sie,“ antwortete Stephen, dem all' seine Kaltblütigkeit zurückgekehrt war; „und ich wünschte Ihre Unterthanen (subjects)*) zu sehen.“

„Meine Unterthanen! Guter Gott!“ rief Bishop mit derbem Gelächter... „ich bin selbst ein treuer Unterthan des Königs, wo glauben Sie zu sein, mein Kamerad, daß Sie mit mir von Unterthanen sprechen?...

---

*) Englisch: subject, das Unterthan und Kadaver zum Seziren bedeutet, was sich im Deutschen durch kein ähnliches Wort wiedergeben läßt. Der Uebersetzer.

Sie sind so blaß, daß all' mein Sammt nicht zureicht, ihr Gesicht etwas zu röthen; ich denke nicht, daß Sie hieher gekommen sind, um sich mit mir einen Spaß zu machen?"

„Ich wiederhole Ihnen," begann Stephen wieder, „daß ich komme, um ein Subjekt zu kaufen."

„Hölle und Teufel!" brummte Bishop, indem er mit einem Sprunge auffuhr und den jungen Arzt am Kragen faßte: „So wären Sie etwa ein Polizeimann, Kamerad?"

Der schottische Hund streckte seine Vorderfüße und zog die Hinterfäcksen an sich, als ob er Stephen an die Kehle fahren wollte.

13.

Der Keller.

Die Bewegung des Burkers Bishop war so plötzlich, so wenig vorherzusehen, daß Stephen sich nicht hatte in Vertheidigungsstand setzen können. Wozu jedoch sich vertheidigen? Der Burker war ein Mann von athletischer Stärke, und Stephen befand sich außer dem Bereiche menschlicher Hülfe.

Kaltblütigkeit war die einzige Waffe, die in diesem unerwarteten Kampfe siegen konnte, und in sofern war Stephen vollständig gewappnet.

„Ich bin kein Polizeimann," antwortete er mit Ruhe; „es gibt noch andere Händler außer Ihnen in London, Mister Bishop, und Ihre Manieren sind nicht geeignet, Kunden anzulocken."

Bishop ließ ihn halb los.

„Ein Polizeimann hätte unter meinem Griffe gezittert," brummte er, „aber bei allem dem kenne ich diesen Jungen nicht... Und doch möcht' ich mir das

Geschäft nicht verderben... Sie sind nicht furchtsam, junger Herr," fuhr er mit lauter Stimme fort; „solche Leute liebe ich... Aber warum sprechen Sie auch mit mir von Unterthanen (subjects) u. dgl. Faseleien... Ich treibe ehrlichen Handel mit Ale, Porto, Gin, Wiskey, Usquebaugh und Allem, was sich trinken läßt... aber von Subjekts, Hölle und Teufel! verstehe ich Nichts!... Noch ein Mal, was wollen Sie von mir?"

Stephen, welcher indessen seine Glieder wieder frei bewegen konnte, zog seine Brieftasche und überreichte dem Burker seine Karte.

„Ah! ah!" rief dieser, „Sie sind für einen Mann der Wissenschaft sehr keck, mein junger Herr. Der Teufel hole mich, wenn Sie nicht Ihre Beine riskirt... Sie endigen mit dem, womit Sie hätten anfangen sollen... O! o! kusche Dich, Türk, Teufelskerl!... man kommt auf solche Art nicht in meine Office, fällt nicht so mit der Thür in's Haus, als ob ich französische Handschuhe oder Zuckerkandi für kleine Kinder verkaufte... ich denke, Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, ein Polizeiagent hat viel von einem Menschen, und ich muß auf meiner Hut sein... wollen Sie etwas annehmen... ein Glas Wiskey, Porto, oder Grog?..."

„Verzeihen Sie gütigst, mein Herr," versetzte Stephen, „ich kann Nichts annehmen."

Bishop runzelte seine dicken Augbrauen und streckte sich der Länge nach auf seine Ottomane.

„Nichts? kein Bischen Sherry, Herr Mac-Nab?" begann er wieder übelgelaunt. „Schon gut! ich muß sagen, Sie sind Herr über Ihr Thun oder Lassen, ich bin nicht der Mann, der sich an einer Abweisung stößt, aber ich wollte nicht, daß Sie mir böse blieben, Herr Mac-Nab, Sie werden vielleicht ein guter Kunde, bei alle dem ein guter Kunde. Meiner Seel', Sie sind, wie Sie sehen, wohlfeilen Kaufs davon gekommen, und es ist mir mehr denn einmal vorgekommen, daß

sich ein Spion in ein Subjekt von fünf oder sechs guten Guineen umgewandelt hat."

Hier brach Bishop in ein Lachen aus, und sein Türk, von der Heiterkeit seines Herrn angesteckt, sprühte rothe Sternchen aus seinen großen Augen.

Bishop nahm eine Flasche Gin, die auf einem Tisch am Ende der Ottomane stand, und schenkte sich ein großes Glas ein. Das blasse Blau des Wachholderbranntweins bepurpurte sich unter den tausend Feuerstrahlen, die alle Ecken des Zimmers darauf warfen. Als der Burker den Liqueur an seine Lippen brachte, hätte man geschworen, daß er Blut trinken wollte.

„Ihre Gesundheit, Herr Mac-Nab, Sie scheinen mir ein tüchtiger Mann zu sein ... nun ... was kann ich thun, um Ihnen gefällig zu seyn?"

Stephen, welchen der Griff des athletischen Schlächters von Menschenfleisch nicht außer Fassung bringen konnte, fühlte, daß ihm der kalte Schweiß bei dieser Frage auf die Stirne trat, obgleich sie leicht vorherzusehen war. Der Augenblick war gekommen. Man war im Begriff, ihm die Pforten der Todtenausstellung zu öffnen, wo vielleicht Anna und Clary ...

Stephen wankte und stützte sich an die Lehne eines Armsessels.

„Ach, du mein Gott!" rief Bishop, indem er die Hände in die Seiten stützte, „ich glaube gar, wir haben Herzweh, mein junger Herr! ... das ist rührend, das schwöre ich! Wenn Sie jetzt schon die Seekrankheit haben, wie wird es erst werden, wenn Sie den Fuß in meinen großen Salon gesetzt haben! ... Nun, fassen Sie sich wieder, Mr.-Mac Nab, mit oder ohne Gin, wie Sie wollen, aber fassen Sie sich! Was Teufel's! Sie sind wegen irgend was gekommen, so viel ist gewiß ..."

„Ich bin gekommen, um zu wählen und zu kaufen, mein Herr," versetzte mit Anstrengung Stephen, welcher die Gefahr eines längeren Stillschweigens fühlte.

„Ganz gut, Herr Mac-Nab. Und von welchem Schlag brauchen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Die Auseinandersetzung wäre lang und technisch," versetzte Stephen. „Ich will lieber selbst die Wahl treffen."

„Das heiß' ich als wackerer Junge sprechen ... Wie steht es um das liebe Herz?"

„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

Bishop blinzelte mit dem Auge mit verächtlicher Ueberlegenheit. Die sichtliche Aufregung des jungen Arztes, deren Veranlassung er nicht kannte, erregte sein Mitleid.

„Wahr, Herr Mac-Nab," begann er wieder aus seinen dicken Lippen, „Sie erinnern mich an die Zeit, wo jedesmal mein Schweiß in Strömen floß, so oft ich die Nacht auf dem Kirchhofe zubringen mußte... Denn man muß erst Diener sein, ehe man Herr werden kann. Sie wissen es ja, da Sie das Griechische und das Lateinische in mehr Büchern studirten, als ich in meinem ganzen Leben gesehen habe, Gott sei Dank ... ich habe lange den Karst und die Schaufel geführt ... ich brauch' ein Glas blaues Verderben,*) — sehen Sie, so oft ich daran denke ... das ist ein grausames Metier, meiner Seel', und in den Herbstnächten sieht man seltsame Dinge auf den Todtenäckern ... Aber sprechen wir nicht davon! Nun habe ich meine Leute, die für mich Hand anlegen, und der T... hole mich, wenn ich seit zwei Jahren ein Grab nur angerührt habe ... die Nächte sind zum Schlafen oder Trinken da: ich trinke oder schlafe. Der Dechant von Saint Paul kann's nicht besser sagen."

Bishop stand auf und schob eine starke seidene Schnur in das Halsband Türk's, das er fest an einen Ring in dem Getäfel befestigte.

„Das ist eine Vorsichtsmaßregel, Herr Mac-Nab,"

---

*) Ein Volksausdruck für Gin.

sprach er leise. „Dieser Teufelskerl verschindet Ihnen, wenn man ihn machen läßt, ein Subjekt, ehe man Bst! machen kann. Sehen Sie, so einen Arm hat er in einem Hui hinabgeschlungen ...“

Stephen machte eine Gebärde des Abscheu's.

„Recht, recht, Sir!“ brummte Bishop; „ich sehe, Sie haben ein weiches Herz ... aber bei alle dem ist ein Hund kein Mensch. Türk sieht darin so wenig etwas Arges, als wenn Sie eine Cotelette verzehren.“

„Eilen wir, Sir, ich bitte Sie!“ sagte Stephen.

„Wie Sie wünschen, mein junger Herr!“

Bishop, diese Hundsbestie in einem Menschenleib, dessen sich die gewohnten Besucher des Sessionenhofes sicherlich erinnern werden, war die personifizirteste Brutalität. Er ist nicht schlimmer, als ein Anderer, sagte uns oft der alte Noll Brye, der Gefangenwärter von Newgate, welcher mit der Bewachung des furchtbaren Burkers vor seiner Verurtheilung besonders beauftragt war; aber er hatte etwas an sich, daß er Lärm machen mußte. So stieß Mr. Bishop (Noll Brye spricht von seinen Schutzbefohlenen immer nur mit der größten Höflichkeit) mit der Ferse eine Thüre ein, während es nur eines Schlüsseldrucks bedurfte, um zu demselben Ziel zu gelangen. Statt ein Huhn ordentlich und wie ein Gentleman zu zerschneiden, zerriß er es mit den Händen und Zähnen; statt bei einer Flasche den Pfropf auszuziehen, brach er ihr den Hals...

Der Kopf des alten Noll Brye ist ein wahres Lagerbuch, und wir können versichern, daß er über gewisse Dinge mehr weiß, als alle Mitglieder der phrenologischen Societät mit einander.

Es ist wahr, daß diese Letzteren Nichts wissen.

Bishop stieß diesmal keine Thür ein, aber er ergriff mit Heftigkeit einen Krystallknopf in der Sammttapete des Getäfels und unter seinem Drucke glitt eine der Wandfüllungen in die Fuge und öffnete ein schwarzes Loch, aus welchem ein Strom feuchter Luft drang.

„Bemühen Sie sich gefälligst herein!“ sprach er mit derber Freundlichkeit.

Stephen zögerte nicht lange. Seine Unruhe, welche alle Phasen der Furcht und des Verlangens durchlief, hatte ihren Fiebergrad erreicht. Er stürzte entschlossen auf das Loch zu.

„Halten Sie ein Weilchen,“ rief Bishop, indem er ihn ziemlich unsanft zurückstieß; „entschuldigen Sie meine Manieren, junger Herr; lieber, denk' ich, wirft man Einen auf die Seite, als daß man ihn den Hals brechen läßt. Als ich Sie eintreten hieß, war es nur so eine Redensart... Ich hätte sagen sollen, man müsse hinabsteigen, denn es ist nur ein Loch von zwanzig Fuß Tiefe und eine Leiter... Erlauben Sie, daß ich zuerst hinabsteige.“

Bishop hielt sich am Getäfel und setzte, rücklings gehend, seine Füße auf die Leiter. Stephen folgte ihm.

„Seien Sie unbesorgt,“ murmelte Bishop beim Hinabsteigen. „Die Leiter ist gut, Sie werden sie wieder heraufsteigen... Nicht Alle, welche hinabstiegen, Herr Mac-Nab, konnten das Gleiche rühmen ... das ist die Leiter der Wissenschaft, bei Gott! — Sie respektirt allein den gelehrten Staub der Stiefeln vom königlichen Kolleg ... O! o! junger Herr, Sie sind an einem glücklichen Tage gekommen. Eben in dieser Nacht hat man die Runde auf den Kirchhöfen im Osten und von Southwark gemacht ... Die Ausstellung ist vollständig.“

Stephen zögerte, hinabzusteigen.

„Haben Sie da lauter ausgegrabene Cadaver?“ fragte er.

„Ei, ei!“ machte Bishop mit gräßlicher Kaufmannskoquetterie; „ich sage weder ja noch nein, Herr Mac-Nab... Sie werden's sehen! werden's sehen!... Es verlohnt sich schon der Mühe... Und gleichwohl muß ich Ihnen gestehen, daß man mir mehr Ehre erweist, als ich verdiene... Es geht mir, wie geist-

reichen Köpfen, mein Herr: — man hängt diesen alle bons mots auf den Rücken, die zwanzig Stunden in der Runde gemacht werden... Keine Katze wird Nachts in den Straßen von London abgemuckst, ohne daß man mir die Ehre der Urheberschaft gönnte... Das ist wieder Bishop, der Burker Bishop, heißt es... Meiner Treu, weder Grey, noch Melbourne, Holland, Forens Neffe, Stanley, Peel, Graham, der alberne Conformist, noch Althorp, noch John Russel, ein ziemlich guter Teufel, noch selbst der alte Wellington sind so renommirt, als ich ... 's ist volle Wahrheit, Herr Mac Nab... Und ich sehe eigentlich nicht ein, welchen Unterschied man zwischen dem Renommée des Einen oder des Andern machen soll. Lange braucht es, bis man in Reputation kommt, mein Herr; Sie werden's in Ihrem Theile sehen; aber ist's einmal so weit gekommen, so ist's für alle Schaden gut, und man darf der Sache nur den Lauf lassen.. Da heißt es Bishop vorn und Bishop hinten... Ah, ah, der Herr Bishop!... Man darf nur mit der Katze durch den Bach..."

Der Burker lachte nach Herzenslust, daß die Leiter unter den Evolutionen seiner unheimlichen Heiterkeit wankte.

„Nun, Herr Mac Nab," begann er wieder in ernsterem Tone, „das sind Dummheiten, das ist Alles. Man tödtet, wenn man tödten muß . . . ohne das wäre Einer wahrhaftig ein elender Handelsmann ... aber man mordet nicht, wie die Cockneys meinen, vom Abend bis zum Morgen auf der Straße. Hol' mich der Teufel, Sir, wenn man's so treiben wollte, so müßte die Polizei am Ende ein Lebenszeichen geben ... ihr Stillschweigen wird ohnedieß schon theuer genug bezahlt, mein Herr, und die Hälfte meines Profits wandert in ihre Taschen... Ich spreche die reine Wahrheit! Ach! ach! Glauben Sie nicht, daß sie, wie mir der erbärmliche Einfaltspinsel, der Kommissariatsadjunkt in der Lambert

Street, Herr Robert Plound, Esq. sagte, im doppelten Interesse der Wissenschaft und der Menschheit die Augen zudrückt? Meiner Seel', 's ist bei alle dem möglich, und ich mache mir Nichts daraus ... aber wir dürfen nicht zu weit gehen im doppelten Interesse unsrer Schultern und unseres Halses! ... der Spaß scheint mir nicht so übel ... und dann sind die geburkten Leichen verdammt theuer, Herr Mac Nab... Wir thun, unter uns gesagt, nicht viel in diesem Artikel, nur mit der sichern Aussicht, sie gut anzubringen und auf ausdrückliche Bestellung... Da sind wir unten, mein Herr."

Stephen litt furchtbar. Sein Blut ging wechselsweise von eisiger Kälte in brennende Hitze über. Jeden Augenblick öffnete sich sein Mund, um Herrn Bishop zur Eile anzutreiben, und sprach nicht, weil ein unwiderstehlicher Schrecken seine Zunge lähmte.

Herr Bishop öffnete eine Thür. Der gierige Blick des jungen Arztes fuhr plötzlich in einen großen gewölbten Saal von länglicher Form und durch Lampen erleuchtet. In dem ganzen Gemach, das ein Keller war und ungefähr die Stelle unserer Küchen und Speisekammern in gewöhnlichen Häusern einnimmt, waren in geneigter Stellung Marmortafeln aneinander gereiht. Die übertünchten Wände warfen das blasse Licht der Lampen noch blässer auf die steifen, unbeweglichen Menschengestalten zurück, welche auf's Grellste gegen den schwarzen Marmor der Tafeln kontrastirten.

Mitten im Saal entsendete eine große Räucherpfanne, in welcher Weihrauch brannte, ihre dünnen Rauchstrahlen durch die tausend Löcher eines silbernen Deckels.

Der Kontrast zwischen dem blassen Lichte, das von allen Seiten seine weißlichen Strahlen verbreitete, mit dem Purpurlichte von Bishop's Kabinet, war so groß, daß man ihn hätte für absichtlich hervorgebracht halten können. Es schien, als ob Einem beim Ueberschreiten der Schwelle dieses Todtenkellers plötzlich ein Leichenschleier zwischen die Augen und die Gegenstände träte.

Das Auge, an die rothen Strahlen der Tapeten des obern Stockwerks gewöhnt, behielt eine Art Nachglanz der Scharlachfarbe, die, mit der blassen Farbe des Kellers sich verbindend, veilchenblaue Töne in die weißen Umrisse dieser symmetrisch auf ihren düstern Lagern ruhenden Cadaver mischte.

Einen gräßlichen Anblick bot dieser nackte, zur Schaustellung für Kauflustige aufgestutzte Tod.

Eine unheilige Essenz war über die erstarrten Glieder gegangen und hatte den heiligen Staub der Gräber weggenommen. Man hatte die steifen Glieder gezogen, die ungeordneten Haare gekämmt, die Lippen, aus denen der letzte Hauch für immer verschwunden war, halb geöffnet.

Ein junges Mädchen, der geweihten Erde entrissen, hatte hier eine wollüstige Haltung auf ihrem steinernen Lager eingenommen. Man hatte ihren letzten Schleier weggerissen und ihre jungfräulichen Formen dem Blicke der Zuschauer bloßgestellt, und der schirmenden, keuschen Nacht beraubt, in die ihre Mutter sie entschlafen glaubte.

Dort zeigte ein Greis in ihrer ganzen Häßlichkeit die erschreckenden Verheerungen der Jahre. Man hatte dieser menschlichen Ruine keinen Lappen gelassen, um ihre abscheuliche Gestalt zu verhüllen.

Es waren wenigstens zehn Tafeln, und keine war leer.

Kaum war die Thüre des Kellers geöffnet, als das Wort auf Bishop's Lippen erstarb. Er war nicht mehr derselbe Mensch. Sei es die plötzliche Wirkung des Lichts, oder wirkliche Gemüthsstimmung, seine Züge hatten sich trotz der gräßlichen Leichtfertigkeit seiner letzten Reden augenblicklich mit einer Todtenbläße bedeckt.

Er griff Stephen am Arm. Seine Hand war kalt.

„Alles ist hier weiß," murmelte er, „droben Alles roth. Darüber vergißt man... Wenn ich nicht Roth um mich her habe, Herr Mac Nab, so kommen mir alle Menschen wie Cadaver vor."

Er suchte zu lächeln und fuhr mit einem Fluche fort: „Ich habe die Ginstasche vergessen und sehen Sie, ohne Gin bin ich keinen Pfifferling werth unter diesen todten Schelmen ... 's ist zum Erbarmen, aber es ist einmal so... Eilen wir, wählen Sie!“

Stephen ließ es sich nicht zum zweiten Mal sagen. Er war die Länge des Kellers hinaufgeeilt, ehe Bishop auch nur die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte.

Dann sank er auf seine Knie.

„Dank! Dank!“ sprach er leise.

Er sprach mit seinem Gott.

„Ei! ei! Herr Mac Nab!“ rief Bishop, dessen Stimme seltsam bewegt war; „Sie warten ja nicht auf mich!... Sagen Sie einmal.... Auf meine Ehre, der alte Lump da mit dem weißen Barte hat sich bewegt!.... Er bewegt sich noch, halten Sie!... Meiner Seel', 's ist bei alle dem ein Teufelsmetier, Herr Mac Nab.“

Stephen antwortete nicht; er war überglücklich, daß er das, was er zu sehen fürchtete, nicht gesehen hatte.

Bishop holte ihn ein, indem er sich hütete, rechts oder links zu sehen. Sein Gang war unsicher. Als er an die Schwelle kam, stieß er Stephen ohne viel Umstände fort und eilte, die Thüre zu schließen.

Als dies gethan war, entstieg ein leiser Seufzer seiner Brust.

„Ach! ach! Herr Mac Nab,“ rief er, ohne eine Spur seiner früheren Aufregung zu verrathen; „diese Schelme schneiden vergeblich Gesichter; sie gehören mir und ich verkaufe sie!... Steigen Sie hinauf, mein Herr, steigen Sie hinauf!... Eine Mauer von sechs Fuß Dicke trennt die Sippschaft von der Straße, und nur ein Wunder könnte sie mir entreißen... Ich habe meine Mittelchen, sehen Sie, und ich habe Ihnen noch nicht Alles gezeigt... Ein Spion könnte meine Leiter herabsteigen und würde da Nichts als Feuer sehen ... ich sage Ihnen die Wahrheit, mein Herr! Es hat mich

mehr denn tausend Pfund gekostet, es so einzurichten, aber es ist recht artig gemacht: ich darf nur auf einen Knopf drücken . . . Sie verstehen mich hoffentlich . . . so machen die Tafeln rechts um kehrt euch! und zeigen... bei Gott, was meinen Sie, Herr Mac Nab? Rathen Sie?... Sie wollen nicht rathen? oder können's vielleicht nicht errathen? Nun, Sie zeigen ehrliche Ale- und Porterfässer. Ueber Tonnen aber, wenn Sie den Eingangszoll bezahlt haben, läßt sich kein Wort sagen... Machen Sie doch, daß Sie hinaufkommen: ich habe Durst."

Bishop kam wieder zu Athem und fuhr fort:

„Herr Mac Nab, wie finden Sie es da unten, wenn ich fragen darf? Sie sprechen ja kein Wörtchen? Ha, ha, ha! Sie haben Angst gehabt, gestehen Sie's!"

„Nein, Sir!" antwortete Stephen.

„Auch ich nicht, bei Gott! Aber ich hatte meine Ginflasche vergessen."

Als Sie wieder in den rothen Saal gelangten, beeilte sich Bishop, das Vergessene nachzuholen und trank in vollen Zügen zwei große Gläser.

„So viel ist wahr, Herr Mac Nab," bemerkte er dann, „ich tauschte in meinem Metier nicht mit dem Papst. . . Nun? . . . Haben Sie Ihre Wahl getroffen?"

Stephen antwortete kurz, daß Nichts von dem, was er gesehen habe, zu seinen dermaligen Studien dienen könne.

„Oh! Oh!" rief Bishop nicht gar übel gelaunt; „desto schlimmer, mein Herr, desto schlimmer! Ich hoffe, Sie sind doch mit meiner Ausstellung zufrieden gewesen?" Stephen machte ein Zeichen der Bejahung.

„Das ist schon genug, Herr Mac Nab. Wir werden ein anderes Mal einen Handel machen, denn ich denke, ich kann auf Ihre Kundschaft rechnen. . . Bei alle dem, sehen Sie," fuhr er fort, indem er etwas Aerger in sein derbes Lächeln mischte, „glaub' ich, daß Sie aus reiner Neugierde gekommen sind. . . So was

sieht man sich nicht so im Hui und auf den ersten Anblick unter zehn Stücken heraus, man findet nicht gleich eines, das Einem ansteht... Doch das hat Nichts zu bedeuten!... Es freut mich recht, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Herr Mac Nab."

Stephen empfahl sich und ging auf die Thür zu. Mr. Bishop geleitete ihn bis zur Schwelle. Hier begann er noch einmal mit einer seltsamen Mischung von Verlegenheit und Schamlosigkeit:

„Es kommt mir der Gedanke, mein junger Gentleman, daß Sie mich für einen Narren halten mußten, als Sie meine Aufführung näher sahen... Das kommt daher, daß mir ohne meine Flasche Gin nicht recht behaglich ist. Aber wenn ich meinen Gin habe, sehen Sie, so mach' ich mir so-wenig aus diesen blassen Schelmen, als aus dem Großmogul... Auf Wiedersehen, Herr Mac Nab!"

Stephen war Arzt, und der beständige Verkehr mit dergleichen Gegenständen stumpfte eine gewisse Seite des Herzens ab. Wir würden der Wahrheit untreu werden, wenn wir sagten, daß der Anblick dieser Todtenausstellung auf ihn einen Eindruck gemacht hätte, der sich vergleichen ließe mit demjenigen, den ein Mann der Welt, auch nur mit der gewöhnlichsten Empfindsamkeit begabt, an seiner Stelle gehabt haben würde. Nichts desto weniger öffnete er beim Austritt aus Mr. Bishops Haus mit Freuden seine Brust der freien Luft.

Aber nicht der Gedanke an den Tod, sondern der an das Verbrechen hatte ihn schwer gedrückt.

Einen Augenblick gab er sich ganz dem tröstlichen Gedanken hin, daß die beiden Schwestern nicht in die Hände eines Mörders gefallen seien; aber reiflichere Ueberlegung mäßigte gar bald seine Freude. Bishop war nicht der einzige Lieferant der Wundärzte Londons; und die Andern, weniger reich oder weniger keck, hüllten ihr abscheuliches Gewerbe in ein undurchdringliches Dunkel.

Stephen hatte also kein Mittel, sich in dieser Hinsicht vollkommene Gewißheit zu verschaffen.

Als er in das Haus von Cornhill zurückkam, sagte ihm Beß, daß ein unbekannter Mann in dem Parlour auf ihn warte. Dieser Mensch spreche von den zwei entführten Mädchen...

Betty konnte nichts weiter sagen. Stephen schob sie rasch bei Seite, um in das Parlour einzutreten.

14.

Der Shakspeareschild.

Stephen hatte Donnor von Ardagh, den armen Irländer, und den seltsamen Kauf, den er ihm an der Thür des Burkers Bishop angeboten, rein vergessen.

Hätte er auch noch an Donnor von Ardagh gedacht, so würde der Eingang der Mittheilung Betty's, welche behauptete, daß der Mensch, welcher in dem Saal des Erdgeschosses warte, von den zwei jungen Mädchen spreche, Stephen um hundert Stunden von dem armen Irländer abgebracht haben.

Als er in das Parlour trat, erkannte er Donnor mehr wieder an seiner zerlumpten Kleidung, als im Gesicht; denn der arme Irländer war, auf ihn wartend, eingeschlafen, und sein Gesicht, auf eine Hand gestützt, verbarg sich hinter dem unordentlichen Gestrüpp seiner dichten Haare.

Stephen, welcher mit allem Feuer unruhiger Neugierde hineinstürzte, blieb, in seinen Hoffnungen getäuscht, stehen.

„Sind blos Sie hier?" rief er.

Donnor begriff den Sinn dieser Worte nicht, fuhr aber aus dem Schlafe auf sogleich mit der Hand an den Magen.

„Oh," murmelte er; „es träumte mir, ich esse Brod! Das thut Einem wohl selbst im Traume, denn ich habe jetzt nicht mehr Hunger..."

Er gewahrte Stephen und erbebte vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ich habe nicht geträumt," begann er wieder; „ich habe gegessen... den Preis meines Blutes, hier bin ich, Ew. Ehren," fuhr er mit ruhiger Wehmuth fort. „Ich bin nach Saint Giles gegangen. Das Mädchen hat Kleider und ich kaufte ihm Brod... Es war unklug von mir, Brod zu kaufen," fügte er seufzend hinzu, „denn das Brod ist gut und macht Einem Lust zum Leben... Gleichviel! Hier bin ich!"

Donnor hatte sich erhoben und stand mit gekreuzten Armen vor Stephen, welcher, erschöpft von der Anstrengung, sich in einen Armsessel geworfen hatte.

„Gut!" murmelte Letzterer zerstreut, „ich will sehen, wie ich Sie verwende."

„Ew. Ehren, hören Sie," sprach Donnor entschlossen, „keinen Aufschub! Jetzt, da ich nicht mehr leide, steigen in mir Gelüste nach dem Leben auf... Ich bin bei alle dem erst vierzig Jahre alt... Machen wir's zu Ende. Ich habe einen Strick in der Tasche, Sie dürfen nur den Nagel schlagen."

Stephen betrachtete ihn verwundert.

„Stellen Sie mir die fünf und zwanzig Schillinge zu, die Sie mir schuldig sind," fuhr Donnor fort, „und zeigen Sie mir den Weg in Ihr Laboratorium... diesen Abend ist's abgethan."

Plötzlich erinnerte sich Stephen wieder dessen, was vorgefallen war.

„Ich brauche lebende Freunde, Donnor," sprach er mit unwillkürlichem Lächeln, „und werd's versuchen, Ihnen die Lust zum Hängen zu benehmen.... Aber sind Sie wirklich seit Ihrer Ankunft immer allein hier gewesen?"

„Ew. Ehren!... Ew. Ehren!" rief Donnor, statt

zu antworten, „sagen Sie mir das besser und deutlicher... Ich bin ein armer Mann... Es wäre unrecht, mich glauben zu lassen... Wollen Sie denn nicht meinen Leib für Ihr Geld?“

„Gewiß nicht, mein Freund,“ versetzte sanft Stephen.

„O!“ rief Donnor, vor Verwunderung außer sich. Dann fuhr er mit unvergleichlicher Zungenfertigkeit fort:

„Ich hätte daran zweifeln sollen... Und hatten Sie mir's nicht schon in Worship-Street gesagt, Ew. Ehren?... Aber ich wollte Sie nicht begreifen, weil ich schon sehr oft gehofft habe... und es ist so was Arges, wenn man vergeblich hofft!... Aber, oh! Ew. Ehren! Als ich sah, daß Sie in diesem Hause wohnten, aus dem die zwei kleinen Fräulein mir so oft ein Almosen zugeworfen hatten...“

„Sie also haben von ihnen gesprochen?“ unterbrach ihn Stephen.

„Ich, Ew. Ehren.“

„Sie würden sie also wieder erkennen?...“

„Unter tausend heraus, bei meinem Seelenheil!... Ich habe von ihnen gesprochen, weil Sie mir in Worship-Street sagten, daß Sie zwei geraubte junge Mädchen suchten... und ich fürchtete...“

„Sie eben suche ich, Donnor...“

„Sie sind es!“ wiederholte der Irländer, seine abgezehrten Hände ringend und über den Kopf erhebend; „Sie sind es, die armen Engelchen?... und haben Sie sie gefunden?“

Stephen schüttelte traurig den Kopf.

„Oh! ich will sie finden!“ rief Donnor, indem er Mac-Nab am Arme nahm; „ich werde sie finden, und wären sie selbst in den Händen des tausendköpfigen Dämons, der Familie! Ich kenne das, Ew. Ehren! Snail und Loo, meine beiden Kinder sind in die Schlinge gegangen und dienen in dieser schandvollen

Armee, welche unaufhörlich die Londoner Nacht belagert.... Und wenn ich auch Hungers gestorben wäre, so hätte ich das Geld, das sie mir geben wollten, zurückgewiesen, weil die Hand vom Sohne meines Vaters rein ist, Ew. Ehren, — Gott sey Dank, rein ist!... Aber für Sie, der Sie Mitleid mit mir hatten... und für die zwei kleinen Engel, die mich so oft in meinem Elend unterstützten... weiß ich nicht, was ich Alles thun könnte!..."

„Danke, Donnor, danke," sagte Stephen, „aber was hoffen Sie?

„Die kleine Loo hat ein gutes Herz," antwortete der Irländer, „und Snail ist ein gescheuter Junge... Ew. Ehren, wenn die Familie bei der Entführung der beiden Fräulein betheiligt ist, so erfahre ich es... ich erfahre, wo sie sind, und dann komme ich zu Ihnen, um Ihren Befehlen zu folgen, und Sie bei Ihren Bemühungen zu unterstützen."

Stephen drückte ihm die Hand, und Donnor, dessen durch das Elend versteinerte Physiognomie jetzt von einem Feuer enthusiastischer Aufopferung erleuchtet wurde, sprach mit jenem Ausdrucke inniger Erkenntlichkeit, den die geschickteste Heuchelei niemals nachahmen könnte:

„Sie haben ein Kleid dem armen Mädchen gegeben, das ganz nackt in Church-Street lag, Ew. Ehren, haben ein Kreuz der armen Nell versprochen; für alles das hatte ich Ihnen meinen Leib versprochen... ich werde Ihnen mein Leben schenken, wenn ich kann, Ew. Ehren, Ihnen und den Fräulein, weil Sie drei allein in ganz London Mitleid mit dem armen Irländer hatten."

Gewiß hat der Leser ein großes Verlangen, zu erfahren, was Mistreß Footes, Mistreß Crubb und Mistreß Bull, welche, wohlverstanden, an dem Fenster der Mistreß Bloomberry mit Mistreß Brown und Croßcairn auf der Lauer waren, um irgend ein Zei-

chen der Verzweiflung in dem Hause Mac-Nab zu entdecken, von dem zerlumpten schwarzen Kleid und den struppigen Haaren des armen Donnor von Ardagh gedacht haben; da uns aber über die wichtige Stelle, welche diese tugendhaften Damen in unserer Erzählung spielen, gewisse Kritiken zugekommen sind, so beschränken wir uns hier darauf, die Meinung der Mistreß Black und der Mistreß Dodd zu erwähnen, — welche gar Nichts dachten.

Donnor ging, so schnell ihn seine Beine trugen, den Trottoir von Cornhill hinab und nahm seine Richtung nach Saint-Paul. Er war immer sehr schwach, und seine jämmerlichen Beine, noch verkümmert durch langes Fasten, wankten unter dem Gewichte seines abgezehrten Körpers; ein Faustschlag Turnbull's oder Mich's hätte ihn buchstäblich wie ein Glas zerbrochen, aber sein Gesicht hatte den Ausdruck düsterer Unbeweglichkeit verloren, es war Feuer in seinen großen ausdrucksvollen, sanften Augen; die Anstrengung eines schnellen Ganges brachte flüchtige Farben auf die hervortretenden Knochen seiner abgezehrten Wangen, und der Gesammtausdruck seines Gesichtes kündigte das Feuer eines seine Kräfte übersteigenden Muthes an. Er ging mit hoher Stirn, zuversichtlichem Auge, und unterhielt sich während des Gehens mit sich selbst, nach der Gewohnheit der Leute, welche in der Einsamkeit leben und kein befreundetes Ohr haben, ihm ihre Gedanken mitzutheilen.

„O! Das ist ein guter junger Gentleman," sprach er mit der übergroßen Gesprächigkeit seiner Nation bei sich; „o! das edle Herz! . . . und die armen lieben Engel! . . . O! Gott, die Jungfrau und mein heiliger Schutzpatron mögen alle drei in ihren Schutz nehmen! . . . Daß das Unglück gerade dieses arme Haus heimsuchen mußte, das einzige in London, wo ich gute Herzen fand, die Mitleid mit mir hatten. . . Ach! ach! Donnor, Du mußt arbeiten, suchen, sterben für sie,

wenn es sein muß... Du thust es, Donnor... ja, ja, ich will es thun."

Athemlos hielt er am Ende der Fleet-Street vor Temple-Bar.

„Aber wo soll ich ihn jetzt finden, meinen verlornen Sohn Snail?" dachte er; „Gott weiß, wo er wohnt, ob er überhaupt irgendwo wohnt? ... Sehen wir nach!... Da ist das Public-House der Frau Pegin Before Lane... aber es ist Abend, Theaterstunde — da ist das Tempelasyl, aber ich habe das Losungswort nicht, man wird mich nicht hineinlassen... und dann trinkt und kurzweilt Snail sich lieber, als daß er in einem Keller schlaft... Ach! da ist ja Shakspeare's Spiritshop zwei Schritte von da... meine armen Beine sind der Ruhe sehr bedürftig."

Donnor ging wieder weiter, wandte sich auf die linke Seite der Saint-Clemenskirche und lenkte dann in Wych-Street ein, wo Shakspeare's Spiritshop liegt, in ganz London als das Stelldichein aller Diebe bekannt.

In diesen Tagen sah man noch über dem mit grellen Farben überstrichenen Vordertheil ein sehr famoses allegorisches Zeichen, einen Fisch und einen Vogel in einer Glaskugel.

Wir glauben kaum, daß die Stammgäste Shakespeare's dieser symbolischen Andeutung bedürfen, um sich vor Newgate und der Deportation zu fürchten.

Diese berühmte Rookery*) war damals wie noch jetzt ein Public-House von noch ziemlich gutem Aeußern und lag mitten in Wych-Street, ungefähr dreihundert Schritte von der Saint Clemenskirche entfernt. Seine Kunden sind mit Ausschließung jeder andern Klasse von Bürgern, Leute der Polizei und Diebe.

---

*) Eigentlich Krähengeniste. Das Wort ist aus der Gaunersprache in die gewöhnliche übergegangen, und man braucht rook Saatkrähe gern, um einen Gauner zu bezeichnen.

Diese zwei Kasten, welche Narren für Todfeinde halten, leben hier in vollkommenem Einverständniß, und erweisen einander jene Aufmerksamkeiten, welche eine gegenseitige Achtung verlangt.

Nur von Zeit zu Zeit schnappt ein Polizeimann in übler Laune einen Dieb weg. Die Umstehenden rühren sich nicht. Es ist ganz in der Ordnung, und solche kleine Unfälle können Jedermann passiren.

Wir verstehen unter Jedermann natürlich die Leute, welche den Shakspeare besuchen. Die Londoner Polizei würde reichliche Thränen vergießen, wenn durch ein unmöglich vorherzusehendes Unglück dieses Muster von Rookery zu Grund gehen sollte. Dieses Public-House dient ihm wirklich als Röhrkammer, sie darf nur ihre gekrümmte Hand hineinstrecken, um auf's Gerathewohl von Zeit zu Zeit ein ganzes Gericht, ganz geputzt und hergerichtet, für den Assisenhof herauszufischen. Und in allen Ländern gibt die Polizei gern Beweise ihres Eifers, ohne auf die Süßigkeiten des habituellen far niente zu verzichten. Donnor trat eiligst in das Comtoir und ging möglichst schnell vor dem feisten Wächter der Zahlbarkeit des Public-House vorüber. Dieser hatte gute Lust, ihm die Thür des Parlours zu verwehren; aber die Diebe in London müssen sich oft seltsam maskiren, und unser Mann besann sich eines Bessern, weil er befürchtete, irgend einen Banditen von Wichtigkeit, der sich unter diesen elenden Lappen versteckt haben konnte, vor den Kopf zu stoßen.

Es war jetzt ungefähr vier Uhr Nachmittags, das Parlour der Rookery war beinahe leer, nur zwei oder drei Verschläge waren besetzt, und in einem derselben spielte Meister Snail in dem famosen Gentlemans-Kostüm, das er zwei Tage vorher auf Befehl des guten Kapitäns Paddy O'Chreane in Harte Street gekauft hatte, mit ernster Miene Whist mit Tom Turnbull und noch zwei andern Leuten der Familie.

Tom Turnbull hatte die Stirn mit einem Sacktuch

verbunden, übrigens behielt er keine andere Spur von dem furchtbaren Kampf in der Pfeife und dem Krug. Der dicke Mich, weniger glücklich, oder empfindlicher, war unter den Händen eines Chirurgen.

In einem Verschlag vor einem Spiegel, der an der Wand hing, machte die kleine Loo ihre Toilette für die Abendpromenade. Sie hatte die reiche Fülle ihrer blonden Haare in Locken geordnet und fuhr mit einem Schminkbällchen über ihre blassen Wangen.

Das Tageslicht, ihre abgezehrten Formen beleuchtend, machte die Verheerungen des Lasters an diesem erbarmungswürdigen Opfer vorzeitiger Liederlichkeit noch sichtbarer und schrecklicher: die gelblichte Bläffe des armen Kindes trat unter ihrem Roth hervor und keine Schminke konnte den bläulichen tiefen und breiten Kreis maskiren, den Trunkenheit, Wachen und Leiden unter ihren großen verwilderten Augen gezogen hatte. So oft sie ihre Arme über ihren Kopf erhob, verursachte die Anstrengung ihrer kranken Brust ein schmerzliches, heiseres Keuchen, sie hielt inne und trank Gin.

Wenn sie getrunken hatte, lief ein neuer Lebenshauch durch ihre kleinen steifen Glieder hin, sie lächelte und sang mit wehmüthiger Stimme ein Stückchen von unzüchtigem Inhalt.

Die Unglückliche allein schon gab ein vollständiges, trauriges, schmähliches Gemälde von der schnellen Erniedrigung, in der ein Theil der armen Jugend in London dahin stirbt. Jedes ehrliche Herz wäre von tiefem Schmerz erfüllt worden von dem Anblicke der unreifen Priesterin der englischen Venus, aufgerieben durch die unnatürlichen Anstrengungen ihrer Nächte der Schande, wie sie die Agonie durch Trunkenheit bekämpfte und unter dem herzzerreißenden Röcheln ihrer erhitzten Lunge sorglos sang. Aber man darf hier nicht mit dem Mitleid Verachtung oder Unwillen verbinden. Grausam und verrückt wäre derjenige, welcher ohne Weiteres das Schlachtopfer anspucken würde, statt seinem Henker

all seine Verachtung, seinen Grimm, seinen Haß zu bewahren. Der Mann, welcher fühlt, schenkt diesen unglücklichen Kindern, welche die Hand des Lasters gebrandmarkt hat und tödtet, eine Thräne. Der Mann, welcher denkt, sucht Abhülfe gegen diesen scheußlichen verderblichen Aussatz. Der kräftige Mann entrüstet sich und wendet sich gegen das Ungeheuer, das so sein eigenes Geschlecht schändet, gegen das bis ins Mark verfaulte Volk, gegen die große ausgeschämte Hure, die Hauptstadt, deren kolossale Verderbniß, eines Tags an's Licht gestellt, die Welt in Schrecken setzen und damit enden wird, daß sie gleich Sodom unter der zu schweren Last ihrer Schandthaten in den Abgrund stürzt. Es gab zu dieser Zeit in London einen Mann, welcher fühlte, dachte und kräftig war. Dieser Mann hatte einen durchdringenden Scharfblick und Sinn für das Recht; er sah das Uebermaß des Uebels und hob zu dessen Bekämpfung einen Arm, mächtig genug ein Reich umzustürzen. Aber vielleicht will die Gottheit ein reines Herz bei den Dienern ihrer Rache, und dieser Mann hatte oft aus dem Verbrechen eine Waffe gegen den Feind gemacht, und war, um zu steigen, auf den Rücken seines riesenhaften Feindes getreten.

Während die kleine Loo singend und trinkend sich putzte mit dem abgeschossenen Flittergold, das zu ihrer Abendtoilette diente, verfolgte Snail, in seinem Gentleman's-Kostüm, wie sich denken läßt, seine Whistpartie mit seinen drei Kameraden, welche ihn betrogen.

„Drei und die Bilder," sagte er, die Karten mischend, „markiret sieben, Kameraden! Wer würde sagen, wenn er mich so dir gegenüber spielen sieht!, daß du meinem Schwager Mich beinah den Garaus machtest? ... aber ich bin ein Mann, bei Gott! und der Teufel hole Mich!"

„Armer Mich!" ließ sich Loo aus der Ferne vernehmen, „seit drei Tagen hat er mich nicht mehr geschlagen!"

„Trink', Schwester Loo, trink und singe, und laß uns Männer ruhig weiter spielen!"

Das Spiel begann und wurde beendigt. Man betrog Snail vergeblich, er gewann immer.

„Markire zwei weitere Points, Tom!" sagte er, „meine hübsche Madge hat mir heute Nacht eine Geschichte von allen Teufeln erzählt, ich will des Teufels seyn, wenn ich ein Wort davon verstehe... Sie sagte, die Lords der Nacht hätten den Elephanten Saunters, den alten Riesen vom Circus von Astley gekauft, um eine Mine unter den Palast des Königs zu graben."

„Nicht unter den Palast des Königs," erwiderte Charlie, der dicke Waterman, „unter das Magazin der Kronjuwelen in dem Tower."

„Ein guter Gedanke!" rief Snail; „aber der Elephant wird lange graben können, das Magazin ist mitten im Tower und der Tower ist groß."

„Pah!" rief Turnbull, „Narrheiten, gebt auf eure Karten Acht, ihr Andere!"

„Man kann sprechen, während man spielt, denk ich, Kamerad Turnbull," versetzte Snail mit Wichtigkeit; „Geht einmal und seht, ob die Gentlemans in den Klubbs ein ganzes Spiel machen, ohne in Bequemlichkeit zu sprechen. Seht, meine Frau Madge erzählte mir darüber Wunderdinge; ich wollte, sie wäre da, aber sie hat sich heute Morgen eingeschifft, um frische Gemüse und Fleisch nach dem Kean zu bringen, der gestern oberhalb Greenwich Anker geworfen hat, sie sagte, daß Saunders so viel arbeite, als zwölf Männer, aber er ist auch groß dafür! meine Jungen!"

„Zwölf Männer wie du, geschwätziger Schneck," brummte Tom.

„Als ich und du, Turnbull, es ist da in Wahrheit kein großer Unterschied,... wir sind beide lustige Kameraden!... was diesen Saunders anbetrifft, so gebe ich, beim Henker! eine halbe Guinee, um ihn in Arbeit zu

sehen, du erinnerst dich, wie er letztes Jahr im Cirkus von Astley ein Pferd aufgehoben hat."

„Mag er aufgehoben haben was er wollte, du nachgebornes Kind vom Teufel!

Ich fordere Pique, Tom... und spiele Kreuz, der Kapitän Paddy ist, müßt ihr wissen, der Cornac des Elephanten, ich will ihn bitten, mich ihn sehen zu lassen."

„Wahr ist, daß es ein artiges Stückchen sein muß," bemerkte Charlie, „aber wenn man die Kronjuwelen stiehlt, was kommt davon an uns?... einige Schillinge?... Ach, wenn Sr. Ehren nicht gekommen wäre, so hätten wir jetzt die Banknoten des Mister Smith!"

„Und was für ein Knirbs!" rief Tom.

„Was für ein Spaß!" sagte Snail...

Loo hustete in ihrem Verschlag, und ihr Auswurf färbte sich mit Blut.

„Ich habe keinen Gin mehr," murmelte sie, dann fuhr sie mit den Händen auf die keuchende Brust deutend fort:

„Das Feuer kommt wieder... das Feuer, ich habe Feuer da drinnen."

In diesem Augenblick wurde plötzlich die Thür des Parlours geöffnet, und Donnor von Ardagh trat ein.

„Halt, halt," rief Snail, ohne sich irre machen zu lassen; „da ist mein Vater!... du würdest wohl daran thun, deinen Hut abzunehmen, Tom, Turnbull! Schwester Loo, mach deine Reverenz, wenn ich bitten darf..."

15.

Donnor.

Bei dem Anblick Donnor's von Ardagh und seiner zerlumpten schwarzen Kleidung war die erste Bewegung

der in dem Parlour der Rookery versammelten Banditen, zu lachen, aber in dem ehrlichen Gesicht des armen Irländers lag etwas, das Theilnahme erregte, und, verbunden mit Snail's Worten, den Ausbruch ihrer lärmenden Heiterkeit beschwichtigte.

„O! O! das ist dein Vater da, Snail?“ fragte Tom, seinen Hut berührend: „der Teufel!...“

Der dicke Charlie und die andern Spieler nickten freundlich mit dem Kopf.

„Ja, das ist mein Vater, mein braver, lieber Vater, der mit uns trinken will! bei Gott!“

Donnor war mit eiligem Schritte so weit vorgetreten, als sein Anlauf gedauert hatte; aber er war erschöpft, er ließ sich auf eine Bank nieder und suchte mit seinen Händen den Schweiß von seiner Stirn zu trocknen.

„Willst Du trinken, Daddy?“ fragte Snail, „ich stelle Dir hier diese drei Gentlemen vor, die meine Freunde und Kameraden sind!“

Die drei Gentlemen machten ihre Knikse.

„Wenn meine Frau Madge nicht auf dem Wasser wäre, bei Gott! so würde ich sie dir gleichfalls präsentiren, Daddy!“

Donnor antwortete nicht und betrachtete seinen Sohn mit stummem Erstaunen. Snail's Ton war gleich zu Anfang des Auftritt's ohne alle Beimischung respektwidrigen Scherzes gewesen. Der kleine Schalk hatte es so weit gebracht, daß er alle diese Sottisen mit der einfältigsten Miene machen konnte.

„Ich habe keinen Durst,“ sprach endlich der Irländer mit Anstrengung; „Du hast schöne Kleider, Snail.“

„Ja, Daddy... ich bin mit meinem Schneider nicht unzufrieden.... Ich denke meine Toilette gibt denen andrer rechten Leute Nichts nach.

„Arme Nell!“ murmelte Donnor.

Snail hörte es nicht. Wenn er es auch gehört hätte, so würde er nicht begriffen haben, welch bitterer

Schmerz in der Erinnerung an eine keusche Gattin im Angesichte eines verlorenen Sohnes liegt.

„Daddy," begann er wieder im Tone guten Einverständnisses, den ein durch ehrliche Mittel emporgekommener Sohn gegen seinen arm gebliebenen Vater annehmen würde: du sorgst nicht genug für Dich! du bist so mager, wie ein Wetterableiter, Daddy... hab' ich nicht Recht, Tom?... der Teufel! Du läßt mich als einen undankbaren Sohn erscheinen!"

„Lassen wir das, mein Kind!" sprach Donnor mit wehmüthigem Ernste; „ich bin nicht gekommen, um mich hier mit mir zu beschäftigen... Wo ist denn Deine Schwester Loo?"

„Loo!... bei Gott! Ich hab's nicht vergessen, Daddy... Du hast Recht... Ich hatte sie aufgefordert, Dir die schuldige Auswartung zu machen... Sie ist vielleicht betrunken, Daddy, siehst Du!... doch ist das noch das geringste!... Sie muß ihre arme Brust anfeuchten... Aber wo Teufels ist sie denn?" fuhr er fort, indem er das Parlour mit seinem Blicke durchlief.

Loo war verschwunden.

„Das ist zum Beispiel nicht in der Ordnung," fuhr Snail in feierlichem Tone fort. „Seht, Freund Tom, das hätte ich nie von meiner Schwester Loo geglaubt... Hölle und Teufel! Man muß auch Lebensart haben... Loo! Schwester Loo!"

„Schon recht, Snail," sprach der Irländer, „ich spreche Dich allein.

„Nein, nein, Daddy; Loo muß lernen, wie man sich zu betragen hat... Sie ist die Schwester eines Gentleman und nicht von der Straße aufgelesen... Loo! Schwester Loo!"

Man hörte das erstickende Geräusch eines krampfhaften Hustens, den man zu unterdrücken suchte.

„Ei, ei, das wußt' ich wohl!" rief Snail; „sie ist in irgend einer Ecke umgefallen... Wenn dem so ist,

Daddy, so siehst Du wohl, daß man Nichts dawider sagen kann... wenn man betrunken ist..."

„Das ist ein gräulicher Husten!" murmelte Donnor, welcher aufgestanden war.

„Ein arger Husten, Daddy... aber mit Gin beschwichtigt man ihn... haltet! da sehe ich das Ende ihres Kleids."

Er fuhr auf und zog Loo am Arme hinter einem Verschlage hervor. Das arme kleine Mädchen sperrte sich, die Abstumpfung ihrer Geisteskräfte hatte das schlimme Beispiel nicht so stark auf sie einwirken lassen, wie auf ihren Bruder Snail, sie konnte sich noch schämen vor ihrem Vater, den sie liebte.

Deßhalb hatte sie sich verborgen. Snail zog sie mit Gewalt aus dem Verschlage hervor und stieß sie mit den Worten hin:

„Nun Schwester Loo, beim Teufel, keine Kinderei! mach dem Daddy deine Aufwartung, Loo!"

Das Mädchen hielt sich beschämt die Hände vor die feuchten Augen.

„Vater!... o Vater!... flüsterte sie weinend.

Donnor brach das Herz. Der Anblick der charakteristischen Toilette, dieses Flitters der Schande; der Anblick der Schminke, die auf die eingefallenen Wangen aufgetragen war, auf deren Erhöhungen der Gin und die Auszehrung einen kleinen rothen Fleck getrieben hatte, der Anblick der eingefallenen krampfhaft erhobenen Brust, Alles das schnitt ihm scharf in die Seele ein. Der Finger des Todes lag auf diesem für die Orgien aufgeputzten Mädchen, sie keuchte unter ihren Thränen, und ihr verhaltener Husten führte einen röthlichen Speichel auf die farblosen Lippen.

„Sie glich doch sonst Nell," dachte Donnor „arme Nell! sie hat wohl gethan, daß sie gestorben ist!"

Loo stand noch immer unbeweglich vor ihrem Vater, und hatte ihre Augen mit den Händen bedeckt.

Donnor küßte sie auf die Stirn, indem er seinen feuchten Blick zum Himmel erhob.

„Der Himmel erbarme sich deiner, meine Tochter!“ sprach er.

„O!“ flüsterte Loo, „ich liebe Dich; Daddy... und weine, wenn ich an Dich denke... aber ich brauche Gin, um das Feuer da drinnen auszulöschen.“

Sie drückte sich die beiden Hände auf die Brust.

„Immer brennt es, immer brennt es da drinnen, wenn Du wüßtest, Daddy, wie gern ich sterben würde!“

Donnor machte eine Gebärde stummer Verzweiflung.

„Teufel!“ rief der dicke Charlie, „das fängt mir nachgerade an langweilig zu werden.“

„Der Schwarzrock da ist ein wahrer Freudestörer,“ meinte Tom Turnbull; „macht aber keinen Skandal, ihr Andern, er sieht aus, als ob er ein wackerer Mann wäre.“

„Wirklich, Dad, Du machst, daß ich weine, wie ein Kind,“ rief indessen Snail, welcher gerührt war, ohne zu wissen warum... Ein Gentleman darf nicht weinen, Hölle und Teufel! zu dem habe ich mein Battistsacktuch meiner hübschen Madge gegeben, nun, Daddy, Loo! wir haben jetzt genug Jeremiaden. Gott verdamm mich!.. es lebe die Freude!“

Snail schloß diese beredten Worte mit einem furchtbaren Miauen, das alle Anwesenden auf die Beine brachte. Trotz seinen Ansprüchen auf den Gentleman wollte Snail, bezaubert durch den hervor gebrachten Effekt, wieder anfangen, als ein Blick seines Vaters ihm den Mund schloß.

„Der Teufel hole mich, wenn man mit Dir lachen kann, Daddy,“ murmelte er.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Snail,“ sagte Donnor sanft, der sich an die Veranlassung seines Besuches erinnerte.

„Mich sprechen, Dad?... besonders, denke ich?..

was für ein Familiengeheimniß der Vater mir wohl anvertrauen will," fügte er hinzu, indem er sich gegen seine Kameraden wandte, „ich bin der älteste Sohn, seht ihr! . . . der präsumtive Erbe, meiner Treu."

„Mach Deine Geschäfte ab," sagte finster Tom Turnbull.

„Behalt mir mein Spiel, versetzte dieser . . . ich werde gleich wieder kommen; Daddy, jetzt stehe ich zu Dienst!"

Donnor führte seine beiden Kinder in den entferntesten Verschlag und setzte sich zwischen sie.

Turnbull mischte die Karten wieder.

„Die Sache ist die," sprach er mit einer Art von Ernst, „daß, wenn ich der Vater von ähnlichem Gesindel wäre und zufällig ein ehrlicher Mann, so würde ich eines am andern erdrücken!"

„Pah!" brummte Charlie, „Loo hat noch vierzehn Tage zu leben und Snail wird den Galgen nicht lange auf sich warten lassen, Du gäbst Dir vergebliche Mühe, Turnbull."

Drei Tage vergingen, der arme Donnor von Ardagh hatte in seinem enthusiastischen Eifer zu leichtsinnig versprochen, was er nicht halten konnte. Snail wußte Nichts und hatte kein Mittel, es zu erfahren, trotz seiner in der That gewaltig vorzeitigen Verstandeskraft. Die große Familie pflegte ihren untergeordneten Agenten ihre Geheimnisse nicht anzuvertrauen. Snail hatte seinem Vater geschworen, ihm in vier und zwanzig Stunden Auskunft zu geben. Anmaßend, eitel und überdieß eines guten Willens nicht ermangelnd, versuchte er es vielleicht, aber es glückte ihm nicht.

Nach drei Tagen hatte Stephen noch kein Anzeichen, das ihn hätte auf die Spur bringen können. Er wußte bloß, daß sie nicht in die Hände der Resurrektionsmänner gefallen waren. Es war ein negativer Trost, ein Vorwand zum Hoffen, eine Ermunterung,

die Forschungen und Rettungsversuche unaufhörlich fortzusetzen.

Donnor von Ardagh vertausendfachte sich. Sein feuriger Eifer gab ihm neue Kräfte. Den ganzen Tag suchte, stöberte, spähte er an allen Enden und Orten. Wenn der Abend kam, so gab er Stephen Rechenschaft von den Anstrengungen des Tages, und da seine Anstrengungen vergeblich waren, klagte er sich selbst bitterlich seines Unvermögens an.

Auf dem ganzen Erdenrunde gibt es keine zwei Völker, die so sehr verschieden von einander wären, als die Engländer und die Irländer. So würdevoll bis zum höchsten Ernste, so zurückhaltend bis zur Kälte, so auf sich bedacht bis zum Egoismus, der in beiden Welten für ihren Namen sprichwörtlich geworden ist, Jene sind so zuvorkommend, mittheilsam, eifrig, dienstfertig und immer bereit, sich Andern zur Verfügung zu stellen, sind diese.

Diese liebenswürdigen Eigenschaften sind bei dem Irländer zwar mit einer gewissen thörichten Uebertreibung begleitet. Er will für einen Freund von einem Tage die Hand in's Feuer halten und wirft Einem nach viertelstündiger Bekanntschaft das Anerbieten seiner Börse und seines Herzens an den Kopf.

Man kann sein Herz annehmen: es ist gut, wenn auch wandelbar, unbesonnen, vergeßlich; aber wir könnten uns nicht recht entschließen, seine Börse in Anspruch zu nehmen. Wir wollen ihm nicht zu nahe treten, nein, wenn er eine hat, so glauben wir aufrichtig, daß er sie gerne öffnen würde.

Der Engländer dagegen hat immer eine Börse, aber er öffnet sie nicht, außer um mit einem Mal an einem Tage, wo ihn die Laune ankommt, sein Einkommen von zwei Jahren mit dem lärmenden Uebermuth einer groben, brutalen Ostentation hinauszuwerfen. Wenn die Times in ihren unermeßlichen Kolonnen die Namen aller der mildthätigen Leute einregistrirten,

so sollte man meinen, daß die Engländer sich mit Almosen zu Grunde richteten.

So sind sie auch sehr eingenommen für Associationen zur Wohlthätigkeit, wo das Almosen unter großem Aufsehen gegeben wird, und Jeder das Recht hat, den Betrag seiner Gabe aufzuzeichnen.

Es wird nicht viele Engländer in dem Himmelreiche geben.

Der Engländer ist ein guter, ehrlicher Handelsmann; sein Wort gilt soviel als seine Unterschrift, und diese ist zuverläßig; er läßt sich nie leichtsinnig in etwas ein. Der Irländer befolgt unglücklicher Weise nicht diese Methode. Wenn er ein Geschäft macht, was er selten thut, so spielt er aufs feinste; verspricht, ohne zu halten, und läßt seine Wechsel protestiren.

Auch außer dem Verkehr ist der Engländer immer Kaufmann; es gibt Wucherer selbst unter den Lords; der Irländer dagegen ist Mensch. Alle edeln Gefühle finden sich in ihm. Er liebt, er opfert sich auf, und seine Erkenntlichkeit, wenn sie aus der Atmosphäre der Vergeßlichkeit und Unbesonnenheit, in der sein kindliches Gemüth schwimmt, hervortaucht, trägt ganz den Charakter der Leidenschaft.

Wenn England einmal das Ziel seiner Wünsche erreichte und zur Weltherrschaft gelangte, so würde die Menschheit bald an dem Spleen sterben. Wenn Irland ein Volk würde und an die Spitze der Nationen träte, welch fröhliche meetings würde man da aller Orten sehen! New-York würde mit Berlin, Canton mit Paris Brüderschaft trinken, und Tag und Nacht würde auf dem ganzen Erdenrund Polka getanzt.

Man kennt die maßlose Ungerechtigkeit England's gegen Irland. Die Rechnung wird eines Tags ausgeglichen, und dem John Bull, der sich auf der andern Seite des Georgskanals unter der Weide seiner tausend feisten protestantischen Kirchenpfründner mästet, wird seine Portion etwas beschnitten werden. Daniel O'Con-

nel hat jetzt schon Mühe, zu verhindern, daß die langen Zähne Irlands, durch ein Fasten von zwei Jahrhunderten gewetzt, nicht beißen.

Indessen ist bemerkenswerth der bissige Haß des protestantischen Engländer's gegen den katholischen Irländer. Man könnte sagen, daß die Ersteren merken, daß ihre verhaßte, wucherische Tyrannei ihrem Ende naht. Wenn der Henker haßt, so fürchtet er sich vor seinem Schlachtopfer.

Was die systematische Verachtung betrifft, welche die Hauptstadt so lange gehegt hat, so werden die Ereignisse selbst sich dafür rächen.

Donnor von Ardagh war ein ächter Irländer, aber die seinem Stamme eigenthümlichen Fehler waren bei ihm durch eine Art angeborner Melancholie gemildert. Er war nicht ganz frei davon, und vielleicht hatte er mehr als einmal in seinem Leben die vergeßliche Veränderlichkeit des Nationalcharakters gezeigt. Aber hier hatte ihn die Hand seines Wohlthäters aus einer so großen Noth gerissen! Das Leben hatte man ihm zum Almosen gegeben, und jetzt war seine Dankbarkeit plötzlich einem großen Unglück gegenüber gestellt. Sie hatte nicht Zeit, zu erkalten. Donnor ging sogleich an's Werk. Obgleich schwach an Kräften, arbeitete er wie ein Starker. War das Werk einmal begonnen, so ging es ohne Unterlaß fort. Je mehr man dient, desto mehr will man dienen, wenn man ein gutes Herz hat. Die Aufopferung steigert sich durch sich selbst, und das Menschenherz hat das erhabene Vermögen, das antreibt zu höherer Liebe, je mehr man Opfer bringt.

Jetzt war er im Geleise. Donnor gehörte Stephen mehr und vollständiger an, als wenn der junge Arzt das phantastische Anerbieten, das ihm vor der Thür der Office des Mr. Bishop in Worship-Street gemacht wurde, angenommen hätte.

Unglücklicher Weise war das Können des armen Irländers bei Weitem nicht so groß, als sein Eifer.

Stephen rang mit seiner ruhigen Energie und seinem kaltblütigen Muthe mit dem Unglück, das ihn überwältigen wollte. Seine Mutter, durch den gräßlichen Schlag, der sie so unversehens traf, daniedergeworfen, hütete das Bett, und Mac-Nab theilte die Zeit, die ihm seine thätigen Forschungen ließen, zwischen dem Krankenbett der alten Dame und dem Frank Perceval's.

Dieser Letztere war auf dem Wege der Besserung, und der alte Jack freute sich, jeden Morgen berichten zu dürfen, daß es ein Wenig besser gehe.

Dieser wenigstens wird die Devise des großen Schildes — Mors ferro nostra mors!*) — eine immerhin schöne, aber unerwünschte Devise — Lügen strafen... Wir haben Sr. Ehren daraus gerettet, Gott sei gepriesen!

Seit jener Nachtwache, welche der verhängnißvollen Nachricht vorherging, jener Nacht, in welcher das Selbstgespräch des zumal durch seine Eifersucht und seine Erinnerungen beunruhigten Stephen auf eine so außerordentliche Weise mit dem Traume Perceval's zusammengetroffen war, hatte der junge Arzt nicht mehr Zeit gehabt, sich mit seinem Freunde zu unterhalten. Seine Besuche waren seit drei Tagen nur kurz gewesen, und er hatte sich beeilt, seinen Dienst als Arzt zu thun und sogleich sich entfernt, um seine peinlichen Forschungen fortzusetzen.

Indessen hatte er seine Absicht, Perceval zu fragen, nicht aufgegeben. Sein Wunsch hatte sich im Gegentheil gesteigert durch die traurigen Begebnisse, die er in dieser Zeit erlebte, weil die Entführung der beiden Schwestern sich durch ein ungewisses und ihm selbst unerklärliches Band an den Gegenstand seiner düstern Betrachtungen während der Nachtwache knüpfte.

*) Der Tod durch's Schwert ist unser Tod!

Oft hatte er sich seit drei Tagen gesagt, daß der Unbekannte in Temple-Church bei der Entführung nicht betheiligt sei.

Dieser Gedanke hielt nicht Stich vor seinem Verstande: denn das Benehmen Eduard's während dieses Abends, welcher gleichsam der Vorläufer all des Unglücks für den armen Stephen war, zeigte deutlich, daß er die beiden Schwestern nicht kannte. Warum sollte überdieß, wenn man die Bekanntschaft auch annahm, der unbekannte Träumer die beiden Mädchen entführt haben? Räuber seines Gelichters begnügen sich vorerst mit einer Beute, und treiben ihre Vorsicht nicht so weit, daß sie sich eine Reserve von Geliebten anlegen.

Stephen wiederholte sich vergeblich alle vernünftigen Gründe; er glaubte nicht daran. Er war einmal entschlossen, den imposanten Unbekannten von Temple-Church zu hassen, und die Schotten sind beinahe ebenso eigensinnig, als die Wallliser.

Am Abend des dritten Tages verließ er in der Dämmerung seine Mutter und machte sich auf den Weg nach Dudley-House, entschlossen, Alles zu versuchen, um zu entdecken, was der Traum Perceval's mit seinen eigenen Vermuthungen gemein hätte.

Dieß seltsame Zusammentreffen, diese Begegnung des Traums und des Wachens konnte nur Zufall sein; aber ...

Aber so ließe sich am Ende Alles mit dem Worte Zufall erklären.

„Nun, Freund!" rief Perceval, sobald Stephen in das Zimmer getreten war, „was bringst Du heute Neues?"

„Nichts!" antwortete Stephen traurig.

„Armer Mac-Nab! Wie sehr wünschte ich auf zu sein, um Dich in Deinen Nachforschungen zu unterstützen! ... Ach, jede Minute läßt mir das Uebel, das dieser Marquis von Rio Santo angerichtet hat, größer

erscheinen! . . . Meinst Du nicht, Stephen, daß ich morgen aufstehen könnte?"

Stephen fühlte ihm den Puls.

„Vielleicht!" war seine Antwort; „es geht besser, Perceval; man darf nicht mehr fürchten, Dich sprechen zu lassen . . . und ich habe wichtige Fragen an Dich zu thun."

„Fragen?" wiederholte Frank verwundert, „ich bin bereit, zu antworten, aber was kannst Du mich fragen wollen, das eines so feierlichen Eingangs bedürfte?"

Stephen versuchte zu lächeln.

„Mein Gott!" sagte er; „meine Traurigkeit prägt sich auf alle meine Worte und Handlungen ab, Frank . . . aber das, was ich Dich fragen will, ist Nichts weniger als feierlich. . . Im Gegentheil handelt es sich um einen unbedeutenden Gegenstand, der sein ganzes Interesse nur einer schrecklichen Erinnerung, der Ermordung meines Vaters, verdankt, welche eine neuerliche Begegnung in mir wieder aufgefrischt hat. . . Das ist Alles, Perceval."

Stephen erzählte jetzt seine düstern Gedanken, während er am Bette seines verwundeten Freundes wachte. Er sprach von seiner Eifersucht, von dem Unbekannten in Temple-Church und seiner Aehnlichkeit mit dem Mörder seines Vaters.

„Etwas fehlte noch zu dieser Aehnlichkeit, Frank," fuhr er fort. „Etwas, von dem ich mir nicht Rechenschaft geben konnte, und Du hast im Traume meiner Ungewißheit ein Ende gemacht.

„Wie so?" fragte Frank.

„Ich suchte den Zug, das Merkmal, das ihm mangelt, um dem Mörder vollkommen zu gleichen . . . und Du hast das Mangelnde ausgesprochen . . ."

„Ah! . . ." rief nachläßig Perceval.

„Du sagtest: Die Narbe! . . ."

„Die Narbe!" wiederholte Frank, erbleichte und richtete sich halb im Bette auf.

„Du hast dann die Narbe beschrieben ...“

„Ah!“ rief Perceval wieder, aber dieß Mal nicht mehr gleichgültig. „Und ... sag' mir, Stephen ... habe ich den Namen des Marquis von Rio Santo ausgesprochen?“

„Nein,“ antwortete Stephen, der sich jetzt seinerseits verwunderte; „Du weißt also, was ich sagen will?“

Frank wandte sich gegen das Porträt der Miß Harriet Perceval, das die letzten Strahlen der Sonne verklärten.

„Ja, Stephen, o ja,“ murmelte er mit schmerzlicher Aufregung; „ich weiß, was Du sagen willst ... Arme Schwester! ... Dieser Traum kommt mir oft in den Sinn ... 's ist ein furchtbarer Traum! ...

16.

Auf der Landstraße.

Der Blick, den Frank Perceval auf das Bildniß seiner Schwester warf, war so schmerzlich, seine letzten Worte so voll der tiefsten Traurigkeit, daß Stephen ein verlegenes Stillschweigen beobachtete, indem er fürchtete, unwillkürlich herbe Erinnerungen aufgefrischt zu haben.

Er täuschte sich nicht. Seine Frage hatte eine schwerere Wunde wieder geöffnet, als diejenige war, die ihm Rio Santo's Degen gestoßen hatte.

Frank streckte ihm die Hand entgegen und begann:

„Du bist mein einziger Freund, Stephen, und ich bin Dir Vertrauen schuldig; ... aber es gibt gewisse Schmerzen, über die man gern einen Schleier zieht... gewisse Wunden, die man nicht aufdecken darf...“

„Frank," unterbrach ihn Mac=Nab, „entschuldige mich, ich bitte Dich darum, sprich kein Wort mehr!"

„Ich leide sehr, wenn ich davon träume," begann wieder langsam Perceval, welcher auf Stephen's Worte gar nicht gehört zu haben schien; „arme Harriet! . . . sie war jung . . . und schön . . . und glücklich, Stephen! . . . rücke näher zu mir heran . . . noch näher . . . ich will Dir sagen, warum meine Schwester Harriet gestorben ist . . . Dir allein, hörst Du, Mac=Nab?"

Er hielt inne und schien einen Augenblick ganz in seine Erinnerungen versunken. Stephen wartete.

„Es ist eine seltsame Geschichte," fuhr Perceval fort, „seltsam und voll von Abenteuern, welche nur in das Gebiet des Romans zu gehören scheinen, ach! und doch ist Alles daran wahr! . . . manchmal zweifle ich, so sehr gleichen meine Erinnerungen den tollen Ausgeburten eines Traumes . . . aber mein Zweifel bricht sich an dem Marmor eines Grabes, Mac=Nab. Es war vor zwei Jahren, als Harriet, von Henry Dutton, Lord Sherborne, welchen sie liebte, zur Ehe begehrt wurde, und das Ende der Saison bei unsrer Mutter zubringen wollte. Wir reisten in den ersten Tagen des Juli nach Schottland, aber Harriet war ein edles Mädchen, wir liebten einander. Du weißt es, Stephen, denn ich sprach sonst manchmal mit Dir über sie, wir liebten beide einander mehr, als sich Bruder und Schwester in dem gewöhnlichen Leben zu lieben pflegen. So war denn auch die Reise unterhaltend und angenehm. Wir saßen allein in einem gut bespannten Wagen, wir plauderten von der Zukunft, von unserer Liebe, von Lord Sherborne, von Mary Trevor . . . O! Stephen, die Zeit verging uns schnell; wir verwünschten nicht die schlechten Wege der Grafschaften des Nordens, wir fuhren über die Gränze.

Es war ein herrliches Wetter, und als wir nach

Annan kamen, schlug es auf dem Thurme der alten Kirche zehn Uhr.

„Wir wollen noch bis Lochnaben fahren," sagte Harriet zu mir.

„Ich that immer mit Vergnügen, was ihr zu gefallen schien, Stephen."

„Fahren wir denn bis Lochnaben," antwortete ich, „wir bitten dann Herrn Mac-Farlane, den Oheim meines Freundes Mac-Nab, um ein Nachtlager."

Die Pferde unseres Wagens wurden gewechselt, und wir begaben uns, von einem schottischen Postillon gefahren, wieder auf den Weg.

Von Annan nach Lochnaben — Du weißt es besser, als ich, Stephen, da es Deine Heimath ist — führt der Weg durch wunderschöne Gegenden. Wir betrachteten, meine Schwester und ich, jede Minute wieder entzückt, neue Ansichten. düster, reizend oder großartig, denen das Silberlicht des Mondes phantastische Zauber verlieh.

Aber wir kamen nur langsam weiter, weil die guten Straßen in diesen Gegenden selten sind. Meine Uhr wies bereits Mitternacht, als wir noch zwei Meilen von Lochnaben waren.

Dessenungeachtet waren wir keineswegs beunruhigt. Harriet freute sich sogar über die Verspätung, welche die Genüsse dieser schönen Nacht verlängerte. Arme Schwester! Diese Nacht lächelte sie zum letzten Mal.

Ich hatte eben meine Uhr wieder eingesteckt, als unser Wagen heftig an einen über den Weg liegenden Gegenstand stieß. Er überstieg dieses erste Hinderniß durch die gewaltige Anstrengung der Pferde, aber nur, um zwanzig Schritte weiter mit um so größerer Gewalt in einen Graben zu stürzen, der die ganze Breite des Weges einnahm.

Weder Harriet noch ich war verwundet. Der Postillon fluchte einen Rosenkranz schottischer Flüche ab, schalt auf die Wegaufseher der Regierung, welche,

unter dem Vorwand, die Wege auszubessern, wahre Fallen grüben, um arme Reisende darin zu fangen.

Dieser Graben war wirklich in allem Ernst eine Falle, Stephen; aber ich habe allen Grund zu glauben, daß er nicht von den Agenten der Regierung gegraben wurde. Was das erste Hinderniß betrifft, das unserm Wagen aufgestoßen war, so war dieß ganz einfach ein Baumstamm, der absichtlich über den Weg geworfen war.

Wir stiegen ab. Ich ließ die erschrockene Harriet auf den Rasen sitzen, und wollte den Wagen untersuchen. Nach meinem Dafürhalten hätte er wohl noch weiter fahren können. Der schottische Postillon aber erklärte, und betheuerte es mit unzähligen Flüchen, daß ein Weiterreisen unser Leben auf's Spiel setzen hieße.

Ich hatte keinen Grund zum Mißtrauen, Stephen, und glaubte ihm...

Die Nächte sind frisch auf der andern Seite des Solway. Als ich wieder zu Harriet kam, fing sie vor Frost an zu zittern.

„Wo bleiben wir über Nacht, Frank?" fragte sie mich.

Das war mehr, als ich sagen konnte, und ich stellte die Frage an unsern Postillon, der mir antwortete:

„Da ist auf der andern Seite der Anhöhe das Schloß des Laird's, Ew. Ehren; aber der Teufel hole mich, wenn Duncan von Leed zu dieser Stunde der Nacht sich die Ungelegenheit machte, uns einzulassen."

„Ihr waret so nahe bei Crewe?" unterbrach ihn Mac-Nab.

„Wir waren höchstens tausend Schritte vom Hause Deines Onkel's, Stephen, und noch jetzt, wenn ich tausend Schritte sage, richte ich mich bloß nach der Angabe unseres Postillon's; denn ich glaube, daß wir viel näher dabei waren."

„Fahre fort," sprach Stephen; „ich werde sehr

leicht durch den Verlauf Deiner Erzählung die Stelle errathen, wo euer Wagen hielt. Kenne ich nicht jeden Zoll des Terrains zwischen Annan und Crewe?

Perceval fuhr fort:

„Gibt es in der Umgebung kein anderes Schloß, als das des Laird's?" fragte ich den Postillon.

„Ich wußte damals nicht, daß derjenige, den man den Laird nannte, Mac-Farlane war."

„Es gibt wohl noch nördlich von dem Schlosse die Meierei von Leed," antwortete der Postillon; „aber da führen wir eben so gut bis nach Lochmaben ... ich weiß nur noch das Haus Randal's ..".

„Das Haus Randal Graham's!" ... rief Stephen.

„Du kennst dieses Haus, Stephen? fragte Frank.

Ob ich dieses Haus kenne! ... o ja, ich kenne es ... hier war es, wo mein Vater ermordet wurde" ...

„Hier war es, wo meine Schwester entehrt wurde!" sprach Perceval mit tiefer, verhaltener Stimme.

Es trat ein Augenblick schmerzlichen Schweigens zwischen den beiden Jünglingen ein. Frank hatte sich halb aufgerichtet und kreuzte seine Hände über der Decke. Sein edles Gesicht, durch Kummer gebleicht, hatte den Ausdruck herber Traurigkeit. Stephen stützte den Kopf auf seine Hand.

„Das ist ein seltsames Zusammentreffen!" sprach endlich Perceval.

„Dann fuhr er plötzlich fort, indem er die Augen auf seinen Freund heftete:

„Stephen, würdest du für deinen Onkel Mac-Farlane stehen?"

„Ich begreife dich nicht!" sprach mit leiser Stimme der junge Arzt voll Erstaunen.

„Du traust ihm, sehe ich" begann wieder Frank, „das ist gut ... ich bitte Dich mich wegen meiner Frage vor Ende der Erzählung nicht zu Rede zu stellen ... ich hoffe, daß aus dieser Erzählung auf Beide einiges Licht

fallen wird: denn der Mörder deines Vaters, Stephen, muß auch der Henker meiner Schwester sein."

„Ich glaube es, versetzte Stephen."

„Das Haus Randal Graham's", fuhr Perceval fort, „ist, wie Du weißt, von der Straße durch ein dichtes Eichenwäldchen getrennt und erhebt sich zwischen zwei mit Holz bewachsenen Hügeln an den Ruinen der alten Abtei Saint Mary von Crewe . . . ich weiß übrigens nicht, in welcher Position das Schloß deines Onkel's in Bezug auf das Haus und die Ruinen sich befinden. Nie bin ich wieder nach diesem unheilvollen Orte gekommen."

Das Schloß des Angus Mac-Farlane ist nichts Anderes als das Hauptgebäude des Klosters von Saint Mary, es erhebt sich jenseits der Ruinen eine halbe (englische) Meile von dem Hause Randal's."

„Ah!" rief Perceval, dessen Stirn sich runzelte; „da hatte mich der Schotte belogen, und sag' mir, Stephen, weißt Du...? aber Du warst noch sehr jung, als Du die Grafschaft Dumfries verließest. Ich kenne die Ruinen wie dieses Zimmer, Frank, und habe Nichts vergessen."

„Gut! dann kannst Du mir vielleicht antworten... Hörtest Du nie von unterirdischen Gewölben, von Gängen sprechen, welche unter den Ruinen durch Randal's Haus mit dem Schlosse von Crewe in Verbindung stehen?"

„Niemals," antwortete Stephen.

„Womit stehen sie dann in Verbindung?" murmelte Frank, als ob er mit sich selber spräche.

Er fuhr dann mit lauter Stimme also fort.

„Ist denn noch ein anderes Schloß in der Nähe, als das von Crewe?"

„Mehr als zwei Stunden in der Runde keines... Aber wer hat denn Dir von diesen unterirdischen Gemächern gesagt?"

„Ich bin durch sie gekommen," versetzte Frank; „sie sind lang und in ihren weiten Krümmungen kann sich leicht ein Mensch verirren... Wir werden wieder darauf zurück kommen. Es war ein wenig über Mitternacht,

als wir an die Schwelle von Randal's Haus gelangten. Meine Schwester litt und fürchtete sich auf diesen düstern, wilden Wegen, die kein Mond mehr beschien. Ich selbst fühlte mich von einer unbestimmten Unruhe gepeinigt. Der Postillon pochte, beinahe im Augenblick hörten wir im Innern Feuer schlagen, und eine Stimme rief uns zu: „Wer da?“

Ihr gehorsamster Diener, Herr Smith, antwortete der Postillon. „Da ist ein junger Lord und seine Lady, deren Wagen über dem Loch von Roos zerbrochen ist; der Himmel segne die Leute des Königs, die bezahlt sind, die Straßen von Schottland in gutem Stand zu halten! Zerbrochen wie ein Glas, Herr Smith.“

„Und Du, wer bist Du,“ fragte die Stimme.

„O, ich bin der Postillon Saunie, Saunie von Annan, Saunie der Beller, Herr Smith.“

Die Thür ging auf, Herr Smith, ein Mensch, dessen Gesicht beinahe ganz von einem großen Lichtschirm von grüner Seide verdeckt war, empfing uns mit einem kalten und ceremoniösen Gruß.

„Mein Herr, sagte ich zu ihm, „empfangen Sie zum Voraus unsern besten Dank. Ohne Ihre Gastfreundschaft ...“

„Junger Mensch,“ unterbrach mich Mr. Smith in heuchlerischem Tone, „ich hoffe, daß weder Sie, noch die junge Dame in den Schlingen der großen Hure gefangen sind, die auf den sieben Bergen sitzt?“ *)

„Wir sind keine Katholiken, mein Herr.“

„Gott sey gepriesen, junger Mensch ... Und ich hoffe, daß die junge Dame Ihnen christlich angehört, daß sie Fleisch von Ihrem Fleische ist?“ ...

„Diese junge Dame ist meine Schwester,“ antwortete ich.“

*) Diese abgeschmackte Metapher ist in der gewöhnlichen Sprache der Presbyterianer Schottlands geblieben. Sie bezeichnet die römische Kirche.

„So!" rief Herr Smith, der nun unter seinem Lichtschirm die arme Harriet einer genauen Prüfung zu unterwerfen schien; „Maudlin!"

„Was gibt es?" rief aus der Ferne eine flötende Stimme.

„Laß zwei getrennte Zimmer richten," sprach Herr Smith.

„Mein Herr, wollte ich Ihnen entgegnen, meine Schwester ist schwach und leidend; ich wünschte sie nicht zu verlassen.

„Pfui, junger Mensch, pfui! die Nacht ist die Stunde, wo der teuflische Versucher Macht hat... die Nacht..."

„Was? mein Herr," rief ich mit Entrüstung und Ekel, „wagen Sie, zu vermuthen?"

„Das menschliche Herz ist ein übertünchtes Grab, junger Mensch," deklamirte näselnd Herr Smith;... das Fleisch ist schwach, und wenn Sie sich nicht in die Regeln meines Hauses fügen wollen, so können Sie im Mondschein übernachten."

Herr Smith empfahl sich ernst und zog sich zurück.

Einen Augenblick nachher brachte ein Diener einige Erfrischungen, welchen unser Kutscher Saunie alle Ehre anthat. Harriet und ich berührten kaum die Gerichte, die uns angeboten wurden.

„Wer ist denn dieser Herr Smith?" fragte ich Saunie.

„Oh!" rief er, „das ist der Gentleman, der so eben mit Ihnen gesprochen hat, mit dem grünen Visier auf der Nase."

„Das weiß ich wohl, mein Lieber; aber was ist es für ein Mann?"

„Was es für ein Mann ist?" wiederholte Saunie mit unschuldiger Miene. „Das ist ein Mensch wie Sie und ich, Mylord... Ich will zu Bette gehen... Seien Sie unbesorgt; morgen fährt der Wagen wieder, so gut als Sie es nur immer verlangen können.

„Harriet und ich folgten Saunie's Beispiel und zogen uns in unsere Zimmer zurück. Sie stießen an einander und waren blos durch eine geschlossene Thür getrennt, durch die wir hätten mit einander plaudern können. Ich dachte, daß es Herr Smith im Grunde noch schlimmer hätte machen können. Ich hörte Harriet sich zu Bette legen und ihre süße Stimme wünschte mir gute Nacht.

„Ich war müde. Ich warf mich ganz gekleidet auf das Bett und schlief beinahe im Augenblick ein; aber es war, wie Du weißt, Stephen, jener unruhige, leichte, halbwache Schlummer, der allen Organen die Fähigkeit der Wahrnehmung läßt.

„Dieser Schlaf ist perfid, mein Gott! man hört und glaubt doch zu träumen: So geschah es mir. Mein Fenster war zufällig offen geblieben. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, als ein Geräusch verhaltener Stimmen um meine Ohren summte. Wenn ich mir heute Rechenschaft über die Vorfälle gebe, so glaube ich, daß diese Stimmen von außen kamen, und unter meinem Fenster waren.

„Sie ist schön," bemerkte eine Stimme, in der ich die des Herrn Smith wieder zu erkennen glaubte, obgleich sie ihren Accent der puritanischen Heuchelei nicht mehr hatte.

„Ja, aber das ist nicht die junge Herzogin von ***, und der Teufel hole mich, wenn es sich verlohnt, für so eine Kleinigkeit Hemmungen in den Weg zu werfen. Das heißt ein Kaninchen in einer Wolfsfalle fangen, meiner Sechs."

„Sie ist schön," begann wieder Herr Smith, „und Sr. Ehren ist auf dem Schloß."

„Ich weiß es wohl ... Sr. Ehren wird nur einen einzigen Bissen daraus machen, aber es müssen sich fünftausend Pfund und Juwelen in dem Wagen Ihrer Gnaden des Herzogs und der Frau Herzogin von *** finden, während wir in ihrem Wagen gar Nichts gefunden haben... Für Nichts und wieder Nichts wirft man doch auch keine Gräben auf, Major."

„Ei, Freund Paulus, die Eiche und der Graben sind ja noch nicht verloren, obgleich bei alle dem die Eiche zu klein und der Graben schlecht gegraben ist, da der Wagen des jungen Laffen noch in gutem Stande ist. Die Reihe wird auch noch an Ihre Gnaden kommen."

„Ich will dem Graben noch mit dem Spaten nachhelfen lassen," brummte Paulus.

„Ich will mich mit der jungen Dame beschäftigen, sagte Smith, oder der Major; Sr. Ehren wird einen Nachtisch nach seinem Geschmacke haben ..."

„Stephen, ich hörte Alles ganz deutlich. Es entging mir kein Wort. Aber mein Verstand war umnebelt, und ich glaubte zu träumen ... So geht es auch Dir ohne Zweifel. Ich glaubte zu träumen, und doch machte ich mir meine Gedanken: ich sagte mir, daß dieser Traum offenbar durch den ungünstigen Eindruck, den Mr. Smith auf mich machte, hervorgebracht worden sei.

Dieses ungewisse Licht, das den Geist in diesen Augenblicken erleuchtet, Stephen, dient dazu, daß der Irrthum einwurzelt, so daß die Einwirkung der Außendinge, die Laute, Gerüche und sogar die Betastungen sich von selbst mit jenem Zustand von Halbsomnambolismus verbinden und dem Schlaf zu Hülfe kommen.

Ich hörte Nichts mehr und schlief wirklich ein, indem ich zu mir sagte: „Träume sind Schäume! ... Ich wette, er kommt noch einmal."

Er kam wieder, Stephen. Oder vielmehr, das abscheuliche Drama, dessen erste Scene ich mit angehört hatte, spielte sich in meiner Nähe fort.

Mein Ohr vernahm immer mit auffallender Deutlichkeit. Aber der Schlaf meiner Intelligenz fälschte die Wahrnehmungen meiner wachen Organe.

Ich hörte ein dumpfes Geräusch in der Richtung von Harriet's Zimmer, dann ersticktes Geschrei, Klagen ... dann wurde Alles still.

Immer wieder der Traum.

Kein Geräusch ließ sich mehr hören, als ich plötz-

lich durch einen jener elektrischen Schläge, welche uns manchmal im Schlafe durchschüttern, auffuhr und erwachte. Man glaubt in einen Abgrund zu stürzen, am Rande eines Absturzes — zu stolpern, was weiß ich?... Ich sprang auf den Boden. Alles, was ich im Schlafe gehört hatte, trat mir wieder vor die Seele und erfüllte mich mit unerklärlicher Angst. Ich glaubte noch nicht an ihre Wirklichkeit. Aber weiß man im Wirrwarr der Nächte, auf welchen Wegen die Furcht in unsere Herzen schleicht?

„Ich nahte mich leise Harriet's Thür und hielt das Ohr an das Schloß — Nichts!

Was erwartete ich? Was hätte ich hören wollen? Nichts. Harriet schlief ohne Zweifel. Und doch überlief mich bei dieser Stille ein Schauer.

„Harriet!" sprach ich leise.

— Wieder Nichts.

„Harriet! Harriet!" rief ich.

Immer das gleiche Stillschweigen.

Jetzt bestürmten mich schmerzliche Befürchtungen. Ich errieth die Wahrheit. Was ich für einen Traum hielt, war wirklich in meiner Nähe vorgegangen.

Ich schrie, ich schlug furchtbar mit den Fäusten an die Thür. Keine Stimme gab mir Antwort.

Haben sie sie gemordet? fragte ich mich, während ein kalter Schweiß mir auf der Stirne stand.

Ich ergriff die eiserne Stange meines Fensters, bediente mich ihrer als Hebel und sprengte Harriet's Thür. Der Mond drang durch ein Fenster ohne Vorhänge und übergoß das Gemach mit seinen Strahlen.

Das Bett meiner Schwester war leer."

17.

Ein Roman.

„Man hatte Harriet entführt,“ fuhr Perceval fort; „die Klagen, welche ich im Traum gehört hatte, waren der Nothruf meiner armen Schwester.

Ich warf mich auf das leere Bett und fuhr mit der Hand zwischen die Decken, welche noch warm waren.

Die Räuber konnten nicht weit entfernt sein; aber in welcher Richtung sollte ich suchen?

Das Zimmer, in welchem Harriet gelegen, hatte drei Thüren, von denen die eine in mein Zimmer ging; die zweite, welche ich selbst mit zweimaligem Schlüsseldruck hatte schließen hören, war noch in demselben Zustand; die dritte endlich öffnete ihren schmalen Flügel am Fuße des Bettes dem Fenster gegenüber . . .

Stephen legte seine Hand auf Perceval's Arm.

„Ich kenne dieses Zimmer,“ sagte er, „es war für mich eben so verhängnißvoll, wie für Dich, Frank . . . durch diese kleine Thür am Fuße des Bettes sah ich einmal zwei Männer eintreten, von denen der Eine Maske über dem Gesichte trug, der Andere eine Fackel in der Hand hielt . . . mein Vater schlief in dem Bette, wo später deine unglückliche Schwester geschlafen, aber fahre fort, Perceval, ich höre.“

Stephen zitterte, als er diese Worte sprach. Frank und er saßen einander gegenüber, beide blaß, beide von demselben herben und tiefen Schmerze ergriffen. Es war, als ob dieses seltsame Zusammentreffen, das die Erinnerungen an ihr Unglück an denselben Ort knüpfte, in diesem Augenblick sie einander näher brächte und die Bande ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit noch fester zöge. Aber es schien auch, daß dieser Umstand noch eine schwärzere Tinte auf die Traurigkeit eines jeden warf, und ihre Vergangenheit noch mehr verdüsterte, und unter

neuen Schmerzen auf einen einzigen Punkt zwei schreckliche Katastrophen zusammendrängte.

„Ich habe auch sonst schon von Herrn Mac Nab's Ermordung erzählen hören, Stephen," begann wieder Perceval, „aber nur unbestimmt, erzähle es mir im Getheil ... Vielleicht findet sich für beide an dem gleichen Ort verübte Verbrechen derselbe Urheber ... und ich liebe Dich genug, Mac Nab, um Dir Theil an meiner Rache zu geben."

„Und Du bist der einzige Mensch auf der Welt, Frank," antwortete Stephen, mit dem ich mich entschließen kann, den Haß gegen den Mörder meines Vaters zu theilen .. „Was thatest Du nach dem Verschwinden Deiner Schwester?"

„Ich war einen Augenblick wie vernichtet. Ich drückte meine beiden Hände krampfhaft gegen mein Gehirn; aber es wollte nicht denken. Mein irres, verstörtes Auge durchlief das Zimmer nach allen Seiten und glaubte überall Harriet's Bild zu erblicken. Das, was geschah, schien mir unmöglich.

Ich sagte mir, daß unsere Gesetze seit langer Zeit die drei Königreiche von diesen Verstecken von Räubern, deren Frechheit unsere Väter in Schrecken setzte, gereinigt hätten ... Ich sagte mir ... Aber die handgreifliche Wirklichkeit erstickte diesen wohlthuenden Zweifel.

Einen Augenblick ging ich sogar so weit, zu hoffen, daß ich verrückt sei. Ich saß am Fuße des Bettes. Dieser Moment unendlicher Verwirrung, der mich jedes Entschlusses unfähig machte, dauerte ungefähr eine Minute.

Dann rüttelte mich die Nothwendigkeit des Handelns aus meiner Erstarrung auf; ich sprang auf und stürzte blindlings in den düstern Raum, der hinter der geöffneten kleinen Thüre war.

In einem andern Augenblick hätte ich mir ohne Zweifel das Leben genommen: denn die Thür führte auf eine Granittreppe, deren hohe, enge, abgenützte Stufen in eine weite Tiefe gingen.

„O!“ ... rief Stephen, als ob er eine andere Wendung erwartet hätte. Dann fuhr er fast augenblicklich fort:

„Das ist sonderbar. Hinter der Thür, von der Du sprichst, hatte ich immer nur eine steinere Mauer gesehen.

„Ich erzähle Dir, was mir begegnete, Stephen ... und das ist übrigens nicht das erste Mal, daß man von dieser steinernen Mauer spricht ... aber in meiner Erzählung kommen noch seltsamere Dinge vor. Höre nur weiter, und Du wirst erstaunen.

„Ich war darauf losgestürzt, ohne im Mindesten von der Existenz dieser Treppe eine Ahnung zu haben. Kaum war ich über die Schwelle, als plötzlich der Boden unter mir wich ... Diese Treppe, Stephen, von der ich spreche, reicht unmittelbar an die Schwelle.“

„Zwischen der Mauer, die ich gesehen, mit meinen eigenen Augen gesehen habe, Frank,“ antwortete Mac Nab, einer ganz mit Moos bedeckten Mauer, die so alt scheint, als die Welt — zwischen der Mauer und der Schwelle ist nur Platz für zwei Menschen ... und hier, glaube ich, hatten sich die Mörder meines Vaters verborgen.“

„Gott weiß, daß ich mich nicht täuschen konnte;“ versetzte Perceval; „und jeder einzelne Umstand dieser schrecklichen Nacht ist mit blutigen Zügen in mein Gedächtniß geschrieben. Ich rann fort und konnte mich nicht mehr anhalten. So über diesen steilen Abhang hinabstürzend und kaum nebenbei einige Stufen mit dem Fuße berührend, fiel ich auf den feuchten Boden eines unterirdischen Gewölbs, wo ich einige Sekunden wie vom Blitzstrahl niedergeschmettert lag. Aber ich war nur betäubt. Ich erhob mich einen Augenblick darauf, ohne im Geringsten verletzt zu sein. Finstere Nacht war um mich her. Ueber meinem Haupte in einer sehr großen Höhe war eine schwache Helle — der Reflex der Mondstrahlen, der durch die enge Thür, durch die ich gekommen, zu dringen schien.

Einen Augenblick kam mir der Gedanke, wieder die Treppen hinauf zu steigen: denn wie konnte ich glauben, daß der Weg, den mich der Zufall geführt hatte, zu meiner armen Harriet führen würde? Dieses Gewölbe hatte vielleicht keinen Ausgang, ich wußte nicht, welche Ausdehnung es hatte.

Dunkelheit umgab mich von allen Seiten wie ein dichter Schleier.

Aber im Augenblick, wo ich den Fuß auf die erste Stufe der Treppe sezte, trieb mich ein unwillkührlicher Drang, mich noch einmal umzuwenden und die dichte Finsterniß, von der ich umfangen war, zu durchdringen.

Ich hatte ein seltsames Schauspiel, an dessen Wirklichkeit zu glauben, meine Vernunft sich anfangs sträubte. Ich schloß die Augen, um der phantastischen Erscheinung, welche sich mir aufdrang, zu entgehen und die zu bizarr war, um möglich zu sein, und mich in dem Gedanken bestärkte, daß es in meinem armen Gehirn nicht mehr geheuer sei.

Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich es wieder und unterschied es vollkommen, und statt wieder hinauf zu steigen, stürzte ich mich in die Dunkelheit des Gewölbes hinein.

In ungeheurer Entfernung, Stephen, einer Entfernung, von der ich keine genaue Vorstellung habe, die aber die Gegenstände so verkleinerte, daß ein Mensch wie eine Puppe erschien, hatte ich ein helles Licht wahrgenommen, und von diesem Licht deutlich und lebhaft beleuchtet, vier oder fünf Personen gruppirt, welche in ihrer Mitte einen Gegenstand von weißer Farbe trugen.

„Meine Schwester! meine arme Schwester!" rief ich. Denn von dem Augenblicke an errieth, fühlte ich, daß der weiße Gegenstand, den diese Männer trugen, welche die uns trennende Entfernung mir wie Zwerge erscheinen ließ, meine Schwester, oder die Leiche meiner Schwester sei.

Jetzt war mein Entschluß gefaßt. Ich mußte ihnen folgen, mußte sie um jeden Preis einholen.

Die plötzliche Erscheinung in solcher Entfernung ließ schließen, daß der Weg nicht in gerader Richtung fortging. Dieses Faktum ließ sich nur auf zweierlei Weise erklären. Ich war in unterirdischen Hallen von außerordentlicher Ausdehnung. Randal's Haus erhob sich über dem einen Ende dieser Gänge, das andere hatte, Gott weiß, welchen Ausgang. Die Gruppe der fünf Männer ging mit meiner Schwester Harriet unter hellem Fackelschein. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Der Führer der Gruppe kannte den Weg, mir war er vollkommen unbekannt.

Aber was lag an alle dem?

Ein Gedanke stieg in mir auf: die Gewißheit, daß man hier Gefahren zu vermeiden hätte, da die kleine Karavane nicht in gerader Richtung fortgegangen war und sich mir plötzlich an der Ecke eines Ganges gezeigt, deren Wand mir bis jetzt den Glanz ihrer Fackeln verborgen hatte.

Du siehst, Stephen, wie vergeblich dieser Gedanke war, da er mir zwar die Gefahr, aber nicht die Mittel, sie zu vermeiden zeigte.

Mein Compaß war die Gruppe mit ihren Fackeln. Ich hatte in der That die nächtliche Karavane immer vor Augen, wie man die Vorübergehenden von der Höhe der Laterne des Saint-Paul-Thurmes sieht, wenn man das Auge an das weite Ende des Fernrohres hält.

Gewiß, ich hatte wenig Hoffnung.

Ich begann jedoch meinen Lauf, die Arme voraus, um mir nicht gleich am ersten besten Vorsprung der unbekannten Wandungen den Schädel einzurennen. Der Boden des gewölbten Ganges senkte sich. Mein Lauf war schnell. In kurzer Zeit glaubte ich wahrzunehmen, daß die Männer, welche vor mir her gingen, größer wurden.

Mein Muth verdoppelte sich.

Aber je mehr ich vorwärts kam, desto lauter scholl

ein fernes Geräusch, das anfangs nur ein dumpfes Murmeln gewesen, in mein Ohr.

Es war wie der Fall eines Wassers, das von einer beträchtlichen Höhe stürzte.

„Der Strom von Blackflood!“ sprach Stephen leise.

„Ich glaubte, Du kennest diese Gänge nicht, Mac Nab?“ fragte Perceval, indem er den Blick auf seinen Freund heftete.

Stephen lächelte bitter.

„Frank!“ sagte er, „Du hast auf der ganzen Welt nur mich, und ich nur Dich zum Freunde . . . wir wollen einander nicht mißtrauen . . . ich glaube zu errathen, daß Du meinen Oheim Mac Farlane im Verdacht hast: ich habe keinen Grund, Deiner Ansicht zu sein, ich achte und liebe den Vater meiner armen Clary, aber ich würde ihn um den Preis einer Lüge nicht zu halten suchen.“

„Verzeih mir, Stephen,“ antwortete Perceval beschämt, aber zu ehrlich, um eine unwillkührliche Regung des Zweifels zu verbergen.

Stephen reichte ihm die Hand.

„Ich kenne die unterirdischen Gewölbe nicht, von denen Du sprichst,“ fuhr er fort, „ich habe nie das Geringste von ihrer Existenz gehört, und glaube behaupten zu dürfen, daß sie in der Gegend unbekannt sind. Aber nehmen wir ihre Existenz an, und ich zweifle nicht an dem, was Du angiebst, Perceval, „wenn ein Strom sie durchschneidet, so muß dieß nothwendig die Blackflood sein, welche wirklich unter dem Felsen von Traquhair südlich von den Ruinen von Saint Mary von Crewe verschwindet.“

„Verzeih mir, Stephen,“ begann wieder Perceval, „was den Verdacht betrifft, den ich gegen Herrn Mac Farlane hegen kann, so sollst Du selbst darüber urtheilen . . .

„Lange erreichte ich nicht die Stelle, von welcher das schon erwähnte Geräusch erscholl. Der Boden des unterirdischen Ganges senkte sich zwar unmerklich, aber

immer fort. Je weiter ich kam, desto feuchter und schlüpfriger wurde das Terrain. Bald trat ein feuchter Dunstkreis vor mein Gesicht: das Rauschen des Falles verdoppelte sich, ich konnte mich nicht länger täuschen.

Noch einige Schritte und ich sah einen weißen Streif in der Dunkelheit, es war der Schaum des Wasserfalls.

Ich drang trotz dem kalten feinen Regen, der mir ins Gesicht schlug, immer weiter, bis meine Füße den leuchtenden Schaum des kleinen Sees berührten, den das Gewicht der Gewässer der Blackflood, wie Du sie nennst, gegraben hatte.

Offenbar waren dieser See und der Wassersturz die Ursache der Ablenkung der von mir verfolgten Leute, wodurch mir der Schein ihrer Fackeln anfangs verborgen wurde. Aber welche Richtung hatten sie eingeschlagen? wohin sollt' ich mich wenden?

„Ich eilte rechts, ich eilte links, und auf beiden Seiten fand ich nach einigen Schritten die feste schwitzende Wand des Gewölbes, das hier sehr eng war.

Ich kam auf den schäumenden Wasserstreif zurück, Stephen, empfahl dem Himmel meine Seele und stürzte mich in den Strom.

Das war ein schweres Stück Arbeit: die Strömung riß mich anfangs mit unwiderstehlicher Gewalt fort; aber ich machte verzweifelte Anstrengungen, weil ich die geringe Breite der Halle kannte, und überdieß fürchten mußte, in der Ferne in einem andern Arme des unterirdischen Ganges zu landen, wo ich mich ohne Nutzen für meine Schwester verirren würde.

Glücklicher Weise ging der Strom hauptsächlich nach dem Orte, wo ich mich hineingestürzt hatte; nach etwa zwölf Klaftern gelangte ich in ruhigere Wasser, und es war Zeit, Stephen, denn ich sah schon ein schwarzes Gemäuer zwischen mein Auge und die Hälfte der Gruppe treten, des Lichtpunktes, der mir stets als Compaß diente.

Wenn ich auch nur um die Breite meines Körpers abgekommen wäre, so hätte ich meine Richtung verloren.

Ich gelangte an das entgegengesetzte Ufer gerade an dem Winkel der schwarzen Mauer, welche nichts Anderes als die Wand der Halle war, und setzte meinen Lauf wieder fort.

Jetzt ging es aufwärts, wie es auf der andern Seite abwärts gegangen war. Ich eilte, so schnell ich konnte, um meine erstarrten Glieder, an welche sich das schwer gewordene Tuch meiner Reisekleidung fest anschloß, wieder zu erwärmen. Die Gruppe wurde deutlicher, ich kam nahe, ich holte sie ein . . .

„Plötzlich hielt sie still. Ich war nahe genug, um vor ihr eine Thür in der Mauer des Gewölbes zu entdecken. Die Thür öffnete sich. Die Fackeln verschwanden.

O, Stephen, dieser Schlag, den ich erwarten mußte, warf mich zu Boden. Ich hatte die Unbesonnenheit, um mich her zu tappen, um in der Ferne eine Helle, oder etwas zu suchen, was mich leiten könnte. Ich sah Nichts, und als ich stille stand, war es mir unmöglich mir über die Richtung, die ich zu nehmen hatte, Rechenschaft zu geben: die Fackeln waren verschwunden, auf welcher Seite? konnte ich mich nicht mehr erinnern. Das Geräusch des Wasserfalls ließ sich noch hören; aber, durch die ungleichen Wölbungen des Ganges gebrochen, drang es wie ein dumpfes Gesumm in mein Ohr, von der Rechten, wie von der Linken, von hinten, wie von vorn.

Ich war verloren.

Ich sank auf die Knie ohne Kraft und Muth. Ich weinte wie ein Kind; ich klagte wie ein Weib, und Flüche, die Begleiter jeder Unmacht, drängten sich auf meine Lippe.

Aber Gott hatte diese Nacht ausersehen, meine Leiden aufs Höchste zu steigern, und überglücklich wäre ich gewesen, in die Nacht der unermeßlichen Gänge verloren zu sterben. Im Augenblick, wo meine Verzweiflung mich leblos an den feuchten Boden des Ganges warf, hörte

ich in der Ferne den schweren Tritt eines Mannes, und eine Stimme erhob sich, welche ländliche Weisen sang.

Ich glitt aus dem Wege und drückte mich an die Mauer des Ganges. Der Mann ging singend an mir vorüber. Ich glaubte in ihm unsern Postillon Saunie zu erkennen; ich folgte ihm. Saunie hatte keine Fackel, aber das Geräusch seines schweren Trittes genügte, mir die Richtung zu zeigen. Wir gingen noch über eine Viertelstunde, ich glaube ich war in Allem eine Stunde in der unterirdischen Wölbung. Nach dieser Zeit hörte ich eine Thür sich in ihren rostigen Angeln drehen, und das Geräusch von Saunie's Tritten hörte plötzlich auf, ich war wieder allein und ohne Führer. Aber ich wahr nahe an meinem Ziel und ich glaubte eine schwache Helle vor mir zu sehen.

„Hier, Stephen, war, so weit ich urtheilen oder vermuthen konnte, der Hauptknoten des unermeßlichen Gewölbes, die Helle, von der ich etwas sah, kam von außen. Es war der Reflex eines Reflexes: denn die Mondstrahlen konnten nicht bis nach unten dringen, diese Helle fiel auf die Wandung eines Gemäuers, in der sich eben die Thür befand, durch welche Saunie und vor ihm ohne Zweifel die Leute, welche meine Schwester davon trugen, verschwunden waren.

Von dem Orte, wo ich war, konnte ich noch nicht sehen, woher die Helle kam; als ich mich aber der Thür nahte, sah ich hoch über mir ein Loch, das mir den Sternenhimmel zeigte.

Mir zur Seite hörten die Wände des Ganges auf. Ich befand mich in einer Art von Halbrund, dessen Ausläufer unbestimmt von dem durch das Loch hereinfallenden Lichte erhellt wurden. Dieß waren zwölf bis fünfzehn Gänge, gleich demjenigen, durch den ich so eben gekommen war.

Sie waren ebenso breit, und ohne Zweifel auch ebenso lang.

Viele Tage könnte man in diesem finstern Labyrinth

umherirren, Stephen, wenn der Tod Einem nicht den Weg verträte" ...

Von unten kam es mir in dieser Entfernung vor, als ob das Loch mit einer Art Kante schlöße. Es muß ein eisernes Gitter auf seiner Mündung liegen, die gleichsam das Luftloch dieser Riesenkeller bildet.

Aber Du kennst es ohne Zweifel, Stephen, denn es muß oben auf ebener Erde zu sehen sein.

Mac Nab zauderte...

„Es ist am Ende die Greedy Hole (Hungerloch), in die der alte Laird von Crewe nach der Chronik tausend Karren Erde werfen ließ, ohne es auszufüllen ... ich ließ selbst oft große Steine hinabfallen, ohne den Schall ihres Falles zu hören."

„Und wo befindet sich dieses Loch?" fragte Perceval.

„Fünfzig Schritte von der Schloßtreppe von Crewe," antwortete der junge Arzt.

„So war ich also unter dem Hof des Schlosses," fuhr Perceval langsam fort, und der Platz jenseits der Thüre mit inbegriffen muß unter dem Schloße selbst sich befinden."

„So glaube ich," sprach leise Stephen; „was ist denn jenseits dieser Pforte?"

„Schon lange würde ich Dir Freund diese traurige Geschichte anvertraut haben," begann wieder Frank, statt zu antworten, „wenn ich nicht im Grund meines Herzens einen furchtbaren Verdacht hegte, den unglücklicher Weise seit einer Stunde jedes deiner Worte bestätigt."

„Unterbrich mich nicht! ich habe die Absicht, Dir Nichts zu verbergen. Alle diese Dinge, das Halbrund, das Luftloch, die Gänge, erregten nur schwach meine Aufmerksamkeit. Ich war nicht da, um lange nachzudenken, oder zu beobachten.

Ich stieß an die Pforte, sie ging von selbst auf und schloß sich wieder hinter mir.

Ein verworrener Lärm von Gesang und Gelächter

drang in mein Ohr, ich tappte in der Dunkelheit umher und traf auf eine andere Thür, welche gleich der ersten sich vor mir aufthat. Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr meinen Lippen und ich schloß meine Augen, geblendet durch den Schimmer von tausend Kerzen, deren Licht sich in den Rauten von unzähligen Krystallgläsern spiegelte und in funkelnden Strömungen ergoß, deren Kreuzfeuer das Auge blendeten.

18.

Orgien.

„Der Ort, in den ich mich so unerwartet eingeführt sah," fuhr Frank Perceval fort, war ein weiter, gewölbter Saal, dessen schimmernde Beleuchtung mich um so mehr überraschte, als ich erst noch in der schwärzesten Dunkelheit umher getappt hatte.

Der Saal hatte die Form eines Schiffes, und mußte zu einer katholischen Kapelle gedient haben, sei es zur Zeit der ersten Christenverfolgungen auf unserer Insel oder in den modernen Verfolgungen, welche die Reformation herbeiführte. Seine Wände, aus ungeheuern, feuchten Steinmassen aufgeführt, warfen in matten Reflexen das blendende Licht der Kronleuchter zurück. Am Ende des Schiffes, an der Stelle, wo sich gewöhnlich der Hochaltar der Kirche befindet, erhob sich eine Estrade, auf welcher Musiker, in grelle Kostüme von theatralischer Pracht gekleidet, ein vollständiges Orchester bildeten. In der Mitte stand eine große Tafel mit Flaschen und ausgesuchten Gerichten bedeckt, und um diese herum saßen vierzig bis fünfzig Mönche in der ernsten Tracht der Jünger des heiligen Franziskus. Alle hatten lange Bärte, welche drei Viertheile ihres Gesichtes bedeckten. Jedem dieser falschen Mönche saß zur Seite eine Frau, schön

und prachtvoll aufgeputzt, mit nacktem Busen, und fliegendem, mit Diamanten oder Blumen geschmücktem Hauptbaar.

Die Männer und die Frauen tranken unter Scherz und Gelächter. Die alterthümliche Kapelle ertönte von dem unsinnigen Lärm der Orgien. Man hörte Nichts denn schallendes Gelächter, Küsse, Gesänge und Flüche.

Es lag etwas Unheimliches, Lästerliches in der Profanation der geweihten Gewänder, die für uns Protestanten zwar nur noch eine alte Erinnerung sind, die man aber wenigstens achten oder wie alles Dahingeschiedene mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken sollte. Es war eine gräßliche Beschimpfung dieser katholischen Kirchengewölbe, eine unentschuldbare Schändung des Heiligen, für die es keinen Namen gibt.

Diese halbnackten Weiber, deren weiße Haut mit dem düstern, groben Zeug der Klostertracht contrastirte; dieses geile Gelächter unter diesen kalten Gewölben; dieser wiehernde Gesang in diesem Grabe der Vergangenheit, Alles ergriff mich auf eine seltsame Weise. Ich glaubte an den Teufel, an den Herensabbath, an die Hölle. Diese Lustigkeit war nicht die Lustigkeit von Menschen, es war ein kannibalischer, ein tempelschänderischer Freudentaumel, von ungestümmen Fieberstößen aufgeregt, und plötzlich in eine Todtenstille ersterbend. Wieder lachten die Weiber, die Instrumente erschollen und die gefüllten Gläser erklirrten.

Ich gewahrte alles dieß nicht im Augenblick. Zuerst strömte nur das Licht, das blendende, ins Unendliche verschwendete Lichtmeer auf mich ein. Während ich die Augen verschlossen hatte, um sie dem Schimmer all der Feuer zu entziehen, welche vor mir sich spiegelten, hörte ich einen donnernden Ruf und fühlte mich von zwei kräftigen Armen ergriffen und dadurch in die vollkommenste Unmacht versezt.

Im nächsten Augenblick warf man mich fest gebun-

den auf einen Haufen Kissen, die an der Mauer der Kapelle aufgethürmt waren.

Jetzt erst, Stephen, konnte ich die Einzelnheiten dieses unglaublichen Festes überschauen.

Ich muß gestehen, daß meine Ueberraschung und Neugierde im ersten Augenblick in so hohem Grade erregt war, daß ich mein Unglück darüber vergaß. Mein Bewußtsein verwirrte sich; ich vergaß meine verzweifelte Lage, und während einer Minute glaubte ich der bizarresten aller theatralischen Vorstellungen anzuwohnen.

Man kümmerte sich gar nicht um mich. Das Geschrei, das meine plötzliche Erscheinung hervorgebracht hatte, löste sich in ein schallendes Gelächter auf; der Mönche, der mich zu Boden geworfen, hatte seinen Platz wieder eingenommen. Ich hätte ihn unter seinen Genossen nicht wieder erkannt.

Die Orgie hatte ihren Fortgang.

Mein Auge glitt indessen neugierig von einem dieser als Mönche verkleideten Banditen auf den andern. Es gab unter ihnen, Stephen, ich schwöre es Dir, im höchsten Grad energische und ausgezeichnete Physiognomien — Augen, voller Ausdruck, weise, denkende Stirnen, feinlächelnde Lippen, und durch ein sonderbares Spiel des Zufalls, mehrere Gesichter, die mir nicht unbekannt schienen. Ich glaubte schon mehreren auf meinem Wege begegnet zu sein.

„Wo, Stephen? Man muß das vielleicht auf Rechnung meiner Verwirrung schreiben, aber ich konnte diese Gesichter nur in die Salons der hohen Aristokratie versetzen, und mein Gedächtniß machte sich zur Aufgabe, ihre Züge von dem fremdartigen Barte zu isoliren, ihre Gestalten von diesen geborgten Mönchskutten zu befreien, um sie mir in dem fashionabeln Kostüm unserer Londoner Soiree's vorzustellen ... das waren sehr leichtfertige Gedanken in einem so schrecklichen Augenblick, nicht wahr? Ich gestehe es, Freund, und ich wundere mich selbst, daß ich sie haben konnte; aber sie drangen sich mir wider

meinen Willen auf... Seit jener Zeit habe ich selten den Fuß in die Salons unserer Fashion gesetzt.

Im ersten Jahre, das auf diese verhängnißvolle Nacht folgte, hielt ich mich zurückgezogen; mein Herz war in Trauer. Während des zweiten war ich immer fern von England auf Reisen.

Nur ein Mal, das einzige Mal, glaube ich, wo ich mich seit der Zeit auf einem rout befand, vor mehr als einem Jahr, befand ich mich in den Salons des Herzogs von Buccleugh einem Manne gegenüber, dessen Anblick mich beben machte. Ich hätte darauf geschworen, daß dieser Mann einer der falschen Mönche in dem Gewölbe von Saint Mary von Crewe gewesen war.

„Nun?" fragte Stephen.

„Nun," antwortete Frank, „dieser Mann war einer der ausgezeichnetsten Offiziere unsrer Armee, der Obrist Sir Georg Montalt...

Und noch letzten Sonntag, nach einem Jahre Abwesenheit, habe ich da nicht auf dem Ball bei Lord James Trevor geglaubt, in dem Marquis von Rio Santo wieder zu erkennen... Aber Du verstehst mich jetzt nicht, Stephen, und ich fahre in meiner Erzählung fort.

Beinahe alle Frauen, welche bei diesem nächtlichen Bankette saßen, waren außerordentlich schön, sie gehörten überdieß zu jenen Geschöpfen, welche auf die Genüsse des Lasters abgerichtet sind, auf die Orgien sich verstehen und denen Trunkenheit nicht mehr schadet. Ihre Zahl übertraf in etwas die der Männer, sie suchten, in die Wette ihre Reize hervorzuheben, ihre Stellungen wurden geil, ihr Lächeln verführerisch; ihr halbgeöffneter Mund bat um Liebe und tausend wollüstige Versprechungen glühten unter dem verdeckten Feuer ihrer schmachtenden Augen.

Manchmal verstummte der allgemeine Lärm; das Orchester spielte eine sanfte, liebliche Melodie und man hörte nur noch Gelispel. Die Wollust nahm einen andern Charakter an, fünfzig tête à tête flüsterten um die

ungeheure Tafel; hin und wieder schlang sich ein weißer Arm um das grobe Pilgergewand eines Mönchs; und ein rosiger Mund verbarg sich Liebe begierig unter dem schwarzen Bließ eines Mönchbartes.

Und alles das, Stephen, ich wiederhole es, in den vollsten Strömungen des Lichtes, zwischen den feuchten Mauern einer alten Kapelle, deren rissige Wände einige Spuren der heiligen Frescogemälde bewahrten, auf einem Boden, mit Gräbern überdeckt.

Mein Auge hatte beinahe die halbe Runde um die Tafel gemacht; als es auf einer Person verweilte, deren hohe Miene und augenscheinliche Ueberlegenheit meine Aufmerksamkeit alsbald ausschließlich fesselte. Dieser Mann schien der König dieses Volkes der Finsterniß zu sein, der Abt dieses gotteslästerlichen Klosters. Sein Sitz, mitten an der Tafel, war stattlicher und höher als derjenige der andern Gäste, und hatte die Form eines Thrones. Nie sah ich etwas so Schönes als diesen Mann. Er trug eine Art seidenes Schleppkleid von lebhafter Farbe, dessen weite Falten sich majestätisch drapirten. Sein Gesicht war wie das seiner Genossen zum Theil mit einem langen Barte bedeckt. Der seinige war schwarz und floß in reichen Wellen bis auf die Brust herab. Was man von seinen Zügen sah, paßte ganz zu seinem ernsten Aufzug. Seine milden, sinnigen, zu gleicher Zeit aber auch wieder gebieterischen, hin und wieder furchtbaren Blicke übten wirklich eine übermenschliche Gewalt, seine Stirn war ruhig und jugendlich unter den bronzirten und gerötheten Stirnen seiner Umgebungen, und wenn er lächelte, schien Alles um ihn her sich zu verklären.

Trotz der Ungezwungenheit der Orgien bezeugten alle Gäste diesem Manne eine außerordentliche Ehrfurcht. Jeder verneigte sich, wenn er mit ihm sprach, und die ganze Versammlung erhob sich, um seine Gesundheit auszubringen. Auf ihn war das süßeste Lächeln all der schönen Frauen gerichtet, und in diesem Lächeln, das

sich nach dem gemeinschaftlichen Ziele richtete, lag furchtsame Anbetung.

„So, Stephen, müssen es die Almehs des Harem's thun, wenn sie um einen Blick des Sultans buhlen."

Man nannte diesen Mann Sr. Ehren. Er antwortete auf diese Huldigungen mit jener königlichen Nachläßigkeit, die eine Zugabe absoluter Herrschaft ist. Sein Lächeln war höflich, aber stolz, und seine Herablassung mit Hoheit gepaart.

Neben diesem Manne auf demselben Sitz, und von seinen Armen umschlungen, saß ein Weib, dessen Toilette seltsam mit den dasselbe umgebenden kontrastirte. In ihren langen, blonden, wallenden Haaren sah man weder Perlen, noch Diamante, noch Blumen. Um ihre weißen Schultern schloß sich nicht das Leibchen eines faltigen Atlas- oder Sammtkleides.

Sie war in ein weißes mit Musselin garnirtes Peignoir gekleidet. Es schien, als ob sie in Eile ihr Lager verlassen hätte, um dem Feste beizuwohnen und bei der Orgie zu präsidiren. Ich sah ihr Gesicht nicht. Sie kehrte mir den Rücken und stützte nachläßig ihr Köpfchen auf die Schulter Sr. Ehren, der von Zeit zu Zeit ein Glas von geschliffenem Krystall zu ihrer Lippe erhob.

Und dieses Weib trank.

Bei dem Anblick dieses blonden Mädchens, Stephen, ergriff mich ein stechender Schmerz. Mein Blut starrte in meinen Adern von unbeschreiblicher Angst: denn in dieser halbnackten Bacchantin, welche ihre Lippe am Glas eines Banditen netzte, und sich seinen öffentlichen Liebkosungen hingab, glaubte ich meine Schwester zu erkennen!

„Oh," rief Stephen im Tone des Vorwurfs.

„War das kein toller Gedanke?" rief Frank, dessen großes, offenes Auge plötzlich von fieberhaftem Glanze funkelte; „war das keine bittere Beschimpfung der Engelsreinheit meiner armen Harriet, ein unentschuldbarer Fre-

val an dem edeln Blute Perceval? . . . Eine Thorheit, eine Schwäche, eine Niederträchtigkeit?“ . . .

„Es war wenigstens ein Gedanke, den deine Verwirrung allein erzeugen konnte, Perceval“, sagte Stephen.

O ja . . . meine Verwirrung war groß, meine Angst auch und der Gedanke thöricht . . . thöricht und niederträchtig, ich verwarf ihn mit aller Macht. Ich schloß die Augen, um sie wieder zu öffnen, um wieder zu beobachten und besser zu beobachten.

„O mein Gott! freilich waren es ihre schönen, blonden Haare und die graziöse Rundung ihrer Schultern . . .

„Und dann dieses Nachtpeignoir! war meine Schwester nicht aus dem Schlummer gerissen worden?“

„O Frank!“ . . . unterbrach ihn Stephen.

„Dank . . . Dank, Mac Nab! sprach peinlich Perceval, indem er die Hand seines Freundes drückte. „Du bist ein edelmüthiger Junge, ich liebe Dich . . . O! Du würdest Harriet vertheidigen gegen Jeden, der es wagen würde, sie anzuklagen, daß sie ihre jungfräuliche Stirn auf die Schulter eines Räubers gestützt habe, nicht wahr?“ . . .

„Aber Du sprichst im Fieber, Freund,“ rief Stephen. „Auf Ehre, ich würde sie vertheidigen, ich, der ich sie gekannt habe, aber welcher niederträchtige Mund würde sich öffnen, sie dessen anzuklagen?“

Frank keuchte, seine Augen liefen irr.

„Der Mund, der sich dazu öffnen würde, Stephen,“ sprach er ganz leise und mit schrecklicher Ruhe, „würde sich für immer schließen: denn ich allein habe das Recht, die Tochter der Perceval anzuklagen!“

Stephen war betroffen und schwieg.

Frank fuhr fort.

„Es war eine furchtbare Folter. Ich lag da auf meine Stelle gebannt, konnte weder handeln, noch selbst den Zweifel, der mich quälte, in Gewißheit verwandeln. Das junge Mädchen kehrte mir den Rücken, und obgleich

meine gierigen Augen sie keine Sekunde verließen, so konnte ich doch kein einziges Mal ihr Gesicht sehen.

Alles Uebrige war für mich verschwunden, es gab für mich in der ganzen Menge nur das junge Mädchen und den Mann, den man Sr. Ehren nannte. Sie schienen es wie ich zu halten, sie hatten sich isolirt. Der Mann in dem seidenen Oberkleid hielt das junge Mädchen umarmt, lächelte sie leidenschaftlich an und drückte sie an sein Herz.

Das junge Mädchen erwiderte seine Liebkosungen.

Es lag in ihren Gebärden eine Liebe, weit entfernt, jenen lasciven Pantomimen zu gleichen, welche die Runde um die Tafel machten.

Der schöne Mönch hatte ein feines Wesen und höfische Manieren; das junge Mädchen war selbst bei ihrer Hingebung noch Unschuld.

„O! Stephen, wie viel lieber hätte ich Sie gesehen gleich den andern wollüstig aus Gewohnheit und Bewußtsein, erfahren in den Feinheiten der Sinnengenüsse! sage mir, glaubst Du, daß ein armes Kind, gewaltsam aus seinem Bette weggerissen und in unermeßliche, unbekannte unterirdische Räume beim rothen Lichte der Fackeln von Männern mit erschrecklichem Aussehen fortgeschleppt, plötzlich den Verstand verlieren und dem völligsten Wahnsinn zur Beute werden kann?"

Bei dieser unerwarteten Frage sah Stephen, welcher nur zu gut verstand, aber nicht verstehen wollte, Frank fragend an.

„Bist Du nicht im Stande, Herr Arzt, mir darauf Bescheid zu geben?" fragte Perceval in hartem Tone.

„Allerdings," antwortete endlich Stephen; „der Schrecken, die Betäubung ... man hat Beispiele ..."

Frank unterbrach ihn durch eine Gebärde und drückte sich die Stirn mit beiden Händen.

„Verzeih mir, Mac Nab!" sagte er dann; „die Erinnerung bringt mich in Fieberwahn ... und was brauche ich überdieß das Urtheil der Wissenschaft? ... Sie kannte

diesen Mann nicht: so schön er auch war, so konnte doch die Bezauberung in einer halben Stunde nicht so schnell wirken“ ...

„Sie war es also?“ fragte leise Stephen.

Frank fuhr plötzlich in seinen Decken auf.

„Sie! Wer? rief er, „wollen Sie etwa von Harriet Perceval sprechen, mein Herr?“

Ein Wuthstrahl blitzte aus seinem Auge, und er richtete sich dem erstaunten Mac Nab gegenüber auf.

Aber seine Leidenschaft fiel, wie sie gekommen war, und er fuhr fort, während eine Thräne langsam über seine blasse Wange rann.

„Entschuldige mich, Stephen, Du bist gut ... Du wirst mir darum nicht böse ... diese schreckliche Scene steht vor meinen Augen, ich sehe diesen Menschen und sehe auch sie, das arme Mädchen ...“

„Mein Gott! ich liebte sie so innig! ... warum sollt' ich es Dir noch verbergen? Sie war es, es war meine süße Harriet, meine innigst geliebte Schwester, mein Schwesterchen, so rein wie die Engel, Stephen!“

Frank schluchzte.

„Und denke Dir,“ fuhr er mit einer Stimme fort, welche durch die Thränen beinahe unverständlich wurde; „es war herzzerreißend! ... auch Du weinst! ... Mein Gott, ich habe all das gesehen, ohne zu sterben! ... Harriet, das unglückliche Kind schlug ihre Arme um den Hals dieses Mannes, den sie für Henry Dutton, ihren Verlobten, hielt! ... sie glaubte sich ohne Zweifel bei dem Hochzeitfest und wollte an dem Busen ihres Geliebten die schamhafte Röthe der jungen Braut verbergen! Sie wäre so glücklich gewesen mit Heinrich, der ein edles Herz ist!

„O Stephen, wie kann man sich wundern, wenn das Erwachen aus diesem schrecklichen Traume sie tödtete?

„Aber Du weißt noch nicht Alles.

Es ist genug geweint — sie ist noch nicht gerächt!“

19.

Der Hexensabbath.

Frank Perceval unterbrach einen Augenblick seine Erzählung. Der Schmerz, einmal hervorgerufen, war mit zu großer Heftigkeit für seine Schwäche zurückgekehrt, und er hatte die Erschütterung seiner plötzlich erwachten Erinnerungen nicht ertragen können.

Er fuhr nach einigen Augenblicken fort.

„Man schien meine Gegenwart zu vergessen, und Niemand achtete auf mich, das nächtliche Fest nahm seinen Verlauf. Die Trunkenheit Aller steigerte sich, und der Lärm erreichte eine solche Höhe, daß er die Akkorde des Orchesters übertönte.

Sr. Ehren gerieth mehr und mehr in Hitze; das Krystallglas ging unaufhörlich von seiner Lippe zu den Lippen des jungen Mädchens, dessen Züge mir immer unsichtbar blieben.

Er betrachtete sie, Stephen, mit Augen, in denen die Flamme einer Begierde sich entzündete die immer höher loderte und sich bis zur Leidenschaft steigerte. Ich zitterte auf dem Lager, auf das man mich geworfen hatte.

Unvergeßlich bleibt mir dieser Augenblick der höchsten Angst, wo der Schleier fiel und in seinem Falle die schmerzlichste Wirklichkeit offenbarte. Es war ein Leiden ohne Gleichen, mein Gott! und ich, der ich in diesem Augenblicke fürchte, daß alle Hoffnung auf Glück in diesem Leben mir verschwindet, ich versichere Dir, daß kein Schlag mir jemals so grausam das Herz wird verwunden können. Wir sind ein berühmtes Haus, Stephen, und ein stolzes Haus. Die unbeugsame Ehrenhaftigkeit der ritterlichen Geschlechter wurde mir von der Wiege an eingeimpft, und Schande ist für den,

der mit Begriffen von Höhe aufgewachsen ist, noch härter.

Und dann und vor allem, wenn Du wüßtest, wie ich sie liebte! . . . In einem jener Augenblicke des Stillschweigens, welche zwischen den Lärm des Festes wie Windstille zwischen dem Sturme eintraten, und selbst das Orchester schwieg, sah ich das junge Mädchen, von dem keine Bewegung mir entging, das Glas hoch an ihre Lippen erheben und beinahe im Augenblick drang eine süße Stimme in mein Ohr, welche sprach:

„Henry, mein theurer Lord, ich trinke Dir es zu!"

Es war Harriet's Stimme.

Ich stieß einen furchtbaren Schrei aus, und machte verzweifelte Versuche meine Bande zu zerreißen. Diese Stimme sagte mir Alles, Alles, was ich Dir so eben bemerkte, Stephen, ich sah sie am Rand eines Abgrunds und in ihrem Wahnsinn den Abgrund für ein Blumenbett halten.

Mein Geschrei wurde von dem Klirren der Gläser und den lärmenden Toasten übertönt. Der Name Harriet ward zum Losungswort.

Als ich mich immer noch anstrengte, damit meine Stimme zu meiner Schwester dränge, erhob sich einer der Gäste und schlug mir lachend mit der Serviette in's Gesicht.

In meiner Wuth machte ich krampfhafte Anstrengungen, zerriß eines meiner Bande und rollte von den Kissen herab.

„Das ist ein Teufelsjunge"! rief der Mönch, „wie er brüllt! . . . ich denke, es ist am Besten, man knebelt ihn."

„O nein, o nein!" rief ich flehend; „laßt mich, um's Himmelswillen! . . . Wenn meine Schwester meine Stimme hört, kommt sie vielleicht wieder zu sich" . . .

„Ei! ei!" brummte der Mönch; „die Sache ist, bei Gott, möglich! . . . und das käme Sr. Ehren nicht gelegen!" . . .

„Mit diesen Worten rollte er seine Serviette zusammen, und meine unmächtigen Anstrengungen konnten ihn nicht verhindern, sie mir fest über den Mund zu binden. Ich versuchte noch zu schreien; aber der Elende kannte sein Handwerk: ich war geknebelt.

Er warf mich auf meine Kissen zurück, wo ich wie eine leblose Masse liegen blieb.

Die andern Gäste nahmen sich nicht die Mühe, sich umzuwenden.

„Mylord und Gentlemen", sprach in diesem Augenblick einer der falschen Mönche, in dem ich sogleich Smith, den Herrn von Randal's Hause, erkannte, wir erwarteten heute Abend einen ziemlich artigen Fang, und da wir uns morgen trennen, so ist es wahrscheinlich, daß der junge Herzog von *** mit seiner Lady unbelästigt unter dem Schlosse vorbei kommen wird ... das hat aber Nichts zu sagen: wir haben einen Fang gethan, der Sr. Ehren wohl zu behagen scheint!

Ein allgemeines Hurrah folgte dieser Rede.

Man trank; die Speech*) begann.

Die Reden wurden in einer Art Gaunersprache gehalten, deren Sinn ich größten Theils nicht verstand. Nichts desto weniger faßte ich hin und wieder den Sinn einiger Worte auf, und diese wenigen genügten, mich zu überzeugen, daß ich ohne Zweifel einen Theil der angesehensten Mitglieder einer ungeheuern Association vor mir hatte, die sich zu Diebstahl, Raub und Mord gebildet hatte.

Sr. Ehren war das Oberhaupt dieser Verbindung, deren permanenter Sitz in London war, die sich aber

---

*) Speech, Rede oder Anrede, findet bei jedem englischen Essen, sei es ein Festmahl oder eine Orgie, unabweislich statt. Dieß ist ein sinnreiches Mittel, der Langweile zu ihrem Recht zu verhelfen. Man redet den Herrn vom Hause und dieser seine Gäste an, und diese haranguiren sich wieder unter sich. Mehr als ein ehrlicher Bursche würde lieber schlafen oder boxen; aber so ist es einmal Sitte, und Einer läßt den Andern seiner Wege gehen.

bis in das Ausland verzweigte, und denen die unterirdischen Gewölbe von Saint Mary von Crewe iw Falle von Gefahr Zufluchtsort und zugleich Lusthaus waren."

„Und hast Du nicht versucht, die Obrigkeit auf die Spur dieser furchtbaren Bande zu bringen?" unterbrach ihn Stephen.

„Freund," antwortete Perceval, „ich habe es versucht; aber Herr Mac Farlane ist Friedensrichter in der Grafschaft Dumfries ... Er wurde mit der Untersuchung beauftragt und zwei Mal wurde die Sache unter seinen Händen niedergeschlagen."

Stephen bereute vielleicht seine Unterbrechung und schwieg verlegen.

„Sr. Ehren war," begann Frank wieder, „nach dem, was ich zu hören glaubte, seit mehrern Jahren im Auslande und erschien nur auf kurze Zeit in England. Aber dieser Stand der Dinge sollte aufhören, und Sr. Ehren im folgenden Jahr Ihren Wohnsitz wieder in London aufschlagen, um einen Riesenplan von Plünderung in Ausführung zu bringen.

„Es muß dieser Mensch also gegenwärtig hier sein," setzte Perceval plötzlich die Stirne runzelnd hinzu.

Stephen war ganz Ohr; aber Frank gab dieser plötzlichen Aeusserung keine Folge.

„Es schien mir," fuhr er fort," daß gewisse Redner in ihrem Speech auf Plane anspielten, die schon lange zum Voraus geschmiedet worden waren, und man trank mit Begeisterung auf die Gesundheit eines gewissen Saunders, des Elephanten, welcher allein alle Kassen der Gesellschaft mit Gold füllen sollte.

Die Namen Saunders und Fergus waren die einzigen, die man in meiner Gegenwart aussprach.

Das Mahl, welchem ich anwohnte, war übrigens das letzte, das in Schottland gehalten werden sollte. Die Verbündeten wollten sich zerstreuen und die Instruktionen mitnehmen, die bei diesem Kongresse der Finsterniß in aller Muße besprochen worden waren.

Diese Dinge werden Dir vielleicht unmöglich, unglaublich scheinen, Stephen. Ach, könnte ich glauben, daß Alles nur ein Traum ist! Könnte ich doch nicht selbst einen grausamen Beweis für die Wirklichkeit meiner Erinnerungen liefern! ... Wer aber daran zweifeln wollte, dem würde ich ein Grab zeigen ...

„Sr. Ehren hatte auf die verschiedenen Speeches der Redner kurz und mit einem besondern Nachdruck geantwortet. Er schien von ihrer Beredtsamkeit sehr ermüdet, und wandte sich unaufhörlich gegen Harriet, als ob er seinen Untergebenen ein Verbrechen daraus machte, daß sie ihm einige Augenblicke seines Glückes raubten.

Nach der letzten Rede erhob er sich und grüßte die Versammlung mit königlicher Höflichkeit.

„Mylords und Gentlemen," sprach er lächelnd: „Alles hat seine Zeit. Wir haben die ganze Woche Rath gepflogen und diskutirt und kombinirt ... Jetzt laßt uns guter Dinge sein!"

Donnernder Beifall erschütterte die sechshundertjährigen Gewölbe der alterthümlichen Kapelle.

„Fergus! Fergus für immer!" schrie man in wahnsinniger Begeisterung.

Zu gleicher Zeit erwachte auf eine Gebärde Sr. Ehren das Orchester. Alle seine Instrumente spielten auf ein Mal, und das Schiff füllte sich von rauschenden Harmonien.

Einige Paare erhoben sich. Dem Vorspiel folgte ein Walzer. Nach fünf Minuten wirbelte die Hälfte der Gäste um die Tafel.

Nach weiteren fünf Minuten waren ausser dem des Bandenchefs und meiner armen Schwester alle Sitze leer.

Die Uebrigen, durch den immer schneller werdenden Walzer fortgerissen, drehten sich in unendlichen Kreisen. Mein Auge ermüdete, ihnen zu folgen. Selbst unbeweglich, fühlte ich nach einander über mein Gesicht

hin den parfümirten Windzug der Sammtgewänder und das Rauschen der Mönchskutten, der Tanz ging immer fort, in immer schnelleren Schwingungen. Die Frauen erbleichten und die Augen der Männer erglühten. Sr. Ehren hielt noch immer das junge Mädchen im weißen Peignoir mit den Armen umschlungen. Ihre Lippen berührten sich; sie sprachen ganz leise, und meine arme bethörte Schwester schien überglücklich. Im Augenblick, wo der Walzer die höchste Höhe seiner lärmenden Schnelligkeit erreichte, neigte sich der Häuptling auf die Hand meiner Schwester und küßte sie, dann schloß er den Gürtel seines Gewandes enger um seine Lenden, hob das arme Mädchen mit seinen kräftigen Armen und stieg mit ihr die Stufen seines Thrones hinab.

Das Orchester stimmte alsbald die Bewegungen herab, indem es einen jener indolenten deutschen Walzer begann, deren Töne langsam dahin schweben und die Seele wie die träumerischen Elegien der deutschen Dichter in Schlummer wiegen. Jetzt erst konnte ich das Gesicht meiner Schwester sehen. Freilich war sie es, Stephen!... O meine Verzweiflung hatte mich nicht getäuscht sie lächelte, die arme Thörin, glücklich, ihren Brauttanz zu halten; sie lächelte, und ihr Lächeln zerriß mir das Herz.

Sr. Ehren zog sie kunstfertig dahin und mischte sich in die Bewegungen der Tänzer. Allmählich lichteten sich die Reihen um sie her, die andern Tänzer, ermüdet oder schaulustig, reihten sich zur Seite.

Bald blieben Harriet und ihr Cavalier allein. Ich sehe sie noch, Stephen, wie sie lächelnd und glücklich an mir vorüber eilte, an mir, der ich geknebelt, der Stimme beraubt, auf dem Boden lag, ich sehe noch das anmuthige Wiegen ihrer schlanken Gestalt, wie sie vertrauensvoll der kräftigen Umarmung dieses Mannes sich hingab!

O dieser Mann!... ich hasse ihn, Stephen!

Ein Murmeln der Bewunderung folgte ihnen, denn sie waren beide schön.

Harriet verlor den Athem. Sie lehnte schmachtend ihre bleiche Stirn auf die Schulter Sr. Ehren. Er hielt sogleich an, um sie halb ohnmächtig auf einen hohen Divan zu legen, der das äußerste Ende der Tafel einnahm. Das Orchester spielte gedämpft den deutschen Walzer weiter.

Sr. Ehren ließ sich neben Harriet nieder. Dieß war ein Signal. Ein zischendes Geräusch ließ sich in dem Gewölbe vernehmen, und die tausend Kerzen erloschen mit einem Mal.

Alles blieb in tiefe Nacht versenkt. Das Orchester verstummte.

Die Stricke, die mich banden, schnitten mir in das Fleisch ein, so verzweifelt war die Anstrengung, die ich machte, meiner Schwester in dieser äußersten Gefahr zu Hülfe zu kommen. Bewältigt, stumm, vernichtet sank ich zurück.

Gott hatte Erbarmen mit mir, ich verlor die Besinnung.

„Armer Freund!" murmelte Stephen, der Perceval's Hand schmerzvoll zwischen der seinigen drückte.

Dieser blieb einige Sekunden in einem Zustand düsterer Fühllosigkeit. Mac-Nab's Stimme erweckte ihn wieder.

„Wo war ich?" fragte er schnell, „denn ich muß mit dieser grausamen Erzählung zu Ende kommen. Mac-Nab, hab' ich Dir gesagt, daß nach diesem vermaledeiten Walzer der Mönch sich neben meine Schwester setzte, und daß die Kerzen durch einen Hauch der Hölle erloschen? Ja ich habe Dir das sagen müssen, denn Du beklagst mich mit so viel Theilnahme, daß Du all' mein Unglück kennen mußt . . . Es handelt sich hier um eine Tochter Perceval's . . . so lieb Dir Dein

Leben ist, schwöre mir, daß Du mein Geheimniß bewahren willst!"

„O Frank!... rief Stephen „bedarfst Du meines Schwurs?"

„Nein!" antwortete Frank in Verwirrung; „habe ich einen Schwur von Dir verlangt, Stephen?.. Nein... Du mußt Mitleid mit mir haben... höre! ich glaube, daß ich meine Schwester noch mehr als Mary liebte... Mary, meine einzige Liebe nunmehr... o, ich glaube es!

Ich weiß nicht, wie lange meine Ohnmacht dauerte, fuhr er beinahe im Augenblick fort. Als ich wieder zur Besinnung kam, dauerte die Dunkelheit noch fort, und ein tiefes Stillschweigen herrschte in dem Saal.

Ungefähr nach einer Stunde hörte ich Geräusch in der Richtung der Gänge, in denen ich während der Nacht umhergeirrt war. Die Thür, durch welche ich eingetreten war, öffnete sich, und mehrere Männer traten mit angezündeten Fackeln herein.

Ihr Licht beleuchtete unbestimmt die Reste der Orgien: Mönche und Frauen lagen durcheinander.

Aber nicht hieher wandte sich mein Blick. Meine Augen richteten sich alsbald gierig nach dem Divan, wo sich der Häuptling neben meiner Schwester niedergelassen hatte.

Meine Schwester lag auf dem Divan ausgestreckt; sie schlummerte. Der Mönch stand mit über der Brust gekreuzten Armen und schien in tiefe Betrachtungen versunken.

Das Licht der Fackeln weckte ihn aus seiner Träumerei. Sein erster Blick fiel auf meine Schwester, die er einen Augenblick mit Mitleid und Liebe betrachtete.

Er neigte sich über sie hin und küßte sie auf die Stirn.

Hierauf zog er sein seidenes Schleppkleid aus und überdeckte sie wie mit einem Schleier.

War doch ein Zug von Zartheit in dem Herzen dieses Menschen, Stephen?

Als dieß geschehen war, trat er mitten unter die Schläfer und rief mit einer Donnerstimme:

„Auf, Gentlemen, auf!"

Die Männer erhoben sich; die Frauen verschwanden wie durch einen Zauber.

Das alte Schiff war wie umgewandelt. Erleuchtet, nicht mehr durch den weißen Schimmer der Kerzen, sondern durch den rauchigen Purpurschein der Fackeln, erschien es in seiner wahren Physiognomie. Die mit Speisen bedeckte Tafel war Alles, was von den nächtlichen Orgien übrig blieb. Die Musiker waren den Weibern gefolgt und in der Kapelle nur noch die Mönche um Sr. Ehren versammelt.

„Mylords und Gentlemen," sprach er, der Augenblick der Trennung ist gekommen!... Ich bin zufrieden mit dem, was Sie gethan ... Was mich betrifft, so habe ich noch Vieles auf dem Festlande auszurichten; aber ein Jahr reicht, denk' ich, dafür aus... in einem Jahr werde ich mit einigen guten und treuen Freunden zu Ihnen zurückkehren... Bis dahin haben Sie immer meine Instruktionen vor Augen; vergessen Sie Nichts und gehorchen Sie!"

Die Mönche verneigten sich rings herum.

„Ist Alles bereit?" fragte Sr. Ehren einen der Fackelträger.

„Die Wagen warten unter dem Schloß," antwortete dieser.

„Nun, meine Herrn, auf gutes Glück und auf Wiedersehen!"

Es entstand eine allgemeine Bewegung nach der Thür, aber in diesem Augenblick wandte sich einer der Mönche an den Chef, und wies auf mich mit den Worten:

„Was fängt man mit diesem an?"

Sr. Ehren ließ seinen Blick auf mich fallen.

„Der Bruder dieses armen Mädchens!“ ... murmelte er.

„Soll man?“ ... fuhr der Mönch fort, und bezeichnete mit ausdrucksvoller Gebärde, was er dachte.

„Pfui, Doktor, Pfui! ... wozu dieser unnützen Mode?“ ...

„Nicht unnütz, Mylord,“ antwortete der Doktor, seine Stimme erhebend, „und wenn wir unsere Brüder befragten ...“

„Das ist offenbar eine Berufung.“ — Die Mönche traten näher.

„Doktor!“ antwortete der Chef, indem er sich in seiner vollen Höhe erhob, „es gefällt mir nicht, daß Sie mit mir diskutiren... ziehen Sie sich zurück, meine Herrn!“

„Aber dieser Mensch kann uns verderben!“ rief der Doktor.

„Das ist wahr! das ist wahr!“ murmelte man unter der Menge.

Sr. Ehren unterdrückte eine Gebärde heftigen Unwillens.

„Mylords und Gentlemen,“ sagte er, „Sie wissen wohl, daß unser Zufluchtsort nicht entdeckt werden kann.“ ...

Zu dieser Stunde ist der Ausgang, durch welchen dieser junge Mensch eingetreten ist, nicht mehr vorhanden ... und dann, würde er sich der tausend Wendungen noch erinnern? ...

„Und doch ist er hereingekommen?“ ... unterbrach ihn eine Stimme aus der Menge.

„Man unterbreche mich nicht mehr, wenn ich bitten darf, meine Herrn! ... ich verlange von Ihnen, daß man dem jungen Menschen das Leben läßt.“

Ein Murren lief durch die Menge hin.

„Ich liebe das junge Mädchen dort, seine Schwester,“ fuhr der Anführer fort; „diese Nacht soll für sie nur eine Erinnerung der Liebe sein“ ...

Das Murren wurde lauter.

„Kein Gedanke der Trauer soll bei meinem Bilde in ihrem Gedächtniß haften!"

„Der Teufel, Mylord!" rief eine rauhe Stimme, „legen Sie dergleichen Narretheien gegen unsere Sicherheit in die Wage?"

„Du sahst, Stephen, noch nie eine schnellere und schrecklichere Umwandlung, als die, welche in der eisigen und stolzen Miene Sr. Ehren vor sich ging."

Seine Augen schoßen einen feurigen Blitz, während die Muskeln seines Gesichtes sich heftig bewegten. Seine Stirn röthete sich plötzlich, und in dem unterlaufenen Blute, das sie gleichförmig röthete, wurde die weiße Linie einer Narbe sichtbar, so deutlich und scharf, als ob sie ein Pinsel gezogen hätte...

„Von der linken Augenbraue bis zu den Wurzeln der Haare?"... unterbrach ihn Stephen.

„Wahr!" sprach Frank; „Du erinnerst dich meines Traumes?"...

„Ich erinnere mich dessen, was ich gesehen habe, Perceval!" antwortete Stephen langsam...

„Ich erinnere mich an die Ermordung meines Vaters... Er ist es! es ist kein Anderer.

20.

Der Racheschwur.

„Höre, Frank, höre auch Du," fuhr Stephen fort, „denn aus alle dem muß uns Gewißheit werden. Du fährst dann in der Erzählung fort... Oh! glaube mir, er ist es, derselbe Mann ist es, der zwölf Jahre früher unsere Familie in Trauer versetzt hat. Man kann sich nicht täuschen, wie du siehst, außer diesem Male, womit die Hand Gottes seine Stirn für unsere Rache gezeich-

net hat, finden wir denselben seltsamen Stolz bei aller Schandthat, denselben Hochmuth bei den Verbrechen, denselben frechen Muth bei der Niedertracht."

„Ich war noch Kind, mein Bettchen stand in einer Ecke desselben Zimmers in Randal's Haus, wo Deine unglückliche Schwester in demselben Bette lag, in dem mein Vater schlief in jener Nacht, von der ich sprach.

Die Thür, durch welche Du in das Gewölbe hinabkamst, öffnete sich. Zwei maskirte Männer erschienen.

Der Eine von ihnen legte die Fackel, welche er in der Hand hielt, auf den Tisch, und hielt mir das Taschentuch auf den Mund. Zu gleicher Zeit stellte er sich zwischen mich und das Bett, so daß ich nicht sehen konnte, was vorging. Aber er benahm sich dabei nicht geschickt, so daß ich zwischen seinem Arm und seiner Seite durchsehen konnte. Ich sah Alles. Der Andere, größer als er, trat, mit zwei Dolchen in der Hand, auf das Bett meines Vaters zu und rief ihn laut mit seinem Namen. Mein Vater fuhr aus dem Schlafe auf. Bei dem Anblick dieses Fremden, der an seinem Bette stand, stieß er einen Schrei aus."

„Still, Mac-Nab, still!" sprach der maskirte Mann, „ich bin es."

„O'Breane!" murmelte mein Vater, das Haupt senkend; „ich erwartete das; ich spielte um mein Leben; ich bin verloren!"...

„Noch nicht, Mac-Nab... Auf!... Du weißt wohl, daß ich nicht meuchelmorde!... Auf, sage ich Dir! Ich bringe hier zwei Dolche!"

Mein Vater erhob sich langsam. Mein Schrecken war auf's Höchste gestiegen, aber ich sah noch immer zu.

Als mein Vater aufgestanden war, hielt ihm derjenige, den er O'Breane nannte, einen der Dolche hin. Mein Vater nahm ihn und legte sich aus.

Der Kampf war geräuschlos und kurz. Mein Vater stürzte nach einigen Minuten.

„Es wird eine Stunde kommen, in der ich gerächt werde!“ murmelte er.

O'Breane hatte sich zum Stoße gebückt. Als er sich erhob, entfiel ihm die Maske. Ich sah während einer Sekunde sein Gesicht, Frank... Ich sah sein Gesicht, durch die Hitze des Kampfes geröthet, und mitten auf der Stirn eine weiße Narbe, in allem derjenigen gleich, die Du beschrieben hast.“

„Das Kind hat Sie gesehen!“ rief der Mann, der mich hielt.

Zugleich erhob er gegen mich sein Messer; aber O'Breane, welcher seine Maske wieder zurecht gesetzt hatte, riß ihm die Waffe aus den Händen und neigte sich über meine Wiege.

„Armes Kind!“ murmelte er mit einer sanften, mitleidsvollen Stimme; „Gott weiß, daß ich gerne Deinen Vater am Leben gelassen hätte... Aber er war mir im Wege... ich muß vorwärts!“...

Er öffnete das Fenster. Sein Begleiter und er sprangen hinaus. Auf mein Geschrei war das Haus sogleich auf den Beinen, und beinahe im Augenblick langten Soldaten von Dumfries an. Mein Vater hatte sie gerufen.

Ich wies auf die kleine Thür. Man öffnete. Hinter ihr war jene Mauer, Perceval, von der ich Dir schon sagte, eine Mauer, massiv, unerschütterlich, ohne alle Oeffnung, und deren Ursprung offenbar in mehrere Jahrhunderte zurücksteigt.

„Das ist seltsam,“ murmelte Frank, „und der Umstand, von dem ich am Ende unserer Erzählung sprechen werde, ist keines der geringsten Geheimnisse dieses verhängnißvollen Ortes, Stephen... Aber wir würden vergeblich versuchen, zu begreifen, zudem liegt in dem Ganzen noch etwas Geheimnißvolleres... Deine Geschichte gleicht nicht blos der meinigen, Mac-Nab, sie gleicht auch der Geschichte der Lady Ophelia“...

„Wie so?“... wollte Stephen fragen.

„Das Geheimniß der Gräfin von Derby gehört nicht mir zu," unterbrach ihn Frank, „und ich darf davon nur unter gewissen Bedingungen und gegen gewisse Personen Gebrauch machen... Aber ich habe wenigstens das Recht, mich dessen gegenüber von mir selbst zu bedienen, und die Aufklärung, welche mit Deinen Worten und meinen Erinnerungen zusammenstimmt, klärt meine Zweifel auf, so daß sie sie beinahe zur Gewißheit erhebt."

„Stephen, ich glaube, ich kenne den Namen des Mannes, der Deinen Vater getödtet, und des Räubers, der meine Schwester entehrt hat"...

„Sonderbares Zusammentreffen! als ob Alles bei uns Beiden sich gleichen sollte; er hat Dir in dem Zimmer von Randal's Hause, und mir in der Kapelle das Leben gerettet!"

„Vielleicht hat er mich einmal mehr, als Dich, verschont!"...

„Aber die Wohlthat ist zu gering, als daß sie die Beleidigung aufwiegen könnte."

„Willst Du mir nicht seinen Namen sagen?" fragte Stephen.

„Freund," antwortete Perceval, „ich werde Dir ihn sagen... Aber höre, was aus meiner Schwester geworden ist."

„Der plötzliche Unwillen ihres Chefs wirkte auf die falschen Mönche wie ein Zauberschlag. Sie fuhren erschrocken zurück, so daß zwischen ihm und ihnen ein leerer Raum entstand. Ich betrachtete ihn mit einem Erstaunen, zu dem sich Bewunderung gesellte, und konnte nicht umhin, diese stolze, dem Bösen zugewendete Macht mit der Macht des gefallenen Erzengels zu vergleichen, der an Gott zum Verräther wurde.

Das Gemurmel hatte aufgehört. Tiefes Stillschweigen herrschte in der Kapelle.

„Dieser junge Mensch bleibt am Leben!" sprach

Sr. Ehren, indem er seine Stimme verhielt, die in Drohungen ausbrechen wollte.

Niemand wagte zu widersprechen.

Das schöne Gesicht Sr. Ehren war, ohne den Ausdruck unbeugsamen, gebieterischen Stolzes zu verlieren, wieder ruhig geworden. Seine schwarzen Augbrauen zogen auf seiner jetzt bleichen Stirn ihre feste und trotz seiner Kühnheit reine Linie. Die Narbe war verschwunden.

„Mylords und Gentlemen," begann er wieder, „ich halte Sie nicht länger auf . . . Sie können sich zurückziehen."

Die ganze Versammlung verneigte sich vor ihm in schweigsamer Ehrfurcht. Einen Augenblick später war in der Kapelle außer dem Anführer nur noch der einzige Mönch, dem er durch eine Gebärde Einhalt gethan hatte.

„Doktor, gießen sie einige Tropfen Opium auf die Lippen des armen Mädchens, welches unter meiner Kutte schläft... Sie ist ein schönes und sanftes Kind... Sie verdient, recht geliebt zu werden, und ich wollte . . . Aber es ist Thorheit, Vergangenes zu bedauern, Doktor."

Der Mönch hatte aus einem kleinen Etui, das er bei sich trug, eine Phiole genommen, mit der er die Lippen meiner Schwester benetzte.

„Und dieser Gentleman?" fragte er.

„Auch dieser junge Mensch muß einschlafen, Doktor."

„Wenn er nicht trinken will?"

„Versuchen Sie's einmal!"

Der Doktor, dessen falscher Bart eine wahre Maske war, die sein Gesicht beinahe ganz verbarg, trat auf mich zu und befreite meinen Mund.

Sr. Ehren ging langsam an der Tafel hin auf und nieder.

Ich athmete mit Anstrengung.

„Wollen Sie trinken?" sagte der Doktor zu mir.

Ich ergriff die Phiole und trank.

„Wer Sie auch sind," rief ich dann, indem ich

mich an den Anführer richtete, „ich erkläre Sie für einen Niederträchtigen und Elenden!... Ich nehme das Leben, das Sie mir bieten nur an, um mich zu rächen... O Sie sind nicht so gut maskirt, daß ich Sie nicht wieder erkennen könnte..."

„Hören Sie's, Mylord?" sprach der Doktor.

„Ich höre es, mein Herr, aber diejenigen, die sich an mir rächen wollten, sind gestorben."

Er nahte sich seinerseits meinem Lager und sah mir in's Gesicht.

„Auch ich werde Sie erkennen," murmelte er, „und, wenn es möglich ist, Sie schonen."

Wenn dieser Mensch derjenige ist, für den ich ihn halte, Stephen, so hat er sein Versprechen gehalten; den letzten Montag war mein Leben in seiner Gewalt."

Stephen glaubte jetzt zu verstehen, aber er wollte Gewißheit.

„Letzten Montag?" wiederholte er.

Frank wies auf seine Wunde.

„Er hat dieß gethan," sprach er leise.

„Rio Santo!" rief Mac-Nab; „ich erwartete es beinahe!... Aber ich habe ihn nie gesehen, diesen Mann, und kann es also nicht wissen. O ich muß ihn verfluchen! Du weißt nicht, Perceval, Du weißt nicht wie weit der Zufall die Aehnlichkeit unseres Unglücks getrieben hat... Du weißt nicht, bis zu welchem Grade unser Haß die gleichen Beweggründe hat... Du kennst nur die Aehnlichkeit unseres vergangenen Elendes... Auch das gegenwärtige verbindet uns; dieser Mensch, welcher sich zwischen Dich und Miß Trevor drängte, ist auch derjenige, der mir Clary's Herz verschließt.

„Ist es möglich?" unterbrach ihn Frank.

„Er ist es, den Clary mit jener unbegreiflichen Zärtlichkeit liebt, deren Quelle ein Geheimniß ist, wie Alles, was diesen Mann umgibt! Er ist es vielleicht auch, der sie entführt hat..."

Stephen erzählte hier im Getheil, was in Temple

Church vorgefallen war, und nach der Beschreibung, die er von dem schönen Träumer machte, konnte Frank den Marquis von Rio Santo nicht verkennen.

„Ja," sprach er nach augenblicklichem Stillschweigen, Du hast gleiche Rechte mit mir, und Gott will, daß wir uns gemeinschaftlich rächen. Und diese Aehnlichkeit, die Du zwischen diesem Manne in Temple Church und dem Mörder deines Vaters gefunden hast, kommt als neuer Beweis zu so viel andern. Denn ohne daß wir uns verständigt hatten, haben wir ihn beide erkannt."

Stephen erhob sich und ging nach der Thür.

„Wohin willst Du?" fragte ihn Frank.

„Ich will mich mit dem Marquis von Rio Santo schlagen," antwortete der junge Arzt, welchen seine Entrüstung aus seiner natürlichen Kaltblütigkeit aufgeregt hatte; „vielleicht bin ich glücklicher als Du, Perceval... wo nicht, so hast Du einen Bruder mit deiner Schwester zu rächen ... Lebe wohl!"

„Bleib!" rief Perceval im Tone des Vorwurfs; „willst Du von meiner Verwundung profitiren? . . . Stephen! ... zum ersten Mal finde ich Dich egoistisch und ungerecht!"

Stephen kam wieder an das Bett zurück und drückte Perceval die Hand.

„Verzeihe!" sprach er leise, „aber ich höre so lange Nichts von Clary, Frank."

Dieser warf seine Decken zurück und stand mit so schneller Gebärde auf dem Teppich, daß Stephen ihn nicht daran verhindern konnte. „Sieh, Freund, sieh!" sprach er, „ich bin schon kräftig, und will Dich nicht lange warten lassen . . . O meine arme Harriet!" rief er dann aus, indem er seine verschlungenen Hände nach dem Bilde seiner Schwester ausstreckte; „Du, bist im Himmel, wo man verzeiht ... aber hier auf Erden rächt man sich... O, Du liebtest die Ehre, Harriet, und warst eine Schottin... selbst unter den Augen Gottes wirst Du lächeln zu der Züchtigung dieses Menschen.

„Wie schön sie war! nicht wahr, Stephen?“ hast Du nicht gesehen, wie viel offene Unschuld, mit süßer Melancholie vereint, auf ihrer jungfräulichen Stirn wie eine Ahnung eines vorzeitigen Todes schwebt. Man sagt in unsern Bergen, wie Du weißst, daß diese himmlischen Antlitze von den Engeln beneidet werden und nach dem Tode begehren“ ...

„Mein Gott! was ich sie beweint habe!“

Mit einigen Worten habe ich meine Erzählung beendigt, Mac-Nab, begann er wieder, indem er seine Stimme, welche von einer plötzlichen Anwandlung von Schmerz zu ersticken drohte, Gewalt anthat ...

„Der Chef, und derjenige, welchen er Doktor nännte, zogen sich zurück, ich blieb mit der eingeschlafenen Harriet allein.

Man hatte mir einen Theil meiner Bande abgenommen. Ich schleppte mich bis zu meiner Schwester, und hob die seidene Decke auf, die sie bedeckte.

Sie lächelte zärtlich, und in ihrem Traume sprach sie den geliebten Namen Henry Dutton aus.

„Arme Schwester!“

Ich setzte mich neben sie. Der Schlaf übermannte mich. Ich fühlte, daß mir die Sinne vergingen, in dem Augenblick, wo ich einen Kuß auf ihre Stirne drückte.

Wie lange ich der Wirkung des Narkotikums unterlag, weiß ich nicht genau; aber es ist weit von Crewe nach Dudley-Castle, welches zwischen Peebles und Middleton liegt. Wir brauchten mehr als einen Tag, um diesen Weg zurückzulegen, da die Wege Südschottlands bodenlos sind Als ich erwachte, Stephen, befand ich mich im Angesichte des Schlosses meiner Mutter. Die Sonne erhob sich hinter den lachenden Hügeln von Lauder. Wir waren, meine Schwester und ich, in unserem Reisewagen, Harriet schlief noch immer.

Der Wagen war ohne Bespannung; Pferde und Postillon waren verschwunden.

Ich kam an das Gitter des Park's und rief. Meine Schwester wurde nach dem Hause gebracht.

„Sie erwachte. Ihr erster Blick fiel auf mich.

„Frank,“ sprach sie, ich erinnere mich... ich weiß... ich muß sterben.

Seit diesem Tage, Stephen, hörte ich meine arme Harriet kein Wort mehr sprechen. Sie schwand langsam dahin in den Armen meiner Mutter und den meinigen, von dem Bewußtsein ihrer Schande getödtet. Zuweilen, so lange die schönen Tage dauerten, ging sie in den Park und setzte sich unter eine Eiche. Die Stunden vergingen; sie blieb unbeweglich. Meine Mutter folgte ihr weinend; sie starb dahin, indem sie sie sterben sah.

Als der Herbst kam, verließen sie ihre Kräfte. Sie konnte nicht mehr in den Park gehen. Der Athem ging ihr aus.

Eines Abends winkte sie uns, meine Mutter und mich, an ihre Chaiselongue. Wir setzten uns neben sie. Sie legte ihre Hände in die unsrigen und begann zum ersten Mal seit einem halben Jahre zu lächeln. Hierauf erhob sie ihre großen blauen Augen gen Himmel.

Meine Mutter sank auf ihre Knie und betete. Stephen, Harriet war todt!

„Ich hatte diesen Augenblick nicht abgewartet, um Schritte bei der Justiz zu thun, und gleich am Morgen nach meiner Ankunft in Dudley Castle an Deinen Oheim Mac Farlane in seiner Eigenschaft als Friedensrichter der Grafschaft Dumfries, einen genauen, ins Einzelne gehenden Brief geschrieben, in welchem Alles von unsrem geheimnißvollen Abenteuer, was nicht unmittelbar die Ehre des Namens Percevâl blos stellte, an's Licht gezogen wurde.

„Dein Onkel, Stephen, antwortete mir in einem Brief, den ich das Recht habe, ausweichend zu nennen, um keinen strengern Ausdruck zu gebrauchen, worin er

sich weigerte, eine Untersuchung über eine so seltsame, romantische, unmögliche Sache anzustellen" ...

Ich bestand dringend und peremtorisch darauf.

Die Untersuchung fand statt; sie eröffnete und endigte sich in dem Hause Randal Graham's innerhalb der Mauer jenes Zimmers, wo meine Schwester geschlafen hatte. Die Akten wurden in derselben Sitzung geschlossen, weil gleich die ersten Linien meiner Angabe für irrig erklärt wurden.

Wirklich existirte die Treppe nicht mehr, von der ich angegeben hatte, daß ich auf ihr in die unterirdischen Gewölbe gelangt sei. Wirklich erhob sich an ihrer Stelle hinter der Thür eine steinerne Mauer von unbestreitbarem Alter.

Was die unterirdischen Gewölbe selbst anbetrifft, so erklärten zwanzig Zeugen, daß sie nie davon hätten sprechen hören.

„Ich hätte das Gleiche gethan, wie diese Zeugen, Frank," sagte Stephen.

„Ich glaube Dir, Mac-Nab. Vielleicht bin ich ungerecht gegen Herrn Mac Farlane, und doch befindet sich diese vermaledeite Kapelle gerade unter seinem Schloß Crewe!... aber wir haben jetzt keine Zeit, diese Sache aufzuklären, und müssen an Anderes denken, als Räthsel aufzulösen... Deine Absicht ist also immer noch, mit dem Marquis von Rio Santo Dich zu schlagen?"

„Nein," antwortete Stephen.

Frank machte eine Gebärde der Freude.

„Und ich," fragte er lebhaft, „glaubst Du, daß ich bald kräftig genug bin, wieder anzufangen?"

„Du, Perceval?" fragte Stephen kalt; „so wenig als ich — Du darfst hinfort nie mehr mit diesem Menschen die Waffen kreuzen... der Degen, Freund, ist nur gegen einen ehrlichen Feind... gegen den Herrn Marquis von Rio Santo braucht man andere Waffen... erräthst Du jetzt nicht, daß der Teufelsspuk, der an

Deinem Bett gespielt wurde, um James Trevor zu täuschen, eine Erfindung Sr. Herrlichkeit ist?"

„Denkst Du?" fragte Perceval.

„Ich denke noch mehr," rief Stephen. „Ein Zweifel, den ich hatte unterdrücken müssen, wird mir jetzt zur Gewißheit. Würdest Du den Mönch wieder erkennen, den man in den Gewölben den Doktor nannte?"

„Ich weiß nicht ... warum?"

„Meine Einbildungskraft ist zu geschäftig," murmelte Stephen, statt zu antworten, „und ich kann trotz Alle dem nicht glauben, daß Doktor Moore, — einer unsrer ersten praktischen Aerzte, nach den Ruinen von Saint Mary gehen sollte, um mit Banditen zu zechen und zu tanzen ... Aber der Mordversuch bleibt darum nicht ungewiß. Und warum hatte Doktor Moore Dich ermorden wollen „Frank?" fügte der junge Arzt hinzu, indem er sich plötzlich an Perceval wandte.

„Du hast mir davon gesagt, Stephen; aber der Marquis von Rio Santo, der mir das Leben geschenkt hatte" ...

„O! jeder große Schauspieler," unterbrach ihn Mac Nab, „hat unendlich viel Spieldelikatessen. Der Marquis ist, glaube ich, ein großer Spieler ... Er ist in jedem Fall ein furchtbarer Feind, weil er keine Waffe verschmäht ..."

„Wir haben gegen ihn nur Haß und Verdacht," sagte Frank.

„Viel Haß und furchtbaren Verdacht, Perceval!... Gib mir Deine Hand ... Dein Puls ist gut ... Du wärest im Stande, heute noch die Schlacht zu eröffnen!...

„Erkläre Dich, Stephen."

„Ich will Jack läuten ... Es ist halb acht Uhr... Wir sind um acht Uhr in Regent-Street ...

Jack erschien auf der Schwelle.

„Kleidet Euern Herrn an," sprach Stephen zu ihm.

„Frank, verwundert, ließ Alles mit sich anfangen

und hatte kein anderes Gefühl von seiner Wunde, als eine ziemlich große Schwäche.

Als der alte Diener ihn angekleidet hatte, begann wieder Stephen. „Man bringe ein Gefährt, Jack!“

„Wirst Du mir endlich sagen, was Du vorhast, Mac-Nab?“ fragte Frank.

Stephen nahm ihn bei der Hand und drückte sie kräftig.

„Freund,“ sprach er mit ruhiger Festigkeit, „wir eröffnen den Kampf und zwar zuerst für Dich ... die Reihe kommt dann auch an mich ... Du mußt eine geheime Unterredung mit Miß Trevor haben.“

„So gerne! ... selbst um den Preis meines Lebens, Stephen; aber ...

„Willst Du mich anhören? ... Diese Unterredung wird der erste Schlag sein, den Du gegen unsern gemeinsamen Feind führst ... Noch weiß ich kein zuverläßiges Mittel, aber Lady Ophelia ist eifersüchtig, und wir begeben uns auf der Stelle zu Lady Ophelia.

21.

Das kleine Comite.

An diesem Abend war kleine Gesellschaft in Trevor House. Lord James machte sein Whist mit Doktor Müller, dessen deutsches Phlegma seine Eroberung gemacht hatte, mit Lord Stewart und Sir Arcadius Bombasticus, dem gekrönten Dichter. Lady Campbell war von ihrem Hofe umgeben, bei dem allein der Marquis von Rio Santo und der schöne Cavalier Angelo Bembo fehlten. Wir hätten unter ihnen eine große Anzahl Gesichter erkannt: Lady Stewart und ihre Tochter, die artige und muntere Diana, Lady Margaret Wawerwenbilwoodie, Baronessin, die blonde Cicely

Kemp, Sir Paulus Waterfield, Lord John Tantivy, den Sportsmann, den Vicomte de Lantures-Luces und noch viele Andere.

Seit fünf Tagen hütete Mary Trevor das Zimmer; diesen Abend war sie in den Salon herabgekommen, um ihr beste Freundin, Miß Diana Stewart zu sprechen.

Die arme Mary war sehr schwach und gewaltig verändert. Ihre zarte Gestalt schien unter dem Gewicht einer zu schweren Seelenangst niedergedrückt zu werden, und man konnte die durchsichtige Bläße ihres Teints nicht ohne Mitleid betrachten. Zwischen ihr und ihrer Freundin war ein großer Kontrast. Miß Stewart war eine Walliserin mit leicht gebräuntem Teint, dunklem Auge, rosigem ein wenig großem Mund, der sich gern in ein neckisches Lächeln verzog und sie dann reizend machte. Ihre kastanienfarbnen Haare hatten jene Reflexe, welche der britannischen Schönheit eigenthümlich zu sein scheinen, und von welchen die laut bewunderten Töne der spanischen Haare verdunkelt werden. Ihre Augbrauen waren schwarz, gebogen und verbargen das Ende ihrer Linie unter den reichen Locken ihres Kopfputzes. Ihre Wangen hatten das heitere Grübchen der naiven Koquetten von Caernarvon, und auf dem etwas runden Oval ihres Gesichts fanden ihre Backenbeine noch Mittel hervorzutreten, als ob sie ihren celtischen Ursprung bezeugen wollten.

Alles an ihr strahlte von Gesundheit, Fröhlichkeit, Schalkhaftigkeit, Jugend, Leben und Güte.

Mary war peinlich daneben anzusehen.. Ihre ausgezeichnetere Schönheit, von höherem Typus, verschwand vor dem blendenden Glanz ihrer frischen Genossin. Dann lag so viel Leidendes in ihren bleichen Zügen, so viel Aengstliches in ihrem erloschenem Blick, und die blauen Kreise um ihre Augen zeigten die Spuren vieler Thränen!

Die beiden Mädchen sprachen bei Seite. Die übrige Gesellschaft umgab das Kamin unter der natürlichen Präsidentschaft der Lady Campbell.

Die Unterhaltung sprang von einem Gegenstand auf den andern, indem sie tausend Gegenstände der Gegenwart oder der Vergangenheit berührte. Es war eine Unterhaltung, das heißt, ein Etwas, das sich nicht definiren läßt, aber je nach den Umständen kurzweilt oder einschläfert.

Lady Campbell hielt mit geübter Hand die Zügel der Unterhaltung, und da sie ihre Idee fixirt hatte, so kam diese regelmäßig auf den Marquis von Rio Santo.

Ich habe ihn nicht im Park gesehen, so viel ist gewiß, seit ... warten Sie ... seit fünf Tagen, auf Ehre!

„Man sieht ihn nirgends," bemerkte Lady Margaret, „weder im Park, noch sonst irgendwo."

„Eine totale Verfinsterung!" murmelte deutlich der kleine Franzose Lantures-Luces; „ich spreche in vollem Ernst."

„Theurer, Sie sprechen immer in vollem Ernst," versetzte der Sportsman, indem er an dem steifen Halsband seiner Cravatte hinauffuhr... „Vor fünf Tagen ritt der Marquis Citty Bell seine weiße Stute, die den vorletzten Handicap zu Epsom gewonnen hatte ... Tags zuvor ritt er... Sie waren ja dort, Sir Paulus."

„Ich war dort, Mylord... Offenbar, Myladies, muß man, da der Marquis nirgends sichtbar wird, und sich so von dem Kreise der Mylady (Sir Paulus verbeugte sich vor der Schwester Lord Trevor's) entfernt hält, annehmen, daß er krank ist."

„Der Teufel!" brummte der Sportsman, „dieses Zweipfennigbarönchen hat mir das Wort aus dem Munde genommen."

Die ehrenwerthe Cicely Kemp bewegte, Beifall gebend, anmuthig ein unermeßliches Paar blonder Locken, welche von ihrer Stirn auf ihre Schultern wogten.

„Der Herr Marquis von Rio Santo ist nicht krank," sagte sie, indem sie spöttisch ihre hübschen Rosenlippen spitzte; „und man erzählt sich seltsame Dinge von dem großen Haus in Belgrave Square."

„Und was sagt man, meine Liebe?" fragte lebhaft Lady Margaret.

„O Madame," antwortete die ehrenwerthe Cicely Kemp, welche ihre Lippen noch mehr spitzte, „ehe Sie verheirathet sind, dürfen sich junge Mädchen nicht zu unterrichtet in diesen Dingen zeigen."

Der Sportsman unterdrückte einen Anfall von Lachen in seiner Cravatte, und dachte, daß Miß Fraskita, seine Isabellenstute, nicht besser geantwortet hätte.

Lantures-Luces verneigte sich mit liebenswürdiger Miene und sagte:

„Miß, Sie haben da einen reizenden Fächer; ich spreche"...

„In vollem Ernst," vollendete der rachsüchtige Sportsman.

„Lord John hat mich errathen, meine Damen... Sie haben ihm die Zunge gelüpft. Ach, der sehr theure Rio Santo ist nicht der einzige Flüchtling... Man sieht auch Brian von Lancester nicht mehr... unsere beiden Gestirne sind uns mit einem Mal in der Eklipse."

„Vicomte, Sie sind immer zu bescheiden," bemerkte lächelnd Lady Campbell.

„Nein, in Wahrheit nicht, Madame, Sie sind zu gütig; ich spreche... Nun, Lord John, vollenden Sie!"

Tantivy verzog das Gesicht und sagte:

„Der Teufel!"

Wenn Lantures-Luces ein Vollblut gewesen wäre, so würde ihm eine exemplarische Züchtigung zu Theil geworden sein. Aber dieser kleine Franzose hätte nicht einmal die Hälfte der Rennbahn in New-Market im Trott zurücklegen können.

„In vollem Ernst!" vollendete er triumphirend;

Lord John wollte mir nicht zu Hülfe kommen. Hat eine der Damen von unserem theuern Brian von Lancester sprechen hören?"

„Kein Wörtchen seit dem famosen Lustspiel, das er uns in Coventgarden zum Besten gegeben hat," antwortete Lady Campbell.

„In dessen Folge," fuhr Lady Margaret fort, „der Graf von White Manor zwei Tage das Bett gehütet hat."

„Man sagt, er sei verliebt," flüsterte Cicely Kemp, über die Maßen erröthend.

„Shocking!" schmähte in petto Lady Margaret.

„Die Liebe ist das einzige wahre Gut auf Erden, Myladies," deklamirte aus der Ferne der gekrönte Poet; „ein unmaterieller Ausfluß, der einem Herzen entströmt, um ein anderes Herz zu entzücken, ein unergreifbarer Hauch, ein Blüthenstaub der Seele"...

„Sir Arcadius," unterbrach ihn ruhig Doktor Müller, „es handelt sich nicht von Blüthenstaub, sondern von Pique... Ich spiele Pique, Sir Arcadius,... den Piquebuben."

Diese Diversion ließ das unschickliche Adjektiv vergessen, das die ehrenwerthe Cicely Kemp gebraucht hatte. Von Liebe sprechen in einem Alter von siebzehn Jahren, weniger eilf Monate."

„Denken Sie sich, schöne Damen," begann der lebhafte Vicomte de Lantures-Luces wieder, „daß eben an jenem Abend Brian mich boren wollte"...

„Ein herrlicher Gedanke!" dachte Tantivy.

„Gerade vor dem Theater... Ich war mit einer Dam Myladies"...

„Mit der Signora Briotta," bemerkte die unverbesserliche Cicely Kemp; „sie tanzt gut, aber sie hat häßliche Knie."

„O Madame!" rief Lantures-Luces voll Entsetzen.

„Mit andern Worten," flüsterte ihm Tantivy in's Ohr, „die Signora ist gekrönt, mein Theurer... In der

letzten Saison war ich genöthigt, Lady Aurora und Presumption zu verkaufen."

„O Mylord!" rief Lantures-Luces, „wie mögen Sie so vergleichen?... Aber man kann nicht viel Savoir vivre in der Gesellschaft der armen Presumption und der Lady Aurora lernen. Die Sache ist die, meine Damen, daß Brian mir die Faust auf die Gurgel setzte. In einer zweiten Sekunde wäre ich in der Gasse gelegen."

„Das ist ein furchtbares Original," sprach Lady Margaret mit Bewunderung.

„Erzählen Sie uns die Geschichte, Herr von Lantures-Luces," bat Lady Campbell; „gestehen Sie, meine Damen, daß wir ohne den Vicomte... und auch John Tantivy arme Verlassene wären."

Die Ladies nickten bejahend.

„Nun, mein Theurer, erzählen Sie!" sprach der Sportsman mit der Miene ärgerlicher Resignation.

Wir müssen dem Leser bemerken, daß Lord John Tantivy in diesem Theile des Jahres eine ziemlich präsentable Stattlichkeit hatte. Er fing seine famose Diät erst im Monat Februar an, um im April für die ersten Wettrenner trainirt zu werden. Im Januar war er also ein Gentleman, wie jeder Andere, trug die Haare emporgesträubt, eine unermeßlich hohe Cravatte, die im Uebermaß gesteift war, einen engen Frack, eine klassische Weste, einen Backenbart, der von Natur struppig war. Eine einzige Eigenthümlichkeit unterschied ihn von gewöhnlichen Sterblichen, daß er rittlings auf seinem Stuhle saß, und ihn fortwährend in Bewegung setzte, als ob er Miß Fraskita, Hypotenuse oder die arme Presumption zwischen den Beinen hätte.

Dieser Sportsman hatte den perpetuirlichen Trab aufgebracht.

Der Herr Vicomte de Lantures-Luces ließ sich die gehörige Zeit bitten, erklärte in vollem Ernst, daß die Geschichte das Erzählen nicht verdiene, und endete da-

mit, daß er sie im vollständigsten Getheil zum Besten gab, ohne den Verlust seines Lorgnon's zu vergessen.

Man erklärte die Anekdote für entzückend, und John Tantivy allein war nicht im Uebermaß davon erbaut.

„Zum Henker!“ dachte er, „um der Sache eine unterhaltende Seite abzugewinnen, hätte man ihm zum Mindesten das Gesicht mit Fäusten zerschlagen müssen.“

„Ich weiß noch mehr als das, meine Damen,“ rief Lantures-Luces, welchen die Beifallsbezeugungen in gute Laune brachten; „dieser einzige Brian könnte, Gott sei's gedankt, alle Salons in London mit Anekdoten versorgen!“ ...

„Mit Herrn Marquis von Rio Santo und Ihnen, Vicomte,“ sprach die Schwester des Lord's James in einem Tone, in welchem sich eine unmerkliche Schattirung von Spott unter der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit verbarg, „würzt er in Wahrheit alle unsere Unterhaltungen... Ist dem nicht so, meine Damen?“

„Gewiß!“ versetzte Lady Stewart.

„Man spricht von Paris!“ fügte Lady Margaret Wawerwenbilwoodie hinzu; „aber Paris sendet uns sein Bestes.“

„Ach, meine Damen!... meine Ladies!... in der That... in der That... in der That!“ sprach der kleine Franzose, indem er sich ringsum verneigte; „Sie überhäufen mich!... Ich verdiene es nicht... nein, meiner Treu'! aber nein... ich spreche“...

„Du sprichst zu viel, vermaledeiter Klepper!“ dachte der Sportsman, welcher gerne eine Steeple-chase aufgetischt hätte, wo zweiundzwanzig Renner, ohne die Reiter zu zählen, zu Schanden geritten wurden.

„Wir hören,“ versetzte Lady Campbell.

„Auf Ehre, meine Damen, es ist nichts Neues... Es datirt sich von wenigstens drei Wochen her; aber die Journale haben nicht davon gesprochen, so viel ich weiß... Hier die Geschichte!... Der theure Brian hatte diesen Abend in dem Klubb tête à tête mit dem Für-

sten Dimitri Tolstoy, dem Botschafter von Rußland, dinirt"...

„Wie gern wäre ich Frau Botschafterin!" dachte die ehrenwerthe Cicely Kemp.

„Sr. Gnaden trinkt, müssen Sie wissen, trinkt, wie ein Kosak, und zwar sehr melancholischen Wein."

„Der Wein!" rief von seinem Platze aus Sir Arcadius Bombastikus, „dieser kostbare Nektar, den der neidische Himmel unsern kalten Regionen versagt hat, der Wein, diese Freude der Starken, diese Stärke der Schwachen, der Wein, den die Mythologie uns unter der Gestalt eines schönen, mit grünen Weinranken bekränzten Jünglings darstellt, mit Lächeln um den Mund und Scherz auf den Lippen"...

„Teufel! mein Herr Bombastikus!" unterbrach ihn der Deutsche mit seiner originellen Pronunciation; „Sie setzen ja Herz statt Caro mit ihren grünen Weinranken! ... Das ist ja nicht mehr zum Aushalten!"

„Sr. Gnaden," fuhr Lantures-Luces fort, „seufzt beim sechsten Glas Champagner, vergießt Thränen beim zwölften, schluchzt beim achtzehnten u. s. f."

„Lancester war gerade in keiner rosenfarbenen Laune, er hielt bei dem Fürsten bis zum achtzehnten Glase aus. In diesem Stadium angekommen, hat Sr. Gnaden, meine Damen, die Gewohnheit, die Teller und ohne Unterschied Alles, was auf dem Tische steht, zu zerbrechen. Das ist eine Nationallaune, eine hyperboreische Ritterlichkeit... Sr. Gnaden zahlt übrigens am andern Tage den angerichteten Schaden aufs Pünktlichste.

„Brian weigerte sich, ihm auf dieses Feld zu folgen, und wünschte, sich auf Klagen und Schluchzen zu beschränken. Dieß führte zu ernstlichen Erörterungen, man bestellte sich auf den andern Tag nach Greenwich. Ein Kampf auf Leben und Tod sollte erfolgen. Der Fürst war in voller Wuth.

„Wirklich, meine Damen, es gibt nur einen Brian

auf der Welt, der einen Tataren zu verhindern vermag, die Tafelteller nach Belieben zu zerbrechen.

„Und schlug man sich dann?“ fragte Miß Cicely Kemp.

„Meine Liebe, ein wenig Geduld!“ versetzte Lady Margaret.

„Versteht sich, meine Damen,“ versetzte Lantures-Luces, „der Fürst, welcher sah, daß er diesen Abend nicht das kleinste Geschirrchen zerbrechen könne, stand auf und wollte gehen, Brian hielt ihn zurück.

„Mylord,“ sprach er zu ihm, „ich kenne nichts Ennuyanteres, als ein Duell auf den Degen, man sollte sich wenigstens auf Pistolen schlagen.“

„Wir können uns ja auf Säbel schlagen,“ versetzte der Botschafter.

„Pfui, Pfui! man könnte allenfalls die Lanze nehmen, möchten Sie nicht lieber die Lanze, Mylord?“

„Was soll das heißen!“ schrie der Fürst, welcher glaubte, daß man sich über Sr. Gnaden lustig mache.

„Ich fragte Sie, mein Herr, ob Sie nicht auf die Lanze beliebten?... aber nein! das gliche zu sehr jenen unschuldigen Turnieren, welche gewisse schottische Lords zum Besten geben... Setzen Sie sich doch, Fürst! Wir wollen uns gemeinschaftlich über ein Mittel berathen, wie wir uns auf eine möglichst vernünftige Weise aus der Welt schaffen können.“

„Sr. Gnaden setzte sich wieder. Man trug wieder Champagner auf und trank von Neuem wacker darauf los. Der Fürst wurde betrunken, trotz dem ersten Marquis von Irland in seinen schönsten Tagen.

„Lancester tränke das Heidelberger Faß aus, ohne seine Kaltblütigkeit zu verlieren.

„Mein Herr,“ sprach er nach einer halben Stunde, „wir müssen uns hängen.“

„A la bonne heure!“ schrie der Fürst, „so hängen wir uns, beim heiligen Nicolas!... Waiter! zwei Stricke, wenn's gefällig ist.“

„Wofür zwei, mein Herr?... es ist ein Duell, wie Sie wissen... man braucht nur einen Strick. Aber Würfel brauchen wir. Wir wollen würfeln, wer von uns beiden den andern hängen darf!"

„Ah, ah! das ist wieder ein Kerngedanke von Lancester!" rief Lady Margaret.

„Und wurde dann wirklich Einer gehängt?" fragte die ehrenwerthe Cicely Kemp.

„So warten Sie doch, meine liebe Schöne!"...

Der Fürst schrie: „Bravo!" fuhr Lantures-Luces fort; „Brian und er waren jetzt die besten Freunde von der Welt. Man brachte Würfel. Brian verlor, und wurde verurtheilt, gehenkt zu werden.

Der Fürst Dimitri Tolstoy konnte sich vor Freude nicht mehr fassen.

Es war ungefähr Mitternacht. Brian und Sr. Gnaden verließen den Klubb Arm in Arm, und nahmen ihre Richtung nach dem Portland Platz.

„Aber am Ende," fiel Cicely Kemp ein, „wurde Herr von Lancester doch nicht gehenkt, da...

„So hören Sie doch, mein liebes Herz!" rief Lady Campbell, „wie Herr von Lantures-Luces, vermag kein Sterblicher eine Geschichte zu erzählen."

„Oh, Madame!" stammelte der Vicomte, „Sie überhäufen mich mit Güte, auf mein Wort, ich kann nicht mehr wagen..."

Die ehrenwerthe Cicely Kemp neigte sich gegen das Ohr der Lady Margaret.

„Madame," flüsterte sie ex abrupto, „wollen Sie mich nicht das nächste Mal mitnehmen, wenn Sie zum Hängen gehen?"

Ueber diesem gräßlichen Einfall fuhr Lady Margaret in ihrem Lehnstuhl auf.

„Pfui! mein liebes Herz, Pfui!" strafte sie, „in Ihrem Alter!"

„Auf Portland Platz angekommen, vor dem Hotel des Grafen White Menor," fuhr Lantures-Luces fort,

„denn Sie können sich wohl denken, meine Damen, daß der Graf dabei sein Theilchen abbekam, nahm Brian seine Cravatte ab und warf seinen Rock auf den Boden.

„Nun, Prinz," sprach er, „befestigen Sie mir gefälligst den Strick um den Hals."

Der Fürst ließ sich nicht lange bitten. Man hatte zwar einige Mühe dabei, aber mit gutem Willen, meine Damen, bringt man Alles zu Stande. Einige Minuten darauf baumelte Brian von Lànceſter, an die Stange einer Gaslaterne gehängt, und Sr. Gnaden, der Fürst Dimitri Tòlſtoy, wollte sich über dem Schauspiele halb zu Tode lachen.

Wie? rief der weibliche Chor, so weit kam es!

„Ja, meine Ladys."

„Aber," warf Cicely ein, „Herr von Lancester ist am Ende doch nicht förmlich gehenkt worden?"

„Man sollte fast meinen, daß Sie es bedauern, meine Liebe," bemerkte ärgerlich Lady Margaret.

„O nein, Madame, antwortete die ehrenwerthe Miß, aber eine Geschichte muß doch zu Ende geführt werden."

„Das ist eine profunde Wahrheit, in vulgären Worten ausgedrückt," bemerkte aus der Ferne Sir Arkadius Bombasticus; „jede Geschichte, wie jedes Drama muß ihre Exposition, ihren Nodus und ihre Entwickelung haben ... ihre Protasis, Epitasis, Peripetie ..."

„Protasis, Epitasis, Peripetie," wiederholte Doktor Müller, „das sind bekannte Dinge, mein Herr Bombasticus, ich spiele die Kreuzdame, wollen Sie gefälligst bekennen, oder coupiren!"

„Nun," bemerkte Lady Campbell lächelnd, ich parire, daß der Vicomte auch eine Peripetie in petto hat.

„Verdammte Worte, dachte der Sportsman; jedoch nicht schlimm für ein Pferd, ich will das Füllen der Miß Fraskita Epitase nennen.

„Gewiß, Madam, antwortete Lantures-Luces mit

bescheidener Miene, meine Geschichte hat ihr Ende ... hören Sie:

Brian hielt den Strick mit beiden Händen, und ehe er den Sprung in die Ewigkeit that, sprach er mit tönender Stimme den Bannfluch über seinen Bruder aus. Seine Standrede lockte nach und nach die Leute im Quartier an die Fenster, so daß der arme Lancester sterbend den Trost mit sich genommen hätte, daß er dem Grafen von White Manor den H—stritt gegeben habe.

Nun, Freund Brian auf! auf! rief indessen der Fürst, welcher sich auf den Trottoir gesetzt hatte, „lassen Sie einmal als wackerer Junge den Strick los, ich möchte hier nicht übernachten. Ich fühle, ich kriege den Schnupfen! Brian harangirte immer fort, indem er seinem Bruder seinen Tod schuld gab, und den Fluch des Himmels auf ihn herabbeschwor.

Mittlerweile gingen Polizeimänner vorüber.

Die Zuhörer an den Fenstern riefen ihnen zu.

Brian ließ eilig den Strick los, aber es war nicht mehr Zeit. Die Schergen der Polizei befreiten ihn von seinem Galgen, trotz den muthigen Anstrengungen des Fürsten Demitri Tolstoy, welcher bei dieser denkwürdigen Bataille zwei Zähne verlor.

Als aber Brian wieder auf seine eigene Füße zu stehen kam, wurde die Scene plötzlich umgewandelt. Sie wissen, meine Damen, was für ein gräulicher Mensch der theure Brian ist, wenn er in Wuth geräth ... Nun er wurde roth vor Aerger, als er sah, daß man ihm ins Henkerhandwerk griff. Die Polizeimänner waren ihrer vier. Brian warf einen nach dem andern auf das Pflaster, als ob es bleierne Soldaten wären. Hierauf begrüßte er ernst Sr. Gnaden, den russischen Botschafter, welcher gleichfalls in dem Kothe lag und sich dann in allem Frieden nach Hause drückte.

„Kostbare Narrheit!“ rief Lady Margarethe.

„Wirklich, Myladies, fuhr Lord Trevor's Schweste

fort, wenn es nur einen Herrn von Lancester gibt, um solche phantastische Eccentricities zu erfinden und auszuführen, so gestehen Sie, daß es nur einen Vicomte gibt, um Sie ins gehörige Licht zu stellen.

„O! Madame! wahrhaftig ... wahrhaftig! murmelte Lantures-Luces, aufgeblasen von Selbstzufriedenheit.

„Achill war überglücklich, einen Homer zu finden," bemerkte gravitätisch der gekrönte Dichter.

„Und was wurde aus unserem russischen Botschafter?" fragte der Rosenmund der Cicely Kemp.

„Ei meine Liebe, was liegt an dem? ... was sagt Lord John Tantivy von dieser charmanten Historie?"

„Ich sage, Madame, sprach der Sportsman gravitätisch, „daß wir uns in London bald nicht mehr frei bewegen dürfen! ... Sehen Sie, da kommen vier Pinsel von Policemen, und lassen einen Edelmann sich nicht einmal mehr hängen, wenn ihn die Laune dazu treibt! ... da könnte man, auf Ehre, ebenso wohl unter den Türken leben."

„Tantivy spricht in vollem Ernst, meine Damen," bemerkte Lantures-Luces, welchen sein Triumph beinahe geistreich machte; „um Madame zu antworten," fuhr er gegen Miß Kemp sich verneigend fort, „habe ich zu berichten, daß Fürst Dimitri Tolstoy nicht gestorben ist, und um das Abenteuer zu vertuschen, seine tausend Pfund Sterling an die Journale bezahlt hat.

„Man sprach über diesen Gegenstand noch einige Minuten, dann sprang die Unterhaltung auf Anderes über. Gewiß, Lady Campbell besaß die Wissenschaft der Welt im höchsten Grade, aber wo ist ein tüchtiger Pilot, der nicht einmal in seinem Leben auf den Strand läuft, wenn ihm Wind und Fluth entgegen sind? Lady Campbell hatte nur einen Wunsch, — zu verhindern, daß die Unterhaltung nicht auf Frank Perceval falle.

Das Unglück wollte, daß man doch auf ihn zu sprechen kam, weil man in einem kleinen Kreise von

Allem — durchaus von Allem sprechen muß. Die ehrenwerthe Cicely Kemp, welche hier die Rolle spielte, die der französische Maler Gavarni seinen enfants terribles in seinen trefflichen Sittenskizzen zutheilt, sprach den Namen Frank aus. Lady Margaret fragte, wie es ihm gehe ..."

Lady Campbell warf einen unruhigen Blick auf ihre Nichte. Der Name Frank hatte die gefürchtete Wirkung hervorgebracht. Die arme Mary stützte ihr Haupt auf Diana Stewart's Schulter.

„Frank ist noch immer krank," antwortete Lantures Luces. „Er geht nicht aus und nimmt keine Besuche an."

„Erlauben Sie, Theurer," entgegnete Tantivy, erfreut, seinem glücklichen Nebenbuhler widersprechen zu können; „er nimmt vielleicht Ihren Besuch nicht an, aber er geht aus. Ich habe ihn so eben in Regent Street an der Thür der Gräfin von Derby begegnet.

„Ah!"... dachte ganz laut Lady Campbell; „sein erster Besuch geht zu Lady Ophelia ... ich wußte nicht, daß sie so eng liirt waren."

„Die Gräfin von Derby sucht Zerstreuungen," bemerkte Cicely Kemp, das enfant terrible. In dem Augenblick, wo sie diese Worte vollendete, die vielleicht nur das Echo einer Dame waren, welche das Alter der Besonnenheit hatte, öffneten sich die beiden Flügelthüren, und ein Diener kündigte an:

„Die Frau Gräfin von Derby!"

22.

Kuriositäten des Herzens.

Während der äußerst leichtfertigen Unterhaltung, welche wir im vorhergehenden Kapitel berichteten, hatten sich Miß Mary Trevor und Diana Stewart von

dem Hauptzirkel isolirt und allein eine Unterhaltung gepflogen, welche von derjenigen von dem Gros der Gesellschaft ganz verschieden war.

„Mary," sagte Diana, welche bei dem Kummer ihrer Freundin ernst geworden war, meine gute Mary, willst Du mir nicht dein Herz öffnen?... Du wirst dich wohl noch erinnern, daß wir uns versprochen haben, keine Geheimnisse vor einander zu haben... Ich habe kein Geheimniß; wenn ich eines hätte, so würdest Du es wissen... Liebst Du mich denn nicht mehr, Mary?"

„O ja, Diana... o, ich liebe Dich innig... noch, wie früher... noch mehr, als früher! seit diejenigen, welche mich liebten, mich vergessen haben!... aber ich habe kein Geheimniß."

„Und warum bist Du denn so blaß, Mary?... Warum kannst Du nicht mehr lächeln?"

„Konnte ich denn sonst lächeln, Diana?" fragte leise Miß Trevor, „was denkst Du?... ich und lächeln!"...

„O ja, lächeln! glücklich sein, Mary...

Miß Trevor senkte das Haupt

„Glücklich sein!" wiederholte sie, als ob dieß ein Wort in einer für sie unbekannten Sprache gewesen wäre.

„Du warst es früher, Mary..."

„Diana, ich erinnere mich dessen nicht mehr."

Mary ließ dieses Wort ganz leise fallen. Es war der einfache und aufrichtige Ausdruck einer so tiefen Entmuthigung, daß Miß Stewart fühlte, daß ihr Thränen in die Augen traten.

„Theure Mary," sagte sie, „sprich nicht so!... Du kannst unsere Plaudereien im Schloß unsrer Mutter und unsere langen Spaziergänge in den Wäldern von Trevor Castle nicht vergessen haben!... Wie glücklich wir beide von der Zukunft träumten!"

„Das waren Träume, Diana!..."

„Träume, die man zur Wirklichkeit machen kann, Mary! Ist nicht Alles um Dich her noch wie zuvor?

Da ist mein Vetter Frank von seiner Reise zurückgekommen ..."

„Du darfst mir nicht von Frank sprechen," sagte Miß Trevor, indem sie leicht die zarten Augbrauen runzelte.

„Warum, Mary? Solltest Du ihn nicht mehr lieben?"

„Nein."

Mary wandte ihr Haupt ab. Als sie ihre Freundin wieder anblickte, verzog ein peinlich anzusehendes Lächeln ihr Gesicht.

„Du weißt es also nicht?" fragte sie. „Ich liebe den Marquis von Rio Santo!"

„Auch Du!" rief Miß Stewart. O, nimm dich in Acht, arme Mary! Ich fürchtete mich sehr, ihn zu lieben!... Ich glaube, ich habe ihn geliebt ... ich glaube selbst ...."

Diana hielt inne und wurde röther als das Atlasband, das ihr reiches Haupthaar umschloß. Dann lächelte sie plötzlich von ganzem Herzen.

„Aber ich," fuhr sie fort, „ich liebe auf meine Weise und werde darüber nicht melancholisch ... Er ist der König unter den Männern, das ist wahr! ... Also Du liebst ihn, Mary?... Nun, kann ich sagen, wie glücklich es mich macht, Dich wieder scherzen zu sehen."

„Ich scherze nicht, Diana; ich lüge."

Miß Stewart verlor ihr Lächeln und betrachtete ihre Freundin, deren wehmüthige Stimme plötzlich eine Mischung von Bitterkeit annahm.

„Du lügst? ... wiederholte sie, ohne zu begreifen.

„Ich leide!" sprach leise Miß Trevor.

Diana schlang ihren Arm um die zarte Gestalt ihrer Freundin.

„Das trifft sich nur zu oft, arme Mary!" versetzte sie seufzend. „Aber ich verstehe nicht, was Du sagen willst ... Deine Worte haben keinen Sinn für mich ..."

„Um so besser, Diana! das kommt daher, daß Du glücklich bist.“

„Ich würde es sein, Mary, wenn ich Dich nicht leiden sähe... Und ich möchte Dich so gerne trösten!... Mein Gott!... Aber ich begreife Dein Herz nicht mehr... Hab' Erbarmen mit Dir, und mir, und antworte mir ohne Umschweife... Liebst Du Frank Perceval nicht mehr?“

„Ich heirathe den Marquis von Rio Santo, Diana.“

„Man hatte mir's gesagt... Ich wollte nicht daran glauben... Armer Frank!“

Mary roch stark an ihrem Fläschchen flüchtigen Salzes.

„Ich hoffe, ich sterbe bald!“ sprach sie.

Miß Stewart ließ ihre Arme sinken.

„Sterben!“ begann sie wieder; o, und Du liebst ihn noch, Mary!... Und wie hättest Du ihn vergessen können? Ein edles Herz, wie das Deinige wechselt nicht und liebt nur ein Mal... Aber welche fremde Tyrannei unterjocht so Deinen Willen? Lord Trevor ist der beste Vater; Lady Campbell...“

„Horch!“ unterbrach sie Mary, indem sie ein Schauer des Entsetzens überlief.

„Was gibt es?“ fragte Miß Stewart.

„Hörst Du Nichts?...

Diana horchte angestrengt und hörte Nichts außer der Flötenstimme des Herrn Vicomte von Lantures Luces, wie er auf die schon geschilderte erbauliche Weise eine Eccentricity Brian's von Lancester zum Besten gab.

Die Nerven der armen Mary schienen indessen heftig erschüttert zu sein. „O, ich höre!“ sprach sie, „und dieß Geräusch macht mir bange... Ein Gefährt eilt über das Pflaster von Park-Lane, Diana... Wenn es das seinige wäre!...“

Eine unbeschreibliche Angst lag in Miß Trevor's Stimme.

„Wessen Wagen?“ fragte Diana.

„Der seinige!... Ich höre ihn in der Ferne... Ein Etwas von ihm steht mit meinen Nerven in Rapport und foltert sie... Meine Tante sagt, ich liebe ihn... und ich liebe ihn auch vielleicht... Diana, liebe niemals, o niemals! Du bist so frisch und so hübsch, Du lächelst so fröhlich, Diana, singst so lieblich zur Harfe, tanzest auf dem Ball mit so ungezwungener Freude, bist überall frei und glücklich!... Liebe nie! Es bringt Dir zu viel Leiden!... Man lernt weinen, Diana; man wird blaß und traurig... der Gesang reizt auf, der Tanz erschöpft... und die Nacht... O! die Nacht!... der unbarmherzige Gott sendet Träume des Glücks... Träume, wenn das Glück schon unmöglich wird, und Herzensangst auf unser Erwachen lauert!

Mary erhob ihre großen, thränenlosen Augen gen Himmel; ihre Stimme wurde schwer und langsam.

„Arme Mary! seufzte Miß Stewart, welche unbestimmt die Höhe dieses seltsamen Märtyrerthums fühlte.

„Seit sechs Tagen ist er nicht gekommen!" begann Mary Trevor wieder; „weiß ich, mein Gott! ob ich wünsche, daß er wieder kommt?... Ich leide eben so viel, wenn er fern von mir ist, weil ich immer an ihn denken muß... O ich hoffe, daß ich bald sterben darf."

„Sonst," bemerkte Miß Stewart, schmerzlich ergriffen, „littest Du nicht so, als Du Frank Perceval noch liebtest!"

Miß Trevor's Stirn verklärte sich augenblicklich.

„Sonst," flüsterte sie, „sonst!... Wenn er kommen sollte, wie war ich da voller Freude!... Wie langsam ging mir da der Zeiger auf dem Zifferblatt der Uhr! Wie verlangte es mich, ihn zu sehen, wie beglückte mich seine Gegenwart, wie aufmerksam lauschte ich auf seine edeln Worte, wie eifersüchtig war ich auf jeden seiner Blicke!... Aber das ist nicht Liebe, Diana... Meine Tante hat es mir ein Langes und Breites ausein-

ander gesetzt ... oft und viel ... so oft, daß ein dicker Nebel meine eigenen Gedanken umhüllt hat ... Die Liebe ist, wie Du siehst, eine Marter, und das, was ich für Frank empfand, war ein Gefühl voll Hoffnung und Glück ... O den Marquis von Rio Santo liebe ich!"

Diese Worte, welche wie ein bitterer Spott der Verzweiflung lauteten, sprach Mary im Tone düsterer Ueberzeugung aus.

„Aber das ist Thorheit, liebe Mary!" entgegnete Diana; „Du hast Lady Campbell falsch verstanden, oder hat der Zauber dieses Mannes deinen Verstand verwirrt ... Du liebst Frank, Du hast ihn nie mehr geliebt!"

„Du bist ein junges Mädchen, meine gute Diana," versetzte Miß Trevor, den Kopf schüttelnd, „und verstehst Dich nicht auf solche Dinge ... ich auch nicht, es ist wahr ... ich sterbe, ehe ich darein eingeweiht werde." Es trat augenblickliche Stille bei den beiden Freundinnen ein. Herr von Lantures-Luces hatte seine Erzählung beendigt. Auf der andern Seite des Sâlons war ein Stillstand in der Unterhaltung eingetreten. Diana betrachtete ihre Freundin mit schmerzlicher Neugierde. Mary schien nachzusinnen, oder gab, um es genauer auszudrücken, ihren Geist vertheidigungslos den Anfällen ihres gewöhnlichen Trübsinnes hin. Eine Wolke noch bittrerer Melancholie überschattete plötzlich ihre Stirn.

„Sie ist sehr schön, Diana, mußt Du wissen, die Frau, die mir Frank Perceval's Herz geraubt hat!"

„Was sagst Du da, Mary?" fragte lebhaft Miß Stewart, die ein Strahl von Licht getroffen hatte; „Frank sollte eine andere Liebe haben! ... O wie gern wollte ich mich nicht täuschen und glauben, daß Eifersucht allein Dich peinigte! ... Ich würde Dich beruhigen ... denn Du bist im Irrthum, Mary! ... Und wer weiß, ob man den armen Frank nicht bei Dir verleumdet hat?"

„Ich habe mit eigenen Augen gesehen," antwortete Mary, „sie ist sehr schön!"

„Und was hast Du sehen können?" rief Diana, die ihren ganzen Muthwillen wieder gewann," Frank ist mein Vetter, und ich leide nicht... Arme Mary!" fuhr sie fort; „verzeihe, ich begreife jetzt, glaub' ich, Dein Leiden... Aber wer ist denn in James Trevor's House Frank Perceval so feind?"

„Ich!" antwortete Miß Trevor, deren Auge einen flüchtigen Zornblitz schoß.

„Du, Mary!... Wie? das soll ich glauben?... Ich kenne Dich als so edel und gut!... Oh, das sind mir fremde Dinge, mein Gott! Ich glaubte Anfangs, ich begreife, aber ich sehe jetzt, daß alle diese seltsamen Geschichten über meinen armen Verstand gehen. Es ist, als ob Du in einem Zauber befangen wärest!"

„Kann sein, Diana!... Aber was liegt daran?... Weiß ich doch, daß ich bald sterben darf!"..

In diesem Augenblick wurde die Gräfin von Derby angekündigt, und trat in den Salon.

Früher, ehe Rio Santo in London ankam, stand Lady Ophelia sehr vertraut mit Lady Campbell. Später, als ihr Verhältniß zu dem Marquis bekannt wurde, erkaltete natürlich ihre Freundschaft mit Mary's Tante. Nichts desto weniger war die Verbindung nicht abgebrochen: man bricht in gewissen Kreisen nicht gern ganz und gar, weil ein Bruch immer viel Gerede macht. Wir haben Lady Ophelia auf dem Ball in Trevor's Hause gesehen.

Aber es war doch sehr selten, daß Lady Ophelia und Lady Campbell sich ungenirt und an den für Vertraute bestimmten Tagen besuchten. Eine Mauer der Etikette hatte sich zwischen beiden erhoben. Sie liebten sich nicht.

Dagegen hatte Lady Ophelia für Mary eine gewisse Freundschaft oder vielmehr zartes Mitleid bewahrt. Mary

war jedoch ihre Nebenbuhlerin; aber das wahrhaft edle Gemüth der Gräfin von Derby konnte keinen Haß gegen die zarte, harmlose Gegnerin fassen, die ihr der Zufall gegeben hatte; und dann that ihr feiner, welterfahrner Geist, der die unmerklichsten Nuancirungen verstehen konnte, helle Blicke in Mary's Herz.

Sie errieth, daß ihre eigentliche Nebenbuhlerin nicht das arme Kind, sondern dessen Tante, Lady Campbell, war, deren Eigensinn zur Leidenschaft geworden war, und die für Rechnung und an der Stelle ihrer Nichte zum Närrischwerden liebte.

Wir wissen nicht, ob man dieses Thema schon zu einem Lustspiel benützt hat. Die Materie ist etwas schwierig; aber Sheridan oder Fielding würden sie für alle Welt genießbar gemacht haben. Und was sollte es in der That Komischeres geben, als daß diese vortrefflichen Persönlichkeiten, in das Alter der Weisheit vorgerückt, ihre Ergebenheit so weit treiben, daß sie über sich nehmen, für Andere zu fühlen?

Die Lady's Campbell sind leider weniger selten, als man glaubt. Es sind tugendsame, geistreiche, liebenswürdige Frauen.

Es ist wirklich so. Niemand kann das Gegentheil sagen... und diese guten Geschöpfe stiften mit ihren liebebedürftigen, weichen Herzen mehr Unheil, als drei oder vier Megären der schlimmsten Art.

Sie sind müßig. Sie haben zu viel Geist und zu viel Herz; sie setzen beide in Thätigkeit. Sie können nicht anders; es ist so das Gesetz der Natur.

Mit ein wenig mehr Egoismus würden sie ihr Glück für eigene Rechnung versuchen; mit weniger Geist würden sie nicht gefährlich sein. Drehen wir die Sache etwas anders, so wird sie grotesk und lächerlich, aber auf unsern Lippen erstarrt uns das Lachen zu Eis. Unter der burlesken Außenseite ist sehr viel Tragisches.

Unter den dienstfertigen, edelmüthigen, mütterlichen Händen jeder Lady Campbell finden wir beinahe immer

eine Miß Trevor, welche erbleicht, leidet, welcher das Herz bricht . . .

Die Gräfin von Derby mit dem Blicke der welterfahrnen Dame hatte schon lange der Tante und der Nichte ihre Stelle angewiesen — der erstern all ihren Groll, der andern all ihr Mitgefühl geschenkt. Nur konnte sie nicht genau ermessen, wie weit die geistige Knechtschaft der Miß Trevor ging, und sie wußte also auch nicht genau, wie sehr sie darunter litt.

Der Eintritt der Gräfin von Derby erregte einige Ueberraschung unter den gewohnten Gästen von Trevor House, Jeder von ihnen wußte vollkommen, wie die schöne Besucherin und die Gebieterin des Hauses mit einander standen. Der Vicomte von Lantures-Luces liebkoste in allem Ernst mit der Kette seines Lorgnon's; der Sportsman brummte: der Teufel! und Miß Cicely Kemp öffnete schon ihren bezaubernden Rosenmund, um irgend etwas Enormes, ein Shocking ersten Ranges zu bezeichnen, als Lady Margaret den guten Einfall hatte, ihr mit einer Gebärde Stillschweigen zu empfehlen.

Was Lady Campbell betrifft, welche nicht weniger überrascht war, so erhob sie sich lächelnd und eilte ihrer alten Freundin mit wahrhaftem Entzücken entgegen, was den Lord John Tantivy veranlaßte, folgende geistreichen Reflexionen vor sich hin zu murmeln:

„Zwei Stuten würden sich im gleichen Falle schlagen, und die da thun einander schön.“

Das Wort die da hatte übrigens bei Lord John nichts Beleidigendes für die schöne Hälfte des Pferdgeschlechtes.

Die Whistspieler hatten sich erhoben. Der Empfang hatte nach allen Regeln des Anstandes stattgefunden.

So sehr aber auch Lady Campbell entzückt und zuvorkommend war, so unbehaglich und verwirrt schien die Gräfin von Derby, und das war befremdend: denn Lady Ophelia war in ganz London wegen ihrer unvergleichlichen Gewandtheit im Umgange berühmt. Ihre

Nebenbuhlerinnen kopirten ihre Haltung, indem sie verzweifelten, es besser als sie zu machen, wenn sie es anders machten.

Sie war sehr blaß. Ihre schönen Augen trugen einige Spuren von Ermüdung oder von Thränen. Ihr Blick war zerstreut bis zur Verwirrung.

„Ich sehe Miß Trevor nicht,“ sagte sie, ehe sie sich setzte; „ist sie wohl krank?“

Mary stand vor ihr.

„Ah!“ begann Lady Ophelia wieder, indem sie sie erblickte; „Sie sind sehr verändert, theure Mary!“

Sie küßte sie auf die Stirn, und mit einer unwillkührlichen Bewegung glitt ihre Hand in ihren Busen, aber sie zog sie leer zurück, und erröthete, als ob sie im Begriff gewesen wäre, eine schlechte Handlung zu begehen. Darauf entfernte sie sich schnell von Mary, um mitten in dem Cirkel Platz zu nehmen.

„Madame,“ sagte Lantures-Luces zu ihr, „ich glaube, ich habe nie eine so entzückende Agraffe bei Ihnen gesehen!“

Man muß hier bemerken, daß Lady Ophelia keinen Fächer hatte, den der kleine Franzose vorzugsweise hätte bewundern können.

„Bringen Sie uns,“ fuhr er fort, „keine Nachrichten von dem theuern Frank Perceval?“

Lady Ophelia wechselte die Farbe.

„Wie Sie roth werden, Mylady!“ rief die ehrenwerthe Cicely Kemp, „und wie blaß jetzt wieder!“

„Still! still! meine Liebe!“ flüsterte Lady Margaret.

„Frank Perceval!“ stammelte Lady Ophelia: „ich weiß nicht... in Wahrheit... mein Herr!“...

„Lord John wird sich getäuscht haben,“ unterbrach der kleine Franzose gutmüthig.

Die Gräfin, so aufmerksam gemacht, bestrebte sich, ihre Fassung wieder zu gewinnen.

„Ich habe den ehrenwerthen Frank Perceval in der

That gesehen, mein Herr! er leidet noch an seiner Wunde ... er leidet sehr, mein Herr ...

Mary drückte Miß Stewart auf den Arm. Sie entfernten sich. Lady Ophelia folgte ihnen mit unruhigen Blicken.

Die übrige Zeit des nicht sehr langen Besuches war peinlich, trotz den Anstrengungen der Lady Campbell, welche vergeblich versuchte, ihre bewundernswerthen Unterhaltungskünste aufzubieten. Offenbar litt die Gräfin, und sonderbar, man hätte sagen können, daß ihr Unbehagen Scham oder Gewissensbisse verrieth.

Sie erhob sich endlich. Alle beeilten sich, ihr nachzuahmen, denn gegen die Gewohnheit beengte ihre Gegenwart die ganze Gesellschaft.

Nachdem sie der Lady Campbell die Hand gereicht und Lord James zum Abschied gegrüßt hatte, ging sie, statt nach der Thüre, mit eiligen Schritten auf Mary zu, welche einen schwachen Schrei ausstieß.

Ohne Zweifel geschah es aus Ueberraschung.

Indessen behauptete Miß Cicely Kemp, trotz dem wiederholten St! St! der Lady Margaret, daß die Gräfin bei ihrer Umarmung ein Papier aus dem Busen gezogen und Mary in den Schooß geworfen habe.

Lady Campbell warf einen argwöhnischen Blick nach dieser Richtung, aber sie sah Nichts.

Freilich war die weiße Hand der Anna Stewart eilig vorgefahren, und hatte sich dann wieder zurückgezogen. Zum Glück hatte die ehrenwerthe Cicely Kemp diese Bewegung nicht bemerkt.

Die Gräfin von Derby war nicht mehr da. Augenscheinlich war jene Behauptung ungegründet. Der Kreis schloß sich wieder und machte über diesen unerwarteten Besuch seine Glossen.

Indessen empfing Mary zitternd und mühsam athmend insgeheim aus den Händen der Miß Stewart einen Brief, auf dessen Adresse sie mit einem Blicke die Schriftzüge Frank Perceval's erkannte.

Miß Cicely Kemp hatte also nicht so ganz Unrecht gehabt.

23.

Das Stelldichein.

Frank Perceval hatte sich allein der Gräfin von Derby vorgestellt, Stephen im Wagen gewartet.

Es hatte vieler Bitten bedurft, Lady Ophelia zu bestimmen, die so viel feines Gefühl hatte und an jene hohe, würdige Zurückhaltung gewohnt war, welche bei dem Volke unserer Salons die Stelle der Moral vertritt; es hatte, sagen wir, vieler Bitten bedurft, um sie zu dem zweideutigen Schritte zu bestimmen, welcher das vorige Kapitel schließt.

Eine heimliche Botschaft an ein junges Mädchen auszurichten, überschreitet nach unsern heuchlerischen Sitten, welche sich für die Menge in den Mantel einer strengen Pruderie hüllen, und unaufhörlich den falschen Puritanismus einer auf die Spitze getriebenen Jüngferlichkeit nachäffen, wirklich alle Gränzen und muß in Aller Augen als eine empörende Enormität erscheinen. Von dreihundert Dutzenden von Ladies würde sicherlich keine Einzige dieses Faktum erzählen hören, ohne die Augen zu erheben und jenes mißtönige Miauen anzustimmen, jenes o! o! o! in drei gleich falschen Tonarten gesteigert, was zu London der höchste Fluch der Weiber ist. Das berüchtigte shocking wäre zu unmächtig, um ihrer tugendsamen Entrüstung vollen Ausdruck zu geben.

Wir sind zu galant, um nicht das Echo des Chors zu bilden. Man muß miauen mit den Ladies, so gut als heulen mit den Wölfen.

Im Ernst, die Frage, allgemein gefaßt, ist wichtig,

und wir sind weit entfernt, sie zu bejahen; aber der Fall der Lady Ophelia war kein gewöhnlicher. Wir verlangen von unsrem Leser nicht die schmähliche Entschuldigung mildernder Umstände, sondern eine offene, volle Freisprechung.

Wußte sie nicht, was die Zukunft der Miß Trevor bedrohte? Kannte sie nicht die Rechte Frank's, sich zum Vertheidiger der armen Unglücklichen aufzuwerfen?

So hatten denn auch ihre Hauptbedenken nicht ihren Grund in dem natürlichen Widerstreben jedes Hochgesinnten gegen eine zweideutige Handlung. Wenn Lady Ophelia ihren Schritt vom wahren Gesichtspunkte der Ehre für schmählich oder auch nur für tadelnswerth gehalten hätte, so hätte Nichts in der Welt sie vermocht, ihn zu thun.

Ihre Zögerung hatte einen ganz andern Grund. Sie fürchtete, dem Marquis von Rio Santo zu schaden.

Sie hatte bereits das Geheimniß des Marquis entdeckt; sie bereute es, weil sie, wenn auch ganz überzeugt von der Rechtlichkeit Frank's, einen Kampf fürchtete, in dem sie selbst die Waffen gegen einen Mann, den sie liebte, geliefert hätte. Sollte sie also noch weiter gehen, selbst gewisser Maßen zum Angriff blasen und die Feindseligkeiten eröffnen?

Von dieser Seite betrachtet, war die Frage leicht zu lösen. Bei den ersten Worten Frank's steifte und weigerte sich die Gräfin. Aber Frank hatte seine Rolle einstudirt. Sich selbst überlassen, wäre er nur beredt gewesen und hätte seinen Prozeß verloren: denn die Liebe, welche in Ophelia's Herzen dagegen plädirte, kann auf dem Boden der Beredtsamkeit nicht besiegt werden. Stephen hatte gesprochen; Frank erinnerte sich dessen und wurde Advokat; die Liebe, auf die Seite geschoben, verstummte.

Das ihm von Lady Ophelia anvertraute Geheimniß gehörte ihr allein; aber Frank sah es als Ehrensache an, über Mary Trevor zu wachen. Stillzuschweigen

war für ihn Pflicht, so lang Stillschweigen möglich war, aber die Umstände drängten. Lord James, in dessen Herzen das anvertraute Geheimniß wie in einem Grabe verborgen geblieben wäre, hatte jede Erörterung zurückgewiesen: zwei Wege nur blieben offen, es gab keinen dritten.

Der erste war, sich zu dem Marquis mit der Drohung im Munde zu begeben, und ihn zu zwingen, seine Bewerbung aufzugeben, ihn zu bewältigen, indem man ihm die Waffe zeigte, welche die Indiskretion der Gräfin gegen ihn geschmiedet hatte.

Der andere war einfacher. Er bestand darin, Mary zu sprechen.

Aber Mary ging nicht aus, und Frank konnte sich in Trevor-House nicht zeigen.

Das war im Wesentlichen, was Perceval geltend machte.

Lady Opheliens Wahl — konnte sie wohl zweifelhaft sein bei diesem Dilemma! bei diesem letztern Mittel erfuhr Rio Santo Nichts, und das Geheimniß blieb zwischen Frank und Mary Trevor.

Sie ergab sich darein: Frank schrieb einen Brief. Die Gräfin ließ anspannen und begab sich nach Trevor-House.

Die übergroße Verwirrung, in der wir sie in dem Augenblick sahen, wo sie Mary Perceval's Billet übergeben sollte, war das Ergebniß der beiden Gründe, die wir so eben dem Leser mitgetheilt haben. Aber hier unter den feindlichen Blicken der Lady Campbell gewann ihre Scham die Oberhand über die Besorgnisse ihrer Liebe.

Sie zitterte nicht mehr für Rio Santo, sondern für sich selbst.

Es stand nicht bei der ehrenwerthen Cicely Kemp, daß ihre Besorgnisse sich nicht verwirklichten.

Als sie Trevor-House verließ, rann der Gräfin der Schweiß über die Stirn. Sie drückte sich erschreckt in

eine Ecke ihres Wagens, ein furchtbares Gewicht lag ihr auf der Brust. Es war ihr, als ob ganz London am andern Morgen auf ihrem Gesichte das Verbrechen des verletzten Anstandes, das sie so eben begangen, lesen würde.

Nun ist London, so nachsichtig für das Laster der Mode des Herkommens, ohne Mitleid für jeden Fehler, der noch keinen Vorgang hat.

Man kann hier Alles thun, aber auf eine gewisse Manier. Man muß sich wohl zusammen nehmen und sich nur nach der Etikette im Kothe wälzen.

Der Wagen hielt vor der Treppe vor Barnward House, als die Gräfin noch ganz in Aufregung war.

„Ich hätte es nicht gewagt!“ murmelte sie, indem sie ein Schauer überlief, „o nein, ich hätte es nicht gewagt, mein Gott! aber das arme Kind war so blaß und schien so viel zu leiden.

Frank's Brief enthielt nur einige Linien; er bestimmte in ehrerbietigen, aber festen und dringenden Worten ein Rendezvous der Miß Trevor bei ihrer Freundin Miß Diana Stewart, der Cousine Frank Perceval's.

Mary las und war einen Augenblick ganz in Gedanken versunken.

„Glaubst du, daß ein Mann zwei Frauen lieben kann, Diana?“

„Weißst du nicht, Mary,“ versetzte unbesonnen Diana, „daß Rio Santo nie weniger als vier auf ein Mal liebt?“

Eine Thräne rollte über Miß Trevor's Wange.

„Frank ist auch so ohne Zweifel,“ flüsterte sie; „er liebt mich und liebt jenes Weib ... ich liebe ihn nicht mehr“ ...

Sie hielt Miß Stewart den Brief hin.

„Höre, Diana,“ fuhr sie fort, „morgen, wenn er zu Dir kommt, um mich zu sprechen, sag' ihm, daß ich sehr glücklich bin ... sag' ihm, daß es eine Lust sei, mich singen zu hören und lächeln zu sehen ... sag' ihm, daß

Du Mühe habest, mir es an Fröhlichkeit gleich zu thun, so närrisch vergnügt sei ich."

Sie unterbrach sich erschöpft. Diana, welche nicht begriff, warf einen Blick auf den Brief.

„Wie, Mary!" rief sie, „hast Du wohl den Muth, diesen armen, verwundeten, leidenden Frank zurückzustoßen?"

„Leidet er denn so sehr als ich?" fragte Miß Trevor mit brechender Stimme; „sag' ihm... Du erinnerst Dich noch, nicht wahr, Diana?... sag' ihm Alles... nun! wenn ich gestorben bin, mag er erfahren, was ich gelitten habe, aber bis dahin soll er mich für glücklich halten!"

„O Mary, arme Mary!" flüsterte Miß Stewart, „welcher bösliche Einfluß lastet doch auf Dir? welche Hand hat über Deine Augen die grausame Binde geschnürt, die Dich blind macht!... Aus Mitleid für Dich stoße Frank's Bitte nicht zurück; komme morgen, und wäre es auch nur, ihm ein letztes Lebewohl zu sagen!"

„Wenn Du sie gesehen hättest, Diana," antwortete Mary, welche in einer plötzlichen Anwandlung von Eifersucht wieder einige Kraft fand; „wenn Du wüßtest, wie schön sie ist!... nein, nein, ich geh' nicht hin!..."

Mary war, wie alle schwachen Naturen, bis zum Uebermaß eigensinnig, wenn kein höherer Einfluß ihren Willen niederhielt.

Miß Stewart versuchte nicht weiter, sie zu widerlegen.

Am andern Morgen zur festgesetzten Stunde eilte Frank Perceval zu dem Rendezvous. Diana war allein in dem Salon ihrer Mutter, sie sollte ihrem Vetter die traurige Kunde von Mary's Weigerung geben.

Aber Frank hatte nicht Zeit, seinen Kummer darüber auszusprechen. Kaum hatte Diana geendet, so trat Miß Trevor, ohne sich anmelden zu lassen, ein.

Sie war weiß gekleidet, obgleich es Morgens und mitten im Winter war. Einer jener anmuthigen italiä-

nischen Strohhüte, welche unsere Ladies in jeder Jahreszeit tragen, umschloß ihr Hauptthaar, von dem sich einige Locken, durch die feuchte Luft erweicht, hervorgedrängt hatten. Sie ging mit geschmeidigem, leichtem Tritte, wie sonst, durch den Salon, und reichte erst Diana, dann Frank die Hand. Darauf setzte sie sich zwischen sie, wie sie früher vor Perceval's Reise zu thun gewohnt war.

„Die ganze Nacht habe ich von euch beiden geträumt," sprach sie; „ganz wach geträumt, denn ich schlafe schon lange nicht mehr... ich habe gedacht, daß meine theure Diana mich für recht böse halten werde, und habe Frank sehen wollen... und will es auch meinem theuren Frank sagen, und ihn versichern, daß Mary Trevor stets sein Glück wünscht."

Sie sprach diese Worte mit einfacher, fester Stimme, an der durchaus keine Aufregung zu bemerken war.

„Kommen Sie mir zu Hülfe, Frank," fuhr sie fort, „mein Hut ist zu schwer für meinen armen Kopf, er drückt mir die Stirn... danke, Frank," fügte sie in einem Tone kaum merklicher Bitterkeit hinzu, als Perceval ihr gehorcht hatte, „Sie haben auf Ihrer Reise die Kunst, Damen zu bedienen, nicht vergessen."

Ihre langen Haare, nunmehr frei von jeder Fessel, floßen in leichten Locken auf ihre Schultern herab und faßten mit ihren goldnen Reflexen die blassen Umrisse ihres abgezehrten Gesichtes ein. Sie war noch schön, aber ihre Schönheit schien nicht mehr der Erde anzugehören. Man hätte sie für eine jener bleichen Jungfrauen gehalten, welche die nebelhafte Dichtung Ossian's uns zu schauen gibt, wie sie den Gräbern entsteigen, und ihre tastlose Gestalt dem Hauche des Nordwindes preisgeben, welcher sie davon trägt und ihre blonden Locken und die durchsichtigen Draperien ihrer Gewänder geisterhaft flattern läßt.

Sie betrachtete abwechselnd Perceval und Miß Stewart, welche beide vor Erstaunen stumm blieben.

„Du scheinst traurig, theure Diana," sprach sie; „und Sie, Frank, sind sehr verändert... ich, ich weiß nicht, ob ich sterbe, oder ob ich wahnsinnig werde."

Diese seltsamen Worte wurden, wie alle übrigen, in jenem leichten Tone gesprochen, den man annimmt, um die Gemeinplätze einer unbedeutenden Unterhaltung auszutauschen, aber sie fielen wie Eis auf Frankens Herz, und machten Diana erzittern.

Mary nahm den schmerzlichen Eindruck nicht wahr, den sie hervorbrachte, und schüttelte ihr hübsches Haupt mit einer Art kindlicher Koketterie.

„Diana," begann sie plötzlich wieder, „erinnerst Du Dich nicht mehr Deiner Rolle? Da wir drei schon einige Zeit beisammen sind, so hast Du vielleicht Lust, Dein Piano zu versuchen, weißt Du's, liebe Diana?... Frank und ich bleiben dann allein"...

Miß Stewart blieb unbeweglich. Mary stieß mit ihrem kleinen Fuß gegen den Teppich.

„Nun, Diana!" rief sie ungeduldig: „so lange Du da bist, sagt mir Frank nicht, daß er mich liebe!"...

Diana erhob sich mit einer mechanischen Bewegung und trat langsam auf ihr Piano zu, das sie öffnete.

Mary gab Perceval die Hand, den sie kummervoll betrachtete. Die flüchtigen Farben, welche eben noch die Ungeduld auf ihre Wangen getrieben hatte, verschwanden. Sie senkte das Haupt auf die Brust und sprach nicht weiter.

Diana bewegte mechanisch ihre Finger auf den Tasten des Piano's, aus dem, wie vom Zufall gerufen, Strömungen von Tönen sich ergossen.

Diese unerwarteten Laute wirkten elektrisch auf Mary Trevor ein. Sie bebte heftig, hob rasch ihr schwaches Haupt wieder empor und entzog ihre Hand den Händen Perceval's.

„O!" rief sie mit einem langen Seufzer.

Darauf betrachtete sie Frank, als ob sie ihn jetzt

zum ersten Mal gewahrte, rückte etwas von ihm zurück und sprach:

„Was thun Sie hier, Mylord?"

„Mary, meine theure Mary!" rief Frank, welchem diese plötzliche Härte lieber war, als die seltsame Hingebung, die Mary so eben ihm gezeigt hatte; „Mary, um Gotteswillen weigern Sie sich nicht, mich anzuhören... seien Sie nicht so grausam, wie Ihr Vater... stoßen Sie mich nicht zurück, ehe Sie meine Rechtfertigung gehört haben... ich liebe Sie noch immer, Mary! ich habe immer nur Sie geliebt!"

Miß Trevor machte eine sichtbare Anstrengung, um den Anschein von Kälte zu bewahren.

„Mylord," sprach Sie, „Ihre Worte setzen mich in Erstaunen. Warum wollen Sie sich rechtfertigen? Ich klage Sie nicht an... Sie geben zu viel Wichtigkeit einer Vergangenheit, die schon sehr weit hinter uns liegt, und die zu verläugnen wir beide im Begriff sind."

„Wir Beide, Mary!... o nein... ich wenigstens nicht! Diese Vergangenheit wird immer meine liebste Erinnerung sein... es ist also wahr, mein Gott! daß Sie mich nicht mehr lieben!"

„Ja, Mylord."

„Und Sie können dieß ohne Aufregung und Bedauern sagen, Mary!"

„Ich kann und muß, Mylord, weil ich die Verlobte des Herrn Marquis von Rio Santo bin."

Ende des zehnten bis zwölften Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trolopp, Francis

Londoner Mysterien ein Sittengemälde

Bd.: 10/12

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.73(2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750423-9